GRUNDRISS

DER

SOZIALÖKONOMIK

I. Abteilung

Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft

BEARBEITET

VON

K. BÜCHER, J. SCHUMPETER, FR. FREIHERRN von WIESER



TÜBINGEN 1914
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)

II.

Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte.

Von

Joseph Schumpeter.

Inhaltsübersicht.

Literatur[1]).

Erst in der Zeit des Niedergangs des klassischen Systems erwachte ein stärkeres Interesse für die Geschichte unserer Disziplin. Im 18. Jahrhundert kam es wohl zu bibliographischen Zusammenstellungen, aber nicht zu Bearbeitungen ihrer Geschichte in erheblichem Maß. Genannt sei Rossigs „Versuch einer Geschichte der Oekonomie und Kameralwissenschaft" 1781. Auch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind es vor allem Deutsche, die sich an diese Arbeit machen. Nennen wir Weitzels „Geschichte der Staatswissenschaften" 1832/3, Baumstarks „Cameralistische Encyklopädie" 1835 und v. Mohls Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften 1855—58. Ein mit kurzen Bemerkungen versehener Katalog — und als solcher wertvoll — war Mc. Cullochs: The Literature of Political Economy 1845. Der erste, recht flüchtige, Versuch zu einer eigentlichen Geschichte unserer Wissenschaft ist das Buch Blanquis: Histoire de l'économie politique en Europe 1838, das großen Erfolg hatte. Auf ähnlicher Stufe steht das Buch von Kautz: Geschichtliche Entwicklung der Nationalökonomie und ihrer Literatur 1860, weit übertroffen durch das dogmenhistorische Hauptwerk seines Lehrers Roscher: Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland 1874. Dieses Resultat emsigsten Fleißes war für lange Zeit tonangebend und ist trotz mancher Mängel noch heute lesenswert. Auch desselben: Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre 1851. Aber an Kraft und Herrschaft über die dargestellten Gedanken steht Dührings Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus 1874 hoch über ihm. Seither ist es in Deutschland zu einer ähnlich bedeutenden Darstellung der ganzen Geschichte der Nationalökonomie nicht mehr gekommen. Eisenharts Geschichte der Nationalökonomik 1881 gilt fast nur den wirtschaftspolitischen Ideen. Das gründliche Werk Onckens: Geschichte der Nationalökonomie 1902 behandelt nur die Zeit vor A. Smith. Eine kurze Uebersicht über die Methoden- und Systemgeschichte findet man in v. Schmollers Artikel „Volkswirtschaftslehre" im H. d. St. Genannt seien noch: v. Scheels dogmenhistorischer Artikel in Schönbergs Handb. der Pol. Oek., das Sammelwerk: Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre 1908 und Hasbachs Arbeiten, die Bausteine zu einer großen Geschichte der Nationalökonomie sind. Die französische Literatur ist an zusammenfassenden Darstellungen reicher. Außer den Werken von Espinas, Rambaud, Dubois kommt vor allem Gide et Rist, „Histoire des doctrines économiques" 1908 in Betracht. Größer angelegt ist Denis' unvollendete „Histoire des systèmes économiques et socialistes 1904—07. Die englische Literatur hat nur eine gründlichere Leistung auf diesem Gebiet aufzuweisen: Ingrams „History of Political Economy" 1888 (deutsche Uebersetzung, 2. Aufl. 1905)[2]), die amerikanische besitzt ein Lehrbuch in: Haneys „History of Economic thought" 1911. Cossas 1876 in 1. Aufl. erschienenem „Guida allo Studio dell' economia politica", der einen großen Erfolg hatte, ist wenig Gutes nachzurühmen. Von Geschichten der Nationalökonomie in einzelnen Ländern — Roschers Geschichte der deutschen Wissenschaft bietet auch Ausblicke auf die andrer Völker — seien die betreffenden Artikel in Palgraves Dictionary of Political Economy hervorgehoben. Eine Zeitschrift für Dogmengeschichte gibt es nur in französischer Sprache: Revue d'histoire des doctrines économiques, Paris.

---

[1]) Wir beschränken uns hier auf die dogmengeschichtliche Literatur der Nationalökonomie und schließen die der Soziologie aus. Ferner ist die folgende Aufzählung auf Darstellungen beschränkt, die zeitlich den ganzen Stoff oder doch seinen größten Teil umfassen oder umfassen sollen.

[2]) J. Bonar ist hier in demselben Sinn zu nennen wie etwa Hasbach. Auch er hat ein großes Wissen zu verschiedenen Einzelleistungen ausgemünzt, die weite Strecken des Wegs unsrer Wissenschaft beleuchten. Sein Hauptwerk ist: Philosophy and Political Economy in some of their historical relations 1893 (2. Aufl. 1909).

Die dogmenhistorische Detailforschung ist natürlich vor allem in Spezialarbeiten über einzelne Autoren und Richtungen zu suchen, von denen im folgenden nur wenige genannt werden können. Jetzt sei nur auf die betreffenden Artikel im H. d. St. verwiesen. Aber viel mehr als aus umfassenden Geschichten der Wissenschaft und aus solchen Monographien lernt man aus Geschichten einzelner Lehrsätze und Probleme, in denen der wissenschaftliche Entwicklungsgang im einzelnen ganz anders zu seinem Rechte kommen kann. Es seien vor allem genannt: v. Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins, I. Bd.: Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 1. Aufl. 1884, 2. Aufl. 1902. Marx: Theorien über den Mehrwert (ed. Kautzky). Zuckerkandl: Zur Theorie des Preises 1889. Whittaker: History and Criticism of the Labor Theory of Value in English Political Economy 1903. Liebknecht: Zur Geschichte der Werttheorie in England 1902. Sewall: The theory of Value before A. Smith 1901. Kaulla: Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien 1906. Graziani: Storia critica della teoria del valore 1889. v. Bergmann: Geschichte der nationalökonomischen Krisentheorien 1899. Salz: Beiträge zur Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie 1905. F. Hoffmann: Kritische Geschichte der Geldwerttheorie. Rost: Die Wert- und Preistheorie mit Berücksichtigung ihrer dogmengeschichtlichen Entwicklung 1908. Pierstorff: Unternehmergewinn, Mataja: Unternehmergewinn. A. Menger: Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Zwiedinek: Lohntheorie und Lohnpolitik. Ergang, Untersuchungen zum Maschinenproblem. Kostanecki: Arbeit und Armut und viele andere. Diese Dogmengeschichten und die sich daran schließenden Kritiken sind von sehr ungleichem Wert. Aber sie sind doch die Träger wirklicher Verarbeitung des wissenschaftlichen Gedankenmaterials. Im weitern Sinn ist fast unsere ganze Literatur hierherzustellen, da fast jeder Autor dogmengeschichtliche Rückblicke und Kritiken bietet.

I. Die Entwicklung der Sozialökonomik zur Wissenschaft[1]).

1. Die wissenschaftliche Nationalökonomie, so wie sie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts konstituierte, ist aus zwei deutlich zu unterscheidenden Wurzeln erwachsen. Die das bisher Geleistete zusammenfassenden und der Folgezeit übermittelnden Werke des 18. Jahrhunderts, von denen A. Smiths Wealth of Nations das weitaus wichtigste ist, bieten uns zwei Gedankenmassen dar, die lange voneinander unabhängig gewesen waren: Eine Gedankenmasse, die aus der Arbeitsstube der Philosophen im weitesten Sinn kam, der Denker, denen das soziale Leben und Treiben als solches von vornherein als Problem und als Element eines Weltbilds erschien, also aus der großen Mutterwissenschaft, der Philosophie, und eine andre Gedankenmasse, die von der Triebkraft des Interesses an praktischen Zeitfragen von Leuten verschiedener Typen aufgehäuft worden war. In der gebotenen Kürze wollen wir die Genesis beider verfolgen ohne jedoch zu vergessen, daß in manchen Fällen diese Einteilung, so wesentlich sie ist, sachlich ebenso versagt wie jede solche Gruppierung und daß sie in derartigen Fällen den Anschein der Willkürlichkeit gewinnen muß.

2. Die „philosophische" Gedankenmasse hat ihre letzte literarische, von den Anschauungen des Alltags und den Grundsätzen von Gesetzgebern und Reli-

---

[1]) Literatur: An Spezialwerken kommen vor allem Hasbachs Philosophische Grundlagen der von F. Quesnay und A. Smith begründ. Politischen Oekonomie, Schmollers Forschungen 1890, und Bonars obenerwähntes Buch in Betracht. Die Oekonomie des klassischen Altertums studiert man am besten an der allgemeinen Fachliteratur der Altertumswissenschaften und besonders der antiken Wirtschaftsgeschichte. Doch seien zwei Arbeiten über die ökonomischen Anschauungen des Aristoteles genannt: Kraus, Wertlehre des Aristoteles, Kinkel, Sozialökon. Anschauungen des Aristoteles. Vgl. auch: Gouchon, Les doctrines économiques dans la Grèce antique. Für den Rest dieser Epoche: Endemann, Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre. Ashley, English economic history and theory. Contzen, Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur im Mittelalter. Brants, Théories économiques au XIII. et XIV. siècles. Laspeyres, Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur zur Zeit der Republik 1865. Gargas, Die volkswirtschaftlichen Anschauungen in Polen im XVII. Jahrh. Small, The Cameralists. Leslie Stephen, English Thought in the XVIII. Century. Supino, La scienza economica in Italia nei secoli XVI—XVII (1888). Horn, L'économie politique avant les physiocrats 1867.

gionsstiftern unterscheidbare, Quelle im griechischen Altertum. Nicht etwa bloß in dem Sinne, daß die griechischen Denker Erkenntnisse ökonomischer Natur ausgesprochen hätten, die in späteren Zeiten nochmals selbständig formuliert worden wären; vielmehr wirkten die griechischen Denker selbst auf die Folgezeit und es führt eine ununterbrochene oder doch stets wieder angeknüpfte Kette von Beziehungen von ihnen bis zu den meisten jener Autoren, aus deren Arbeiten Adam Smiths Werk entstand, und zu diesem selbst. Die für uns wichtigsten griechischen Einflüsse sind die von seiten Aristoteles', Platos und der Stoiker und Epikuräer — nach ihrer Bedeutung für uns geordnet. An sich freilich darf der Wert des von ihnen Gebotenen, abgesehen von seiner historischen Rolle, nicht überschätzt werden. Es ist verfehlt, in jede gelegentliche Aeußerung alles das hineinzuinterpretieren, was spätere Zeiten an ähnlich klingende Sätze geknüpft haben. Gewisse fundamentale Sätze, die an der Schwelle ökonomischer Gedankengänge stehen, sind außerdem so einfach und entspringen so natürlich schon der praktischen halb instinktiven Kenntnis der wirtschaftlichen Vorgänge, daß in ihrer Formulierung keine besonders zu verzeichnende Leistung liegen kann. Endlich haben die Alten die spezifisch wirtschaftlichen Probleme einerseits viel weniger beachtet als etwa die Probleme der Staatslehre und es hat andrerseits die Folgezeit an den wirtschaftlichen Problemen relativ viel energischer gearbeitet als an den Problemen, die für die Alten im Vordergrund standen, so daß aus diesem doppelten Grund das griechische Erbe für die Oekonomik eine kleinere Rolle spielt als für andere Gebiete. Obgleich es nicht richtig ist, wie oft gesagt wurde, daß die Oikenwirtschaft mit ihrer Autarkie des Haushalts keine „staatswirtschaftlichen" Probleme geboten habe und obgleich die Oikenwirtschaft in der entscheidenden Zeit lange nicht so vorherrschte, wie dieses Argument voraussetzt, so drang der wissenschaftliche Gedanke in den Fragen des Wirtschaftslebens doch nicht weit vor. Noch weniger an prinzipieller Einsicht bieten uns die Historiker. Auch die besten unter ihnen sind überhaupt in ihren a l l g e m e i n e n Ausführungen merkwürdig schwach. Der glänzende Scharfsinn, den z. B. Thukydides in der Beurteilung individueller Vorgänge bewährt, scheint ihn zu verlassen, wenn er von generellen Gründen und Folgen spricht, und speziell das wirtschaftliche Gebiet berührt er kaum. In der rhetorischen und der dramatischen Literatur kann keinesfalls mehr erblickt werden als der Ausdruck von Popularanschauungen.

Das allgemeine Bild der Volkswirtschaft ist selbst bei Aristoteles und Plato überaus dürftig und vor allem „vorwissenschaftlich", d. h. es unterscheidet sich nicht wesentlich von der Laienanschauung aller Zeiten. Von einem Einblick in die Wechselbeziehungen zwischen den wirtschaftlichen Erscheinungen ist keine Rede. Die Beurteilung der einzelnen wirtschaftlichen Funktionen reflektiert die Anschauungen einer wesentlich agrarisch orientierten, einem aufstrebenden Handelsstand gegenüberstehenden Aristokratie. Dessenungeachtet ist die Gesamtleistung Aristoteles' auf ökonomischem Gebiet groß. Ihre wichtigsten Punkte sind: 1. Er war der erste und für lange Zeit der einzige, der das menschliche Wirtschaften als an sich interessantes Problem erkannte und es klar und scharf von der bloßen Haushaltungskunde und Betriebslehre einerseits und — trotz allen ethischen Wertens des wirtschaftlichen Handelns — von der Gesetzgebungskunst andrerseits unterschied. Darin lag eine um so größere Tat, als die griechische Welt unter „Oekonomik" fast ausschließlich eine Wirtschaftskunde verstand von der Art, wie sie uns Xenophon oder auch die Aristoteles' Werken beigeschlossene Arbeit dieses Titels bot, und als man sich im übrigen mit wirtschaftlichen Dingen nur unter dem Gesichtspunkt der Gesetzgebungskunst, bzw. der Konstruktion eines Idealstaats befaßte. Nur bei Aristoteles finden sich einigermaßen längere Gedankengänge forschenden und analysierenden Charakters, so daß er als Schöpfer jener ersten Gedankenmasse zu bezeichnen ist, die wir unterschieden haben. An einer Stelle definiert er bereits die Oekonomik als die Lehre vom „Reichtum" (Nik. Eth. p. 1094). Und ungefähr an der Stelle, an die er sie gestellt, steht die Oekonomik in der Moralphilosophie und dem Naturrecht des 18. Jahrhunderts.

2. Aristoteles legte die Grundlage einer Wert- und Preislehre. Er erkannte die Bedeutung der Unterscheidung zwischen Gebrauchs- und Tauschwert und sah klar das hier liegende Problem. Die Lehre vom Tauschwert wurde ihm zum Angelpunkt einer Theorie der Verkehrswirtschaft, der Chrematistik. Er basierte sie auf die Tatsache des Bedürfnisses und kam so zu einer rein subjektiven Theorie des wirtschaftlichen Werts und — unbeschadet der Unterordnung unter ethische Forderungen — des Preises, allerdings ohne eine wirkliche Ableitung des Preisphänomens zu bieten. Das führte ihn zu seinen klassischen Sätzen über Wesen und Rolle des Gelds als Tauschmittel und Wertmaß. (Pol. I, 9 und Eth. V, 8.) Wie tief er die fundamentale Bedeutung dieser Dinge erfaßte, geht daraus hervor, daß er den Gutsbegriff auf das Moment der Meßbarkeit des Werts in Geld stützte. Noch Pufendorfs Vorrat an reinwirtschaftlichem Wissen liegt innerhalb dieser Grundlinien. 3. Wie er klar — und mit Argumenten, die später zur Bekämpfung des Merkantilismus dienten, — zwischen Geld und Reichtum unterschied, so zeigt er uns auch sonst, wie z. B. gelegentlich seiner Hervorhebung der Besonderheit der Rolle jener Produktivgüter, d i e w e i t e r m E r w e r b e d i e n e n, also einer noch heute üblichen Kapitalsdefinition (Pol. I, 2), eine Auffassung, die uns leicht dazu verleiten könnte, ihm ein sehr weitgehendes Maß von ökonomischer Einsicht zuzuschreiben, wenn solche Anklänge nicht im ganzen vereinzelt wären und oft dicht bei Beispielen gröbster Irrtümer stünden. 4. Zu diesen groben Irrtümern gehört jedoch nicht die historisch so bedeutsame Zinslehre des Aristoteles. Wohl hat er von der Produktion die primitive, lediglich das Moment physischer Produktivität ins Auge fassende Vorstellung. Deshalb erscheint ihm der Handelsgewinn nur durch Betrug erklärbar. Aber das Argument von der „Unfruchtbarkeit" des Geldes ist bei dem ja für Aristoteles allein in Betracht kommenden Konsumtiv-Darlehen nicht s o falsch als man mitunter annimmt. 5. Aristoteles hat weiter in ruhiger und sachlicher Weise jene Diskussionen sozialer Institutionen wie Privateigentum, Sklaverei usw. vom Standpunkt sozialer Zweckmäßigkeit begonnen, die ja noch heute in der ökonomischen Literatur eine Rolle spielen. 6. Endlich hat er den Grund zu einer Soziologie gelegt. Er hat von vornherein — wenn auch mit etwas scholastischen Argumenten — jene Bekämpfung des Individualismus und jenen Versuch zur Erfassung der sozialpsychischen Natur des Gesellschaftsphänomens unternommen, die sich durch die ganze sozialwissenschaftliche und so auch die ökonomische Literatur ziehen, und er hat im besonderen den Grund zu der Soziabilitätstheorie der Gesellschaft gelegt, die wir bei Grotius voll entfaltet finden. Und gelegentlich nimmt er eine ganz modern anmutende Stellung (z. B. Pol. II, 6, 13) als Sozialpolitiker ein.

Eine ganze Welt trennt diese Leistungen von den prunkvollen Phantasiegebilden Platos. Wir finden bei ihm weder präzise Begriffsbildungen ökonomischer Natur noch längere analytische Gedankengänge. Nicht Erklärung einer an sich problematischen Wirtschaft sondern die Gestaltung einer seinen ethischen Grundsätzen und den Verhältnissen seines Idealstaats angepaßten Wirtschaftsverfassung war sein Ziel. Wohl war das zum Teil nur eine Darstellungsform für wissenschaftliche Gedanken. Aber selbst seine Ausführungen über Arbeitsteilung (Rep. II), auf die man immer wieder hinzuweisen pflegt, beweisen wenig für das Vorhandensein einer tiefern Einsicht in das Wirtschaftsleben und konnten selbst von X e n o p h o n (Kyr. VIII) leicht übertroffen werden, seine sonstigen wirtschaftlichen Aeußerungen und Begriffsbildungen sind die des Laien. Einen kräftigern Versuch, auf dem Gebiet des Wirtschaftlichen über Laiensvorstellungen hinauszukommen, als die platonischen Schriften enthält der Dialog Eryxias, eine Untersuchung über die wirtschaftlichen Grundbegriffe.

Noch weniger bieten uns die Stoiker und Epikuräer an positiver Erkenntnis in ökonomischen Fragen. Um so größer war, wie Hasbach hervorgehoben hat, ihr Einfluß auf die philosophische Gedankenarbeit zunächst in Rom und dann in der Welt der Renaissance. Und weil gewisse soziologische Grundfragen zu dem ältesten

Spielzeug des forschenden Geistes gehörten, so ist es begreiflich, daß auch diese Ideenrichtungen ihren soziologischen Gehalt hatten. Allein man muß sich hüten, die Bedeutung dieses Moments für unsere Disziplin zu überschätzen. Vor allem forschten weder Stoiker noch Epikuräer in unserm Sinn. Ihr Individualismus bedeutet kaum mehr als den Rat sich vom öffentlichen Leben fernzuhalten. Insoferne fehlt jede Beziehung zwischen ihrem Individualismus und der Art von Individualismus, die hier allein in Betracht kommt, nämlich dem Individualismus als sozialem Erkenntnisprinzip und als Forschungsmethode. Sodann hat die Lehre Epikurs sachlich so wenig mit dem Eudämonismus der Neuzeit zu tun, wie die Lehre der Stoa etwa mit sozialethischen Tendenzen neuerer Zeiten. In solchen Dingen können oberflächliche Aehnlichkeiten um so leichter darüber täuschen, daß wir in jenen Philosophien nicht Keimzellen wissenschaftlicher sozialer Erkenntnis zu suchen haben, als die Spätern die Tendenz hatten, ihre wesentlich neuen Gedanken in eine an den Alten gelernte Ausdrucksweise zu hüllen.

Alle diese Leistungen wirkten in zweifacher Weise auf die spätere Nationalökonomie. Erstens gingen sie im Lauf der Zeiten von Hand zu Hand, römische und mittelalterliche Denker übernahmen sie und von ihnen übernahmen sie die Neuern. Und zweitens wurden die griechischen Denker seit der Renaissance auch noch auf lange Zeit zu lebendigen Mächten, sie wurden zu unmittelbaren Lehrmeistern der Neuen, die sich auch unmittelbar an sie wandten.

Noch heute ist es schwer — und in einzelnen Punkten geradezu unmöglich — von der Politischen Oekonomik zu sprechen ohne ihre Schwesterdisziplinen zu berücksichtigen. Solange der Vorrat an spezifisch ökonomischen Erkenntnissen gering und die Oekonomik nur ein kleiner Bestandteil der großen Universalwissenschaft der Philosophie war, ist das noch weniger möglich. Doch gebietet das der Rahmen dieser Arbeit. Deshalb sei zunächst kurz gesagt, daß im alten Rom dieser Vorrat an Erkenntnis nicht gewachsen ist. Bezüglich der ja ganz unselbständigen Philosophie und der Geschichtschreibung war das selbstverständlich. Und bezüglich der Jurisprudenz war es wohl nicht anders möglich. Wir sehen die Juristen mit größter Sicherheit an die Erscheinungen des Wirtschaftslebens herantreten. Aber das ist nur die Sicherheit des geschäftsgewohnten Mannes, schon der Zweck des juristischen Gedankengangs und die durch ihn gesetzten Schranken machen wirtschaftliche Auseinandersetzungen unmöglich. Gelegentliche Aeußerungen, wie Paulus' berühmte Preisdefinition bedeuten in ihrer Isolierung sehr wenig und so werden wir es verstehen, daß neuere Untersuchungen über die „Wirtschaftslehre des corpus juris" in der hier in Betracht kommenden Beziehung ergebnislos verliefen (v. Scheel, Oertmann). Die Betriebslehren der Schriftsteller „de re rustica" bieten ebensowenig an volkswirtschaftlicher Erkenntnis, was um so auffallender ist, als es an agrarpolitischen Problemen — um nichts weniger vital als jene des Englands des 18. und 19. Jahrhunderts — nicht gefehlt hätte.

Die nächste Fortsetzung spekulativer Gedankenarbeit — „spekulativ" im Gegensatz zu den Anschauungen der Völker und einzelner Männer der „Praxis" — an ökonomischen Problemen werden wir naturgemäß in der Scholastik suchen. Tatsächlich finden wir auch, daß dieselbe hier wie sonst so eng an Aristoteles anschließt, wie etwa Marx an Ricardo. Das Vorherrschen des Zwecks moralischer Kasuistik darf nicht darüber täuschen, daß die diskutierten „Fälle" und religiösen Gebote vielfach nur die äußere Form sachlicher Untersuchungen sind, die mitunter einen um so günstigern Eindruck machen, je länger man sich mit ihnen beschäftigt. Aber gerade auf ökonomischem Gebiet scheint das in geringem Maß der Fall und der Wert der Ausführungen der Scholastiker nicht groß zu sein. Im Anschluß an die ethische Frage des gerechten Preises finden wir Ansätze zu einer Preistheorie, in erheblicherm Maß m. W. zuerst bei Albertus Magnus (1193—1280), der die Gedanken Aristoteles' über den Preis dadurch zu präzisieren sucht, daß er Gleichheit der in den auszutauschenden Gütern enthaltenen Mengen von labores et expensae als Index eines

idealen Tauschverhältnisses bezeichnet. Aber nicht nur ist dieser Satz lediglich als moralische Forderung aufgestellt, er ist sogar nur aus einer andern moralischen Forderung — nämlich der Vermeidung von Ueberteuerung — abgeleitet. Und vor allem steht er außer aller Beziehung zu jenen Erkenntnissen, die ihn eventuell für die Wirtschaftslehre fruchtbar machen könnten. Das ist ein Beispiel für viele der wirtschaftlichen Gedankengänge der Scholastiker. Während die meisten und darunter auch Thomas von Aquino aber auf diesem Gebiet überhaupt nichts Selbständiges leisteten, setzte — mit Duns Scotus? — eine Tendenz ein, die Brauchbarkeit der Güter zum Angelpunkt der Erklärung der Verkehrswirtschaft zu machen, die in der Hand Buridans[1]) (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) zu einer Geldtheorie führte, die von Oresmius ausgearbeitet vielleicht die erste rein ökonomische Leistung darstellt und deren Grundgedanke, die Basierung des Geldwerts auf den Gebrauchswert des Geldstoffs, nicht mehr verschwand. Diese ganze Richtung fand ihren Höhepunkt in Gabriel Biel, mit dem — Ende des 15. Jahrhunderts — die Periode der Scholastik geschlossen zu werden pflegt. Doch hat sie ihr sozialwissenschaftliches Erbe dem Naturrecht überantwortet.

Eine Konsequenz — richtiger ein Spezialfall — der scholastischen Preislehre war die scholastische Zinstheorie, die die bekannte Stellungnahme des Mittelalters zum Zinsnehmen zu fundieren suchte und sich bis tief in das 18. Jahrhundert erhielt, auch das vielleicht wesentlichste reinökonomische Diskussionsthema abgab, an das sich immer weitere Ausblicke anschlossen. Die übrigen Leistungen dieser Richtung können hier nicht erwähnt werden. Es ist ferner zwar selbstverständlich, daß sich aus dem Gedankenkreise der Scholastiker auch ein Gesamtbild der Wirtschaft ablesen läßt, aber es war nicht das Resultat bewußter Forschung — nur Spiegel der Zeitanschauungen des Lebens.

Dieser kleine Flußlauf sozialwissenschaftlicher Erkenntnis mündete in das stürmische Gedankenmeer der Renaissance- und der Reformationsperiode. Aus dem Gewirre seiner Strömungen, die jeder Beschreibung in der gebotenen Kürze spotten, seien zwei hervorgehoben. Erstens die direkt auf dem Anstoß der politischen, religiösen und sozialen Umwälzungen beruhende Geistesrichtung auf sozialwissenschaftlichem Gebiet, die Scharen neuer Arbeiter auf dieses Gebiet führte, denen Staat und Gesellschaft unter neuen Gesichtspunkten erschienen. Und zweitens die unmittelbar vom Hauche des erwachenden naturwissenschaftlichen Geistes herangewehte Strömung, die aber mittelbar auf denselben Anstoß zurückging. Die historische Kontinuität mit der Scholastik verleugnet diese Epoche zwar nicht. Gewisse Aeußerlichkeiten scholastischen Denkens haben ihre Leistungen nie abgestreift. Aber die neuen Fermente machten das sozialwissenschaftliche Denken nach und nach zu etwas anderm. Mit der Warnung, daß alle solche allgemeinen Sätze niemals strikte richtig sein können, darf man sagen, daß nun die soziale Welt, von den Frühern im Wesen als ein Geheimnis oder als selbstverständlich hingenommen, nun als ein mit natürlichen, im Gegensatz zu übernatürlichen, Erkenntnismitteln, die aus der Beobachtung und Analyse von Erfahrungstatsachen zu gewinnen seien, erfaßbares Problem erschien. Dieses Rationalisieren der sozialen Welt — also im Sinn von vernunftmäßigem Begreifen vermittelst der Relation von Grund und Folge — suchte man methodisch in der Weise durchzuführen, daß man die „vernünftigen" Motive des die sozialen Dinge offenbar ausmachenden menschlichen Handelns analysierte und gar, indem man gewisse soziale Ziele als vernünftig erklärte. An sich haben diese drei Bedeutungen des Wortes „rationalistisch" nicht das Geringste miteinander zu tun. Der Historiker, der den Untergang des spanischen Weltreichs aus der Lebensunfähigkeit desselben erklärt, versucht den Vorgang zu erklären und rationalisiert ihn im ersten Sinn. Er sieht aber deshalb noch nicht in der sozialen Welt nur eine Resultante vernünftiger Motive bei den Handelnden. Und vollends hält er deshalb

---

[1]) Kaulla, Der Lehrer des Oresmius, Tübinger Zeitschr. 1904.

noch nicht irgendwelche Zustände der Gesellschaft für absolut vernünftig. Das Wort „Rationalismus" ist aber zu einem Schlagwort geworden, in dem sich diese drei Bedeutungen — übrigens noch andre — mischen. Für uns ist es, um in das Wesen des sozialwissenschaftlichen Rationalismus einzudringen, wesentlich, hervorzuheben, daß ungefähr bis zu dem Aufschwung der Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert diese verschiedenen Dinge allgemein, und bis auf die neueste Zeit oft, wenn auch in immer geringerm Maße, in den Geistern zusammenfließen. Es lag auch für die ersten im Felde unendlich nahe, wenn sie das soziale Leben und Treiben begreifen wollten, sich um Aufklärung an die Vernunft der Handelnden zu wenden und alles nicht „vernunftmäßige" Handeln als prinzipiell uninteressante Aberration zu betrachten und wir werden verstehen, daß man so einerseits zu einem individualistischen Standpunkt kam, d. h. zur Auffassung, daß in der Motivenwelt des einzelnen der Schlüssel zum Verständnis des sozialen Geschehens liege, und andrerseits zur Auffassung, daß es eine unveränderliche, allgemeingültige, der Vernunft allein entsprechende Ordnung der sozialen Dinge gäbe, weil offenbar die menschliche Mentalität etwas unveränderlich Gegebenes und folglich das aus ihrem Wesen fließende Gesetz des Handelns, mithin auch dessen Geschöpf, die soziale Welt, in gewisssem Sinn unveränderlich sei. Hier liegt der Ursprung des Individualismus in der Wissenschaft und auch der Auffassung von einem allgemeinen — gleichwohl aber nicht existierenden und eben deshalb erst durchzusetzenden — Normalzustand der Gesellschaft. Beachte man jedoch, daß der Ausgangspunkt ein auch in modernem Sinn streng wissenschaftlicher und auch, daß die Verankerung der Sozialwissenschaft in einer Psychologie ein Gedanke ist, der heute neue Kraft gewonnen hat. Abgeschreckt durch Aeußerlichkeiten und durch offenbare Mängel dieser Literatur, verkennt man heute leicht, wie vollständig unsere Arbeiten auf demselben Boden stehen [1]).

Es entwickelt sich zunächst eine „rationalistische" Theologie, die für uns unmittelbar von geringer, mittelbar aber von um so größerer Bedeutung ist. Dabei ist es von höchstem Interesse zu beobachten, wie sich die Diskussion erst an den Reformationskontroversen entwickelt, wobei sie noch ganz mit den alten Mitteln der Interpretation usw. arbeitet, um dann diese Methode ganz fallen zu lassen und zur Analyse der religiösen Bewußtseinstatsachen überzugehen, bis sie bei den verschiedenen Formen des Deismus landet, der etwas dem ewigen — aber „natürlichen" — Rechte ganz Analoges ist, nämlich ein mit den Mitteln der „Vernunft" erarbeiteter aber inhaltlich bestimmter Glaube, nicht eine Lehre vom generellen Wesen und der sozialen Funktion religiösen Glaubens überhaupt. Alle Denker der Zeit haben diese Probleme berührt. Noch A. Smith hat über „natural theology" gelesen. Aber dieses Thema ist bereits gesondert nicht nur von dem sozialwissenschaftlichen Stoff, sondern auch von der übrigen Philosophie. Auch manche rein theologische Schriftsteller, wie Butler, haben tief auf das sozialwissenschaftliche Denken gewirkt.

Sodann löste sich eine selbständige Ethik aus der Mutterwissenschaft der theologischen Philosophie ab, die in engerer Beziehung zur politischen Oekonomie steht und dieselbe analysierende — und das heißt hier eben psychologisierende —

---

[1]) Man pflegt im Individualismus und im Rationalismus vor allem eine Sozialphilosophie zu sehen. Diesem Gesichtspunkt ist jedoch als für uns wichtiger der andre gegenüberzustellen, daß eine individualistische und rationalistische Betrachtungsweise sich als die nächstliegende dem forschenden Geist darbot, daß sie gleichsam am wissenschaftlichen Weg lag. — Man pflegt ferner ein ungebührliches Gewicht auf theologische Wendungen zu legen. Es ist ja richtig, daß diese ganze Zeit in theologischen Ideen lebte. Aber man muß unterscheiden zwischen einer Betrachtungsweise, die die Erscheinungen aus übernatürlichen Momenten erklärt und einer solchen, die innerhalb des wissenschaftlichen Gedankens uns „natürliche" Gründe anführt und lediglich behauptet, daß alle Dinge einem höhern Willen oder Plan entsprechen. In letzterm Fall ist der Gedankengang völlig positiv-wissenschaftlich. In diesem Sinn nur findet sich das „theologische" Moment bei Descartes, Locke, Newton usw. — einen wirklichen Einfluß auf die Resultate hat es nicht mehr. So auch auf unserm Gebiet. Noch lange, nachdem sich der sozialwissenschaftliche Gedanke tatsächlich völlig befreit hat, wird die theologische Form gewahrt.

Tendenz aufweist. Sie ist bereits eine Sozialwissenschaft und hat die Fühlung mit der Nationalökonomie trotz der so populären gegenteiligen Behauptung niemals verloren. Auch bei der Ethik dieser Zeit handelt es sich um Basierung der ethischen Phänomene auf große Erklärungsprinzipien, wie Shaftesburys moral sense oder das von A. Smith verfochtene Prinzip der Sympathie oder das Prinzip der Identifizierung von Moral und positiver Satzung bei Hobbes oder noch deutlichere Anklänge an antike Gedanken bei Grotius, oder das Egoismusprinzip Mandevilles, um nur einige für uns wichtigere zu nennen. Auch hier beobachten wir jenen Uebergang von theologischer Diskussion zu einer „wissenschaftlichen" Auffassung — woran das theologische Gewand, das auch die meisten späteren Denker nicht ablegten, nichts ändert. Auch hier finden wir das Streben nach inhaltlich bestimmter moralischer Erkenntnis, das jedoch von der nach Erkenntnis und Erklärung gerichteten Grundtendenz trennbar ist.

Viel wichtiger noch ist aber für uns das Naturrecht, das sich im 16. Jahrhundert zur selbständigen Disziplin entwickelte. Von der Größe des wissenschaftlichen Fortschritts, der sich in seinem Rahmen vollzog, ist es schwer eine Vorstellung zu geben. In den, zunächst noch wesentlich mit den Mitteln der Postglossatoren, also kasuistisch-exegetisch arbeitenden, Kreisen der italienischen und französischen Juristen entwickelte sich unter dem fördernden Einfluß der angedeuteten Umstände früh ein kritischer Geist gegenüber dem Inhalt der von ihnen behandelten Rechtssysteme, der in letzter Linie auf die durch arabische Vermittlung empfangene griechische Naturwissenschaft zurückgeht [1]). Und langsam wuchs daraus immer machtvoller die Idee eines außerhalb irgendwelcher konkreter Satzungen existierenden Rechts hervor, das aus den erfahrungsgemäß bekannten Elementen der Menschennatur und aus den innern Notwendigkeiten der sozialen Gemeinschaft fließe. Nach und nach entfaltete sich — zum Teil unter dem Schutz der französischen Lehre von der „zweifachen Wahrheit", die dem wissenschaftlichen Denken unter formaler Anerkennung der Suprematie der religiösen Lehre weitgehende Selbständigkeit sicherte — eine positive Wissenschaft vom Rechte und als Voraussetzung dazu auch vom Staate und von der Gesellschaft, die nichts von ihrem Charakter als Erfahrungswissenschaft dadurch verlor, daß ihre Daten — schon an sich mangelhaft — ganz hinter den weitgehenden Konsequenzen zurücktraten, die darauf gebaut wurden. Die theologischen Wendungen freilich und die Tatsache, daß bis ins 18. Jahrhundert die wissenschaftliche Aufgabe einer Theorie des generellen Wesens des Rechts den forschenden Geistern stets unter der Form des abenteuerlichen Plans der Auffindung eines allgemeingültigen Systems von konkreten Rechtssätzen erschien, haben der Kritik die Erkenntnis des wahren Wesens des Naturrechts und damit seiner Größe erschwert und zu den bekannten Vorurteilen über „naturrechtliche Spekulationen" geführt.

Es ist schwer, die Auswahl der hier zu nennenden Namen zu treffen. Vom Standpunkt der politischen Oekonomie kommen naturgemäß vor allem jene Autoren in Betracht, die ihr am meisten ökonomischen Wissensstoff überantworteten. Das sind vor allem die Physiokraten, die bereits vornehmlich als Oekonomen zu werten sind und deren Lehre uns noch beschäftigen wird. Abgesehen davon hat auf unsre Disziplin direkt am meisten Pufendorf [2]) gewirkt, dessen ökonomischen Ausführungen den Grundstock derjenigen Hutchesons und damit einen wesentlichen Teil der Lehre von Hutchesons Schüler, A. Smith, bilden, und Locke, dessen ökonomische Leistungen allerdings etwas abseits von seinen naturrechtlichen Anschauungen stehen. Während es unmöglich ist, hier auf die Bedeutung Oldendorps,

[1]) Denn selbst von Aristoteles waren nur die — sagen wir — geisteswissenschaftlichen Teile zu lebendiger Wirksamkeit bei den Scholastikern gelangt. Die griechische Naturwissenschaft war wenig beachtet — wohl meist gar nicht verstanden — worden. Sie wirkte erst durch die Araber.

[2]) H. Conring war ein sehr schwacher Nationalökonom und gar nicht kann man Thomasius und Wolff Nationalökonomen nennen. Von einer tiefen Einsicht oder überhaupt einem lebhafteren Interesse für den Gegenstand kann bei den beiden letztern keine Rede sein, höchstens, daß sie etwas für Kameralistik und nationalpolitische Fragen übrig hatten.

Grotius', Gassendis, Bodius, Cardanos, Hobbes' u. a. für unsre Disziplin einzugehen, so sind einige Worte über Hutcheson wegen seiner Beziehung zum Wealth of Nations nötig. Das für uns wichtigste Werk dieses Glasgower Professors († 1761), sein System der Moralphilosophie — 1755, aber wesentlich der Ertrag seiner 1746 abgeschlossenen Lehrtätigkeit, vgl. W. R. Scott, Francis Hutcheson 1900 — enthält eine ganz umfassende Theorie der Oekonomik. Arbeitsteilung, Wert-, Preis- und Geldtheorie und Steuerlehre sind ganz offenbar von Smith im Wesen übernommen. Zu bemerken ist besonders, daß die Arbeit als Maß des Tauschwerts erscheint in ähnlicher Weise wie bei allen Klassikern. In der Verteilungstheorie tritt scharf die naive Ueberschätzung der Tatsache physischer Produktivität des Bodens hervor, die auch das physiokratische System zeigt und aus der bei ihm auch zum Teile die 21 Jahre später wiederum von Turgot entwickelte Zinstheorie fließt — zum andern Teil basiert Hutcheson allerdings das Zinseinkommen auf den mit Hilfe des Darlehens zu machenden Unternehmergewinn, worin er sich mit Locke berührt —, während Smith sich von diesem Gedanken freigehalten hat. Die Bedeutung der durch das später so wichtig werdende Schlagwort von „Angebot und Nachfrage" bezeichneten Momente ist klar erkannt. In der Materie des internationalen Handels steht Hutcheson halbwegs zwischen merkantilistischen Ideen und Smith. Die schon bei Pufendorf deutliche Loslösung der Sozialwissenschaft von der Theologie ist bei Hutcheson dem Wesen nach vollkommen vollzogen. In seinen sozialen Grundgedanken tritt endlich eine utilitarische Tendenz deutlich hervor.

Auf drei Dinge muß noch hingewiesen werden. Erstens hat eine Richtung des Naturrechts nach und nach zum Utilitarismus hinübergeleitet, der sich dann an den Namen Benthams knüpfte. Zunächst lag darin nicht mehr als das Hervorkehren des Gesichtspunkts sozialer Zweckmäßigkeit nach einer bestimmten Richtung hin. Aber das führte dazu, im lustsuchenden und schmerzfliehenden Wollen des Individuums den Schlüssel des sozialen Geschehens zu suchen. Namentlich nun war das für die Oekonomik von größter Bedeutung. Für sie eignete sich dieser Gedanke natürlich am besten, während er außerhalb ihres Gebiets auf die Dauer nicht viel leistete. Er war ein wirksamer Hebel der Analyse und führte teils direkt teils durch die Kritik, die er anregte, zu einer wesentlichen Bereicherung der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis. Dann sei hervorgehoben, daß die Idee vom contrat social vom Naturrecht zugleich ausgebildet und überwunden wurde. Auch diesen Gedanken darf man nicht einfach wegen seiner historischen Wertlosigkeit verdammen. Wenn auch nicht auf bewußtem Vertrag, so beruhen doch so viele soziale Beziehungen auf der Tatsache von gegenseitigen Leistungen, daß er als heuristisches Mittel eine bessere Behandlung von seiten des Dogmenhistorikers verdient. Für die wirtschaftlichen Beziehungen, die eine Volkswirtschaft ausmachen, gilt das selbstverständlich in besonderem Maß, und bewußt und unbewußt hat dieser Gedanke viel zu einem klarern, namentlich von metaphysischen Momenten freien, Einblick in das Wirtschaftsleben geführt. Endlich wollen wir daran erinnern, daß, wie v. Philippovich (in „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre", Festgabe für G. v. Schmoller) gezeigt hat, der Begriff der Gesellschaft und manche daran hängende Auffassungsweise erst aus dem Kreise der Naturrechtslehrer des 19. Jahrhunderts in die deutsche Nationalökonomie eindrang.

Alle diese Spezialgebiete — Theologie, Ethik, Rechts- und Wirtschaftslehre — bildeten eine Einheit, für die der Name „Moralphilosophie" üblich wurde. Darunter ist weder eine „Morallehre" noch eine „Philosophie" im modernen Sinn zu verstehen, sondern eine umfassende, trotz allem metaphysischem Beiwerk mehr und mehr empirisch-analytisch werdende, Geisteswissenschaft im Gegensatz zur damals „Naturphilosophie" genannten Naturwissenschaft. Diese Geisteswissenschaft beruhte in allen ihren Teilen auf denselben Prinzipien, namentlich auf denselben einfachen Annahmen über die menschlichen Motive und deren Verhältnis zum menschlichen Handeln, sie war in allen ihren Teilen individualistisch, rationalistisch und absolut

in dem Sinn, daß der Entwicklungsgedanke fast ganz zurücktrat. Weil nun in diesem organischen Ganzen ein jedes Element auf alle andern Elemente wirkte, so ist fast ein jeder Gedanke auch für die Politische Oekonomik von Wichtigkeit. Die philosophischen Leistungen Lockes und Humes wären da vor allem zu nennen, denn niemals wieder stand die Philosophie unsrer Disziplin so nahe — niemals wieder war die Philosophie so sehr Sozialwissenschaft — wie damals. Vor allem kommt aber die Assoziationspsychologie Hartleys in Betracht, deren Grundprinzipien noch John St. Mill beherrschten und die von der größten Bedeutung für die Entwicklung des ökonomischen Gedankens war. Allein darauf kann hier nicht eingegangen werden, ebensowenig wie auf Erscheinungen, die abseits von der großen Heerstraße sozialwissenschaftlichen Denkens standen, wie z. B. G. Vico (Principi di una scienza nuova 1721).

3. Wenden wir uns nun der zweiten Quelle unsrer Wissenschaft zu. Während die Denker, auf die ich bisher hingewiesen habe, sich den ökonomischen Problemen von der Seite „philosophischen" — im weitesten Sinn — Interesses näherten, während sie nach und nach auch unsern Ausschnitt aus der Welt der Erscheinungen in ihren Gesichtskreis zu ziehen begannen, mit anderswo geformten Werkzeugen und von anderswo gewonnenen Standpunkten aus, so waren für jene, die jetzt erwähnt werden sollen, vor allem praktische Fragen und praktische Ziele entscheidend, wenngleich auch hier im Laufe der Dinge sich bald die Lust an der Erkenntnis als solcher einstellte. Für die meisten dieser letztern war das menschliche Tun und Treiben an sich durchaus nicht problematisch. Sie waren vorwiegend Männer der Praxis ohne besondere wissenschaftliche Schulung und ohne alle Neigung zum philosophischen Staunen. Damit ihnen etwas als Frage erschien, mußte es dem praktischen Politiker fraglich sein. Und zur Lösung etwa auftauchender Fragen brachten sie wohl Lebens- und Geschäftserfahrung und hellen Sinn, aber kein wissenschaftliches Rüstzeug mit. So erklärt es sich, daß in diesem Teil der ökonomischen Literatur so mancher schöne Anlauf zu nichts führte, weil man ihn nicht über die konkrete Kontroverse, die sein Anlaß gewesen war, hinaus verfolgte, daß neben mancher klar und kraftvoll erfaßten Erkenntnis primitive Vorurteile stehen, daß man oft im einzelnen erkannte, was man im prinzipiellen verfehlte, daß man niemals tiefer analysierte als es der Fall erforderte und meist nicht nach grundsätzlicher Klarheit strebte. Kurz, dieser Teil unsrer Literatur zeigt alle die Frische und Fruchtbarkeit unmittelbarer Anschauung und alle die Hilflosigkeit bloßer Anschauung, wenigstens anfänglich — nach und nach tauchen Versuche zu wirklicher Analyse aus den Niederungen der Zufallsargumente und Tagesdiskussionen auf. Eine solche populäre Literatur haben wir auch heute, und sie steht oft auf kaum höherer Stufe als die jener Zeit, was sich aus der geringen Autorität wissenschaftlicher Erkenntnis auf unserm Gebiet erklärt. Aber damals hatte die „Vulgärökonomie" der beginnenden Wissenschaft viel zu geben. Nur insoweit sie auf die wissenschaftliche Erkenntnis wirkte und zu solcher führte, interessiert sie uns hier, nicht auch als Spiegelbild der Zeitumstände.

Diese Diskussionen auffallender und praktisch wichtiger Fragen haben in den einzelnen Ländern verschiedenen Charakter gehabt. Nirgends blühten sie so sehr wie in England, wo die politischen Verhältnisse den Appell an die breite Oeffentlichkeit zu einer notwendigen Bedingung für den Erfolg einer praktischen Bestrebung machten. In andern Ländern fehlte mehr oder weniger dieser praktische Antrieb und auch die Schulung an parlamentarischen Gewohnheiten: Eine selbstherrliche Staatsgewalt entmutigte das wirtschaftspolitische Interesse. So wurde denn schon in der Zeit von 1500—1700 der Grund zu jener Suprematie Englands im volkswirtschaftlichen Denken gelegt, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unbestritten war. Die Währungsverhältnisse, die Einhegungen mit dem damit verbundenen Rückgang des Ackerbaus, die alten Bindungen des Verkehrs durch obrigkeitliche Regelung, die Privilegien fremder Kaufleute, der Niedergang des Stapelsystems besonders nach dem Verlust von Calais, die Wechselkurse besonders gegenüber Holland, der Kampf gegen die Handelsmonopole erst königlicher Günstlinge, dann der großen Handels-

kompagnien, der von weiten Kreisen für ruinös gehaltene Wollexport, dann die Errichtung der Bank — um alle diese Dinge entstanden literarische Kontroversen, die, obgleich zunächst nur vom momentanen Zweck beherrscht, schließlich zu einer Klärung der Ansichten, zu einem lebhaften Bedürfnis nach ökonomischer Analyse und größerm Interesse für ökonomische Fragen, endlich zu einem Vorrat an ökonomischen Begriffen, Gedankenreihen und deskriptivem Wissen führten. Als eine der frühesten zusammenfassenden Uebersichten über die Fragen der Zeit von einem einheitlichen Standpunkt sei die — nach Lamond, Engl. Hist. Rev. 1891 — 1549 von Hales in Gesprächsform geschriebene, 1581 publizierte Abhandlung: „A compendious or briefe examination of certayne ordinary complaints of divers of our countrymen in these our dayes" genannt, in der alle die besprochenen „complaints" auf die durch die amerikanische Gold- und Silbereinfuhr hervorgerufene Geldentwertung zurückgeführt werden. Die Grundansichten des Autors sind durchaus die des praktischen Lebens, seine Urteile die eines denkenden, aber ganz ungeschulten Kopfes. Trotzdem gab es lange nichts gleichwertiges mehr. Die ganze Ueberlegenheit systematischer Analyse und die Größe des Fortschritts, den wir ihr verdanken, tritt uns vor Augen, wenn wir die so überaus naiven Erörterungen von gleichwohl erfolgreichen und erfahrenen Männern der Praxis über die ihnen am nächsten liegenden Dinge überblicken. Die Forderung nach staatlicher Reglung der Wechselkurse und die Furcht vor Goldexport gibt ein gutes Beispiel. Es brauchte lange, bis die Auffassung überwunden war — als ihre Vertreter seien Milles [1]), Malynes und Misselden genannt —, daß die Gestaltung der Wechselkurse lediglich von dem Verhalten der am Wechselgeschäft unmittelbar beteiligten Kaufleute abhänge, wie das auch heute noch mancher Laie glaubt. Und ein großer Fortschritt war es, als diese „bullionistische" Auffassung durch die Erkenntnis vom Zusammenhang der Wechselkurse mit der Handelsbilanz ersetzt wurde. Sowie das geschehen war — mit voller Klarheit tritt uns der Umschwung in Maddisons „Englands looking in and out" 1640 entgegen — trat die Untersuchung der die Handelsbilanz selbst wieder beeinflussenden Momente in den Vordergrund und diese führte dann tiefer in das Verständnis des wirtschaftlichen Geschehens. Epochemachend wurde die klare, übersichtliche und dem Praktiker überaus einleuchtende Darstellung Muns in „Englands Treasure by forraign Trade" 1664. Ohne jedes wissenschaftliche Verdienst, brachte dieses Werk sehr präzis und glücklich die volkswirtschaftspolitischen Ansichten weiter Kreise zum Ausdruck. Unter Muns Zeitgenossen und Nachfolgern ist namentlich Child (Observations concerning trade and the interest of money 1668), der „British Merchant" (1721) und Gee (Trade and navigation of great Britain considered 1729) zu nennen, die alle als Beispiele einer primitiven Oekonomik und der Art, wie sich dieselbe in wissenschaftliche Oekonomik entwickelt, sehr lesenswert sind. Diese Richtung, die durch den größten Teil des 18. Jahrhunderts herrscht, kulminiert in dem viel tiefergehenden Werk Sir James Steuarts „Inquiry into the Principles of Political Economy" 1767, dessen wissenschaftliche Bedeutung allerdings auf andern Einflüssen beruht [2]).

Mit Ausnahme des zuletzt genannten haben alle diese Autoren das Charakteristische, daß sie die Grundanschauungen des Alltags unkritisch übernehmen und nur auf Grund derselben bestimmte Fragen zu entscheiden suchen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in jener Zeit, die der Historiker Hallam einmal als Nadir der nationalen Prosperität Englands bezeichnete, traten aber zum erstenmal wissenschaftlich veranlagte Männer des praktischen Lebens auf, denen die Not des Tags Anlaß zu tieferen Untersuchungen gab. Auf ihrer Arbeit beruht dann der Aufschwung,

[1]) Infolge eines im Moment der Entdeckung nicht mehr gutzumachenden Versehens ist mir dieser Autor nicht im Original bekannt.

[2]) Hasbach hat Sir J. Steuart mit jenem unrichtigen wissenschaftlichen Augenmaß, das seine sonst so verdienstlichen Arbeiten entstellt, viel zu hoch eingeschätzt. Immerhin gehört Steuarts Werk zu den besten Leistungen des 18. Jahrh. auf unserm Gebiet.

der um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur definitiven Konstituierung unserer Wissenschaft in England führt. Niemand geringerer als L o c k e („Some Considerations of the consequences of the lowering of interest and raising the value of money" 1695 und „Further considerations" 1696) gehört hierher, der, wenn man von Aeußerlichkeiten absieht, als Oekonom ganz den Philosophen abgestreift hat [1]). Nicht nur für die Geldtheorie hat er viel geleistet. Er ging auf das Wertproblem ein — im Sinn der Arbeitswerttheorie — er hat auch eine rudimentäre Verteilungstheorie. Vor allem aber geht er tiefer auf die Frage ein, wovon denn eigentlich das wirtschaftliche Wohlbefinden eines Volks abhänge. Ihm gegenüber steht als würdiger, zum Teil überlegener Gegner N i c h o l a s B a r b o n (A Discourse of Trade 1690, ed. Hollander 1905; über Barbon vgl. St. B a u e r in Conrads Jahrb. 1890). Als Gegner Lockes kommt er als ein Vertreter der heute soviel Aufmerksamkeit erregenden Legaltheorie des Geldes und als Gegner der Handelsbilanztheorie in Betracht, dessen Argumente die Humes im Wesen vorwegnehmen. Aber nicht darin liegt seine Bedeutung, sondern in der Art, wie er zu seinen Resultaten kommt. Er geht, um zu einem Standpunkt in praktischen Fragen zu kommen, bis auf die letzten ihm erreichbaren Elemente des Wirtschaftsprozesses zurück. Er nähert sich seinem Ziel Schritt für Schritt, indem er ein Element des Problems nach dem andern theoretisch erledigt, und er sieht die Notwendigkeit ein, einen prinzipiellen Standpunkt zu gewinnen, bevor man an individuelle Tatsachenkomplexe herantritt. Dabei entwirft er eine Werttheorie auf Grund des sehr hübsch analysierten Gebrauchswertmoments, gleitet allerdings bei der Preistheorie, die er ganz richtig darauf zu basieren sucht, etwas aus. In seiner Zinstheorie wendet er sich von der damals ganz allgemeinen Anschauung, daß der Zins für Geld gezahlt [2]) werde, entschieden ab, so die Kapitalanalyse der folgenden zwei Jahrhunderte antizipierend. In der Zinstheorie wird er allerdings durch die schon 1668 erschienene Schrift: „The interest of money mistaken or a treatise proving that the abatement of interest is the effect and not the cause of the riches of a nation" — deren großes Verdienst, das m. E. eine wesentliche Etappe auf dem Wege der Erkenntnis des Zinsphänomens bedeutete, im Untertitel angedeutet ist — in mancher Beziehung übertroffen. Von ähnlichem Rang ist unter den Leistungen jener Zeit, die uns heute zugänglich sind — zum Teil hängt das natürlich nur von Zufälligkeiten ab — nur noch die von S i r D. N o r t h: Discourses upon Trade 1691 (ed. Hollander 1907). Merkwürdig ist schon das Vorwort, das sich allerdings nicht als von North geschrieben gibt, übrigens unverkennbare Aehnlichkeit der Ausdrucksweise mit der des Textes zeigt. Wir finden darin eine bewußte Gegenüberstellung der realistischen wissenschaftlichen Theorie der Volkswirtschaft und der „ordinary and vulgar conceits being meer Husk and Rubbish" unter Hinweis auf die neuen naturwissenschaftlichen Methoden. Und der ganze Gedankengang der beiden Abhandlungen, der die früheste tiefere Argumentation für Freihandel darstellt, macht den methodischen Grundsätzen Ehre. Der Autor sieht klar, daß nur die Enge des Ausblicks des Praktikers die zu seiner Zeit landläufigen Ansichten erklärt und macht sich daran, sie durch eine tiefdringende Analyse von kräftiger Entschiedenheit zu ersetzen. Erst in Ricardianischer Zeit ist die Theorie über sein Meisterwerk hinausgekommen. Die großar-

[1]) Deshalb nennen wir ihn hier und nicht bei den „Philosophen". Von ihm ging V a n d e r l i n t (Money answers all things . . . 1734) aus, ein holländischer Kaufmann, dessen wirtschaftspolitische — freihändlerische u. a. — Ideen einigen literarischen Erfolg gehabt zu haben scheinen, obgleich er wissenschaftlich wenig in Betracht kommt. Auch A s g i l l (Several assertions proved 1694; ed. Hollander) ist in gleichem Fall. Ebenso B e r k e l e y s „Querist". Sehr viel bietet die holländische Literatur dieser Epoche, die ungefähr dieselben Charakteristika trägt wie die englische und ihr im 17. Jahrh. stets um ein Tempo voraus ist. Doch kann ich nicht auf sie eingehen. Nennen wir G r a s w i n c k e l (1600—1668), S a l m a s i u s (1588 bis 1658) und de l a C o u r t (1618—1685).

[2]) „Interest is the rent of stock and is the same as the rent of land" sagt er. Wenn alles das in dem Satze liegt, was ein moderner Leser hineinzulegen versucht ist, so ist diese Gleichstellung der Kapital- mit der Grundrente ein gewaltiger Fortschritt in der Analyse.

tige Auffassung aller Nationen als einer Handelsgemeinschaft, die klare Erkenntnis, daß es „schädliche Handelszweige" im Sinne der Frühern nicht gäbe, daß autoritative Preisfestsetzungen unwirksam oder für alle Beteiligten schädlich seien, daß sich bei Prägefreiheit der Geldumlauf selbsttätig regle'— alle diese Dinge finden sich bei ihm, die zu den Ruhmestiteln der klassischen Oekonomie gehören und an deren Bedeutung als ersten Annäherungen auch die zahlreichen nötigen Einschränkungen, die eine noch spätere Zeit hinzuzufügen hatte, nichts ändern. Wer die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens auf unserm Gebiet studieren will, kann nichts Besseres tun als etwa Mun, North, Smith, Ricardo zu vergleichen.

Der Fortsetzer dieser Leistungen ist dann im 18. Jahrhundert, neben andern — wie z. B. Massie, The Natural Rate of Interest 1750 — D. Hume. Von seinen ökonomischen Essays gilt etwas ähnliches, wie von den ökonomischen Arbeiten Lockes: Seine Philosophie wirkte auf andre Nationalökonomen mehr als auf ihn selbst. Ein klarer Geist, der auf der Höhe der Zeit steht, kein tiefgründiger Denker tritt uns da entgegen. Es ist Mode geworden, ihn auf Kosten Smiths zu preisen — wie auch sonst, so hat hier die Entdeckung eines literarischen Zusammenhangs zu Uebertreibungen geführt. Gewiß steht Hume an der Spitze des Aufschwungs, der der Erschlaffung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte. Aber seine glänzenden Einzelanalysen (Essays, Moral and Political, ed. Green and Grove 1875) — sie stammen ja auch nicht aus seiner produktiven Periode — gaben nur sterbenden Auffassungen den Todesstoß und sie wirkten vor allem popularisierend. Im einzelnen zeigen sich Spuren von Flüchtigkeit, nirgends die großartige Originalität seiner philosophischen Werke. Wenngleich kaum etwas aus jenen Jahren so lesenswert ist und in das Wachsen der Nationalökonomie soviel Einblick gewährt, so ist doch klar, daß nicht die ganze Kraft seines Genies auf unserm Gebiet zur Geltung gekommen ist. Tiefer hat Tucker gearbeitet (1712—1799, vgl. W. E. Clark, „Josiah Tucker" Col. Univ. Studies XIX), in seinen Werken beginnt sich der Gedankenstoff der Nationalökonomie gleichsam zu „setzen", die Palme aber gebührt Cantillon, dessen 1734 vollendeter „Essai sur la nature du commerce en général" (ursprünglich englisch geschrieben, Neudruck 1892) als erste systematische Durcharbeitung des Feldes der Nationalökonomie betrachtet werden kann. Er trägt den Stempel wissenschaftlichen Geistes. Die einzelnen Probleme erscheinen durchdrungen von einheitlichen Erklärungsprinzipien und bilden Teile einer Gesamtanalyse von großem Wurf. Die Enge früherer Gedankengänge ist durchbrochen, die primitiven Fehlgriffe sind vermieden, jene, die auf die mangelnde Schulung im analytischen Handwerk zurückzuführen sind nicht weniger als jene, die dem Einfluß der Philosophie zur Last fallen [1]).

Etwas abseits von der skizzierten Entwicklung steht das Lebenswerk Sir W. Pettys (Taxes and Contributions 1662, Political Arithmetik 1682, Political Anatomy of Ireland 1691). Das Schwergewicht seines Interesses lag in der zahlenmäßigen Erfassung volkswirtschaftlicher Fragen. In dieser Beziehung unterschied er sich nur durch die Weite seiner Unternehmen von seinen Zeitgenossen, unter denen diese statistische Oekonomie durchaus üblich war: Man hielt damals die Durchführung solcher Unternehmungen für verhältnismäßig leicht, wie ganz natürlich, da sich die Schwierigkeiten derselben erst auf einer höhern Entwicklungsstufe überblikken lassen. Während aber Pettys Zeitgenossen vielfach in der Statistik nur ein Mittel sahen, Erscheinungen quantitativ zu erfassen, an denen ihnen sonst nicht viel problematisch war, so hat Petty das Material theoretisch zu durchdringen und zu

[1]) Noch mag John Harris genannt werden, dessen Untersuchung „On Money and Coins" 1755 nicht nur den Reinertrag der englischen Gelddiskussionen glücklich darstellt, sondern ebenfalls die Konturen einer allgemeinen Theorie der Volkswirtschaft enthält — und John Law (Money and Trade considered 1705), der bekannte Finanzier, dessen Arbeit zwar nur der Popularisierung des damals oft geäußerten Plans eines durch Land fundierten Papiergeldes gewidmet ist, aber sich durch seine Kredittheorie über eine bloße Tagesschrift erhebt.

interpretieren gesucht in einer Weise, wie das kaum jemals wieder so zielbewußt geschehen ist. Er schaffte sich analytische Waffen, mit denen er sich einen Weg durch das Dickicht der Daten zu bahnen suchte, und so finden wir theoretische Erwägungen voll Kraft und Besonnenheit bei jedem Schritt. In Tiefe der ökonomischen Erkenntnis fallen die übrigen Vertreter der „Politischen Arithmetik" sehr gegenüber Petty ab, obgleich manche von ihnen in andrer Beziehung epochemachend waren, so namentlich Graunt, Davenant und Gregory King. Doch gelang dem letztern ein Wurf, der zwar herzlich wenig Nachahmung, aber um so mehr platonische Anerkennung gefunden hat: nämlich die Aufstellung der sog. Kingschen Regel, die einen Versuch darstellt die Beziehung zwischen Preis und angebotener Menge des Getreides zahlenmäßig festzustellen. Jene Anerkennung ist wohl verdient. Kings Leistung liegt auf einem Wege, der früher oder später zu Ende gegangen werden muß. Im Wesen zerrann dieser vielversprechende Aufschwung: Die ökonomische Forschung nahm für lange ganz andre Wege und die statistische Forschung trennte sich von ihr.

Es ist nicht möglich auf andre Zeiterscheinungen einzugehen. Ich will nur hervorheben, daß im 17. Jahrhundert auch zuerst in größerer Zahl vergleichende Beschreibungen der Wirtschaftszustände verschiedener Länder auftreten — als Beispiel seien Sir W. Temples „Observations on the Netherlands" 1693 genannt —, die, ganz so wie auch heute noch zum größten Teil, eine Gruppe für sich bildeten. Auch auf gewissen Spezialgebieten, so auf dem des Problems der Armut und der Arbeitslosigkeit [1]) wurden Erfolge erzielt, die für lange Zeit die Anschauungen beherrschten.

So zeigt sich uns in England ein Bild reichen Lebens auf unserm Gebiet, dessen Studium nicht nur wesentlich für das Verständnis des Heranwachsens der Nationalökonomie, sondern auch an sich überaus reizvoll ist. Auf dem Kontinent gibt es in dieser Zeit nichts gleichwertiges. Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß sich auch in England das bleibend Wertvolle in einer kleinen Anzahl von Leistungen — etwa in einem Dutzend — zusammendrängte, aber das waren eben Flutwellen, die sich aus einer breiten Strömung erhoben. Eine solche Strömung fehlte auf dem Kontinent, wie schon angedeutet wurde. In Deutschland entspricht den Verheerungen der Religionskämpfe ein Tiefstand der ökonomischen Literatur. Vorher finden wir im 16. Jahrhundert Ansätze, die uns vermuten lassen, daß ohne jene Kämpfe und ihre politischen und sozialen Folgen in Deutschland eine ähnliche Bewegung eingesetzt haben würde. Wir finden währungspolitische Diskussionen — unter ihnen die berühmte albertinisch-ernestinische Kontroverse von 1530 —, Erörterungen der Geldausfuhr, der Frage der Handelsgesellschaften, der Bauernfrage u. a. Das Niveau dieser Diskussionen steht nicht unter dem englischen. Aber sie entwickeln sich nicht weiter und erheben sich nicht zu den im normalen Lauf der Dinge zu erwartenden Höhepunkten. Das führt dann zu einer Rezeption fremder Errungenschaften, die eine eigene organische Entwicklung vollends hinderte. Die Arbeit des Gelehrten litt allerdings weniger, aber der frische Lufthauch aus der ökonomischen Praxis wurde ihr nie zuteil: Jede Erkenntnis aber ist das Werk von Jahrhunderten und fehlende Glieder in der Kette der Entwicklung sind unersetzlich. Von fremder Hand dargebotene Resultate kann man logisch begreifen, aber Resultaten, die nicht vom eigenen Volk früherer Generationen geboren wurden, wird man stets jene gefühlsmäßige Verständnislosigkeit entgegenbringen, die es zu lebendiger Weiterentwicklung des Empfangenen nicht kommen läßt. Hier liegt der Grund, warum die ökonomische Theorie in Deutschland niemals so festen Fuß fassen konnte wie in England, und warum die Grundauffassungen derselben in der Regel nur kühl aufgenommen wurden und instinktiver Abneigung begegneten, die jeder Einwendung und jedem Abspringen vom spezifisch-ökonomischen Thema von vornherein günstigen Boden sicherte. Dafür bot sich etwas andres dar. Für kein Volk konnten der Staat und seine Organe so sehr Gegenstand unerschöpflichen Interesses werden wie für das deutsche, im Geistesleben

[1]) Vgl. darüber Kostanecki, Arbeit und Armut 1909.

keines andern Volks konnte er so dominieren. Und zwar ist diese Besonderheit viel größer als ein erster Blick vermuten lassen könnte. Der Deutsche dachte nicht nur viel mehr an den Staat als jeder andre, sondern er dachte auch beim Worte „Staat" an etwas ganz andres — nämlich an den deutschen Landesfürsten und seine Beamten — und daran wiederum von einem ganz andern Gesichtspunkt als der Engländer oder Franzose. Der entstehende Beamtenstaat erschien ihm nicht nur als sein wertvollster nationaler Besitz, sondern schlechthin als der wesentliche Faktor der Kulturentwicklung und als Selbstzweck. Wie es die Verhältnisse mit sich brachten, daß in der Praxis so gut wie nichts ohne den Beamtenstaat geschehen konnte, so konnte man schließlich auch in der Wissenschaft keinen Gedankengang durchführen, ohne dabei in erster Linie den Staat im Auge zu haben [1]). Was für England die Oekonomie, das wurde für Deutschland in gewissem Sinn die Verwaltungslehre. Trieb man in England Oekonomie, so war das Volkswirtschaftslehre, trieb man in Deutschland Oekonomie, so war das — es ist höchst bezeichnend, daß das für lange der Name unsrer Disziplin wurde — Staatswirtschaftslehre. Wenn in England innerhalb des Kreises von Schriften, von dem wir jetzt sprechen, der Kaufmann für den Kaufmann schrieb, so schrieb in Deutschland der Beamte für den Beamten. Das alles gilt natürlich nur mit jenen Korrekturen, die stets an einer solchen Skizze, die sich auf wenige Striche beschränken muß, anzubringen sind. Ohne darauf weiter einzugehen möchte ich hervorheben, daß durch jene Momente, sowohl die Darstellungsart wie auch die leitenden Gesichtspunkte dieses Armes der deutschen „Staatswissenschaft" gegeben sind — es entstand die Kameralwissenschaft.

Die Kameralistik ist eine Verwaltungslehre des mehr oder weniger absolutistischen Territoriums. Das Interesse des Landesfürsten steht allbeherrschend im Vordergrund. Es ist der feste Punkt, um den die im Gesichtskreis der einzelnen Autoren liegenden Tatsachen geordnet werden. Deren Untersuchung soll Regeln für die Politik des Fürsten und das Verhalten der Staatsorgane abgeben. Von allem Anfang an wird die Gesamtheit aller Staatsaufgaben ins Auge gefaßt, das einzelne Problem ist niemals um seiner selbst willen, sondern stets nur als Teil des Ganzen Gegenstand der Behandlung. Das brachte es mit sich, daß eine Systematik des gewaltigen Stoffes als erste Aufgabe erschien, und diese Sorge um die Systematik ist bis heute der deutschen Wissenschaft geblieben. Ueberhaupt hat die kameralistische Schulung und die ganze Grundauffassung des Kameralismus wesentlich zur Formung der deutschen Nationalökonomie beigetragen — noch heute ist ihre Eigenart zum großen Teil durch die Vorarbeit der Kameralisten zu erklären. Innerhalb des gewonnenen Systems wurde nun alles erreichbare Material sorgfältig zusammengetragen, zum Teil zu Nutz und Frommen der studierenden künftigen Beamten, zum Teil aber auch als Basis von Diskussionen. Diese letztern gehen nicht allzuweit und nicht allzutief. Nicht nur die Staatsauffassung und die gegebenen Grundlagen der sozialen und politischen Organisation, sondern selbst die wesentlichen Maximen der Politik werden ohne Kritik, ja meist ohne viel Analyse, als selbstverständlich und unantastbar hingenommen. Trotzdem entzog aber schon die bloße Sammlung und Ordnung des vorhandenen Materials die „Regierungskunst" bloßem Empirismus. Sie bildete das intellektuelle Blut der Verwaltungspraxis und reflektierte und generalisierte jeden Fortschritt derselben.

---

[1]) Es besteht in Deutschland eine Tendenz, im Vorherrschen des entgegengesetzten Standpunkts in England, wie er sich etwa in Dr. Johnson's Vers ausdrückt

„How small of all that human hearts endure
that part, that kings and laws can cause or cure"

einen Mangel zu sehen. Die historische Rolle desselben darf aber trotzdem ebensowenig verkannt werden, wie die lokale und historische Bedeutung der deutschen Staatsfreudigkeit. Es kommt noch hinzu, daß die wissenschaftliche Bedeutung der Bekämpfung der populären Anschauung, daß der „Staat" gleichsam wie eine höhere Macht alles tun und alles ändern könne, und die Betonung der sachlichen Bedingtheiten des sozialen Geschehens ganz fundamental war.

So darf man die Kameralisten nicht als Oekonomen werten. Nicht deshalb, weil sie auf diesem Gebiet nichts geleistet hätten, sondern deshalb, weil ihre Hauptleistung nicht hier liegt. Die Vorläufer, wie Osse („Testament“ 1556), Löhneisen (Aulico-politica 1622—1624) und Obrecht (fünff unterschiedliche Secreta Politica von ... guter Policey 1617) ja selbst der größte originelle Vertreter der Kameralistik Seckendorff (der teutsche Fürstenstaat 1678) bieten uns die Urteile erfahrener, weitblickender Männer über die ökonomischen Fragen der Zeit aber nicht nur ohne Versuch zu tieferer Analyse, sondern auch ohne lebhafteres Interesse an den ökonomischen Fragen an sich. Immerhin stehen sie kaum unter dem allgemeinen Niveau der Zeit, ja der ihnen eigentümliche Standpunkt gibt ihnen sogar eine fühlbare Ueberlegenheit über die Vulgärökonomie anderer Länder. In einer Geschichte der Finanzwissenschaft müßte mehr besonders über Seckendorff gesagt werden, für unsre Zwecke aber kommen seine sonst tief unter ihm stehenden Zeitgenossen Becher (Politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städt, Länder und Republicken 1668) und Hörnigk (Oesterreich über alles wann es nur will, publiziert 1684) mehr in Betracht, bei denen wirtschaftliche Fragen ausschließlich vorherrschen. Beide gehören nicht zu den eigentlichen Kameralisten, aber sie haben mächtig auf die letztern gewirkt. Hörnigks Buch ist nichts andres als die Darstellung eines handelspolitischen Programms im Sinne der Zeit, bei Becher jedoch finden sich in einer Masse wertloser Phrasen auch eigentliche ökonomische Analysen oder doch der Versuch dazu. Er sucht sich mit den Fragen der Wirkungen verschiedener wirtschaftlicher Organisationsformen — Monopol, freier Konkurrenz (Polypol) und durch Privilegien beschränkter Konkurrenz (Propol) — auseinanderzusetzen und das Wesen und das Ineinandergreifen der verschiedenen wirtschaftlichen Berufsgruppen zu erfassen. Aber nur viel eingehendere Diskussion viel speziellerer Fragen hätte zu wirklich wertvollen Resultaten führen können. Dazu ließ es die ganze Attitude dieser Gruppe gegenüber der Wirtschaft nicht kommen.

Von den übrigen Kameralisten können hier nur Justi und Sonnenfels genannt werden. Keiner von beiden ist wirklich schöpferisch gewesen und beide verdanken fremden Einflüssen auf wirtschaftlichem Gebiet sehr viel. Aber doch kommt in ihren Arbeiten ein großer Fortschritt zum Ausdruck. Schon die äußere Stellung der ökonomischen Materien ist bei ihnen eine ganz andre als bei den ältern Kameralisten. Unter Justis Händen konstituiert sich definitiv — wenngleich ganz auf der Basis seiner Vorgänger, so übel er auch mit ihnen verfährt — die Polizeiwissenschaft, aus der sich dann unsre deutsche Volkswirtschaftspolitik entwickelt hat (Policeywissenschaft 1. Aufl. 1756). Nach Ziel und Plan ist der Unterschied gegenüber dem Wealth of Nations gar nicht so ungeheuer als man glauben sollte. Aber in Klarheit und Einsicht trennt beide Werke die Arbeit eines Jahrhunderts. Wertvoll und geistreich sind Justis Ausführungen fast nur auf verwaltungstechnischem Gebiet. In ökonomischen Dingen fehlt es ihm an aller Schulung und an jeder Beherrschung der Auffassungsweisen, die seine Zeit schon zur Verfügung hatte. Dabei denke ich nicht an die praktischen Maßregeln, die er empfahl. Im Gegenteil zeigen diese praktischen Urteile fast immer gesunden praktischen Verstand. Aber das ändert nichts an der Minderwertigkeit des prinzipiellen Unterbaus seiner Analyse. Nicht das Gleiche gilt von Sonnenfels (Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanz 1765). Er hat einen solchen Unterbau, und namentlich beherrscht er die vorsmithianische Oekonomie (Smith selbst zitiert er wohl später, ohne aber Verständnis für die Bedeutung seines Werks zu verraten). Bis tief ins 19. Jahrhundert hat er weithin gewirkt. Nur war er gar nicht originell. Offenen Sinnes hat er Fremdes assimiliert und darin mit richtigem Blick das Lebensfähige erkannt, dasselbe auch glücklich für deutsche Bedürfnisse adaptiert. Aber er hat nichts geschaffen.

Es ist merkwürdig, wie arm die vorphysiokratische Literatur Frankreichs ist. Fast will es scheinen, wie wenn der Staat, der auch dort die Entwicklungsmöglichkeiten volkswirtschaftlicher Diskussionen beschränkte, indem er ihnen ihr praktisches

Ziel nahm, nicht den Willen gehabt hätte, seine Sache nun so gut wie möglich zu machen und sich zu diesem Zwecke einen Stab von Lehrern heranzuziehen, wie es namentlich Preußen tat. Auf andern Gebieten wurde lebhaft genug diskutiert, aber die Kreise, die die Träger geistigen Lebens waren, hatten offenbar kein oder nur ein oberflächliches Interesse an den Fragen der Volkswirtschaft. Der nicht besonders gedankenreiche Boisguillebert — man könnte ihn mit Petty vergleichen — steht ganz allein. Seine „Dissertation sur la nature des richesses" (in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts oder in den ersten des 18. erschienen; viel wichtiger als sein stets zitiertes Detail de France, zuerst 1695 und sein Factum de France 1707) u. a. kleinere Arbeiten sind vernünftige Kritiken mancher schiefer Zeitanschauungen, die er allerdings in der für sie denkbar ungünstigsten Interpretation darstellt. Aber einen Vorläufer der Physiokraten aus ihm zu machen, ist absurd. Denn nichts, was die wissenschaftliche Eigenart der Physiokraten ausmacht, findet sich bei ihm. Melon (Essai politique sur le commerce 1734) und Dutot (Réfléxions politiques sur les finances et sur le commerce) kann man noch als volkswirtschaftliche Schriftsteller anführen. Aber Vauban, St. Pierre, Fénélon u. a. können beim besten Willen weder als wissenschaftliche Oekonomen, noch als Vorläufer von solchen betrachtet werden. Klar und geistvoll diskutierten sie soziale und politische Fragen. Das taten damals viele Leute und daß man dabei auch der Volkswirtschaft nicht vergaß, beweist schon das Vorhandensein von Lexiken (z. B. das Dictionnaire du commerce der Brüder Savary). Aber in der Analyse kam man nicht weiter.

In Italien gab es zunächst eine dem deutschen Kameralismus ganz parallele Literatur, die auch auf die deutsche wirkte. Wir finden sehr wenig ökonomische Gedankengänge etwa in Carafa: De regis et boni principis officio oder im 16. Jahrhundert in den Schriften von Palmieri, Botero oder Macchiavelli. Diese Richtung pflanzte sich bis in das 19. Jahrhundert fort, kommt aber in einer Darstellung der Entwicklung der ökonomischen Erkenntnis nicht weiter in Betracht. Sodann finden wir ähnliche Zeit- und Streitfragen wie in England und Deutschland — außerdem noch die damals sonst nirgends praktische Frage agrarischer Schutzzölle —, die zum Anlaß ökonomischer Untersuchungen werden. Zu Leistungen von wissenschaftlichem Rang haben sie sich an zwei Stellen erhoben und hier wurde in Italien vielleicht das Beste geleistet, was jene Zeit in diesen Fragen aufzuweisen hat. Zunächst auf dem Gebiet der Währungsfragen. Eine ganze Reihe von Autoren wären hier zu nennen. Ich beschränke mich auf Leistungen rein wissenschaftlichen Charakters und ersten Ranges. Das 16. Jahrhundert brachte die Arbeiten von Scaruffi (1579) und Davanzati (1588), das 17. die Arbeit von Montanari (1680 und 1683) und das 18. die von Galiani. Davanzatis Vortrag ist ein unvergängliches Meisterwerk klarer, sicher eindringender, alle Einzelerscheinungen eines Gebiets mit einem Erklärungsprinzip durchleuchtender Analyse. Er führt eine „metallistische" Geldtheorie auf Grund einer allgemeinen Gebrauchswerttheorie vor und könnte noch heute gehalten werden. Und Galianis Werk (1750) liest sich ebenfalls zum Teile wie ein modernes Handbuch. Die Hauptsache liegt hier geleistet vor und erst in neuester Zeit ist die Geldtheorie wesentlich über diese Arbeiten hinausgekommen. Namentlich das Zurückgehen bis auf die Elemente des Wirtschaftens, um dann die gewonnenen Sätze auf das Geld anzuwenden, und das Eingliedern der Geldtheorie in eine allgemeine Wirtschaftstheorie hebt diese Arbeiten hoch selbst über viele Leistungen des 19. Jahrhunderts empor. Zweitens hat die Handelspolitik der Zeit in Italien sehr vollkommene literarische Blüten getrieben, wenn sich auch die Errungenschaften auf diesem Gebiet nicht mit den eben erwähnten messen können. Wie in England so hat auch in Italien die populäre Forderung nach staatlicher Beeinflussung der Wechselkurse den Anstoß gegeben. Gezeigt zu haben, daß die Wechselkurse im Wesen nur Reflex der Zahlungsbilanz sind und daran tiefergehende Erörterungen über die Bestimmungsgründe der letztern und die Möglichkeit ihrer Be-

einflussung geknüpft zu haben ist das Verdienst Antonio Serras (Breve trattato delle cause, che possono far abbondare li regni d'oro et d'argento, dove non sono miniere 1613). Er ist Mun sehr erheblich überlegen, schon durch seine ganze, echt wissenschaftliche Art, die Sache anzupacken. Freilich war seine Fragestellung — wie in einem Lande ohne Minen Ueberfluß an Gold und Silber herbeigeführt werden könne — überaus primitiv. Aber niemand kann dafür getadelt werden, daß er die Fragen seiner Zeit übernimmt, so wie sie ihm dargeboten werden. Die Lösung steht hoch über der Fragestellung. Er machte Schule. Unter seinen Nachfolgern seien Belloni (1750) und namentlich Genovesi (1765) genannt. Der letztere ist ein sehr selbständiger Geist. Man nennt ihn meist als einen Vorläufer der subjektiven Werttheorie, aber seine Hauptbedeutung liegt in dem Versuch zu einer systematischen Theorie des Wirtschaftslebens.

Die erwähnten Autoren haben viele Grundzüge gemein. Sie und viele andre, die ich hier nicht nennen kann, bilden in gewissem Sinn eine Gruppe. Abseits von derselben — und abseits auch von den Arbeiten des venezianischen Kreises (Zanon, Arduino, Canciani), dem er durch Geburt angehörte — steht G. Ortes (Hauptwerk: Economia nazionale 1774). Ein großzügiger Anlauf zu einer Synthese, gehört dieses Werk, das im übrigen vielfach an Sir J. Steuart erinnert [1]), mit zu den vielen, deren Autoren dem Ruhme eines „Begründers" unserer Wissenschaft nahestehen. Der Tag unserer Wissenschaft war da, alle Elemente zu ihrer Konstituierung waren gegeben und es handelte sich nur darum, glücklich und kräftig zu formulieren, was in der Luft lag. Das fühlten und das versuchten viele und nichts wäre instruktiver als eine Uebersicht über diese Versuche und über die Gründe ihres Mißerfolgs. Doch kann darauf nicht eingegangen werden. Es sei nur hervorgehoben, daß Ortes gleichsam zu einer ökonomischen Soziologie zu gelangen sucht und daß sich viele Waffen aus der Rüstkammer der späteren Oekonomik (Gesetz vom abnehmenden Ertrag, das Malthusianische Bevölkerungsgesetz u. a.) bei ihm finden [2]). — Nicht unwürdig steht also die italienische Oekonomik dieser Zeit neben der englischen. Doch gegen Ende des 18. Jahrhunderts tritt eine Erschlaffung ein und für lange segelt die italienische Wissenschaft unter fremden Einflüssen.

Ich habe es bisher vermieden, auch nur das Wort „Merkantilismus" auszusprechen. In der Tat gehört es nicht in eine Geschichte der Wissenschaft. Gewiß zeigen uns fast alle angeführten Schriften den Reflex um Geltung oder Vorherrschaft ringender Volkswirtschaften. Den Schriftstellern, wie den Politikern jener Zeit erschien es allerdings als ganz selbstverständlich, daß die nationale Handelspolitik nationalen Zielen zu dienen habe: das diskutierten sie gar nicht, das diskutierten nur die erst spärlichen, dann zahlreichen und endlich herrschenden Gegner. Aber der Merkantilismus war weder eine wissenschaftliche „Schule" — „Schulen" gab es damals überhaupt nicht in unserm Sinn und man entstellt das ganze Bild, wenn man diese Folgeerscheinung der schon konstituierten Fachwissenschaft in jener Zeit sucht; nur kleine Gruppen von losem Zusammenhang gab es — noch eine wissenschaftliche Theorie. Seiner großen Bedeutung als Mittel zur Schaffung nationaler Wirtschaftsgebiete entspricht keineswegs eine ähnliche Bedeutung für die sozialwissenschaftliche Analyse. Uns kann nur eine Frage interessieren: Welcher Wert für den Fort-

---

[1]) Die Parallelismen zwischen beiden Autoren in der ganzen Anlage ihrer Werke und in vielen Einzelheiten sind unverkennbar und überaus interessant. Nichts liegt mir ferner, als nach Plagiaten zu forschen, aber die Tatsache des Parallelismus selbst ist, wenn keinerlei äußere Beziehungen vorlagen, sehr merkwürdig und lehrreich. Daß Ortes, der sich auch in England aufgehalten hat, zum Teil unter englischem Einfluß steht, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber das beweist natürlich gar nichts als daß die gleichen Ursachen unter gleichen Umständen die gleichen Folgen haben.

[2]) In seinen „Riflessioni sulla popolazione". 1790. Vgl. auch Lampertico, G. Ortes 1865. Loria, La modernità di G. Ortes Atti dell' istituto Veneto 1900—01, Bd. 60; Arias: La teorica di disoccupazino di G. Ortes, Giornale degli Econ. 1908. Von einer besondern Methode, die manche bei Ortes finden wollen, kann nicht die Rede sein.

schritt der Wissenschaft kommt jenen Arbeiten zu, deren Anlaß dieses wirtschaftspolitische „System" war? Es ist nun heute schon zum Gemeinplatz geworden, daß die Kritik der unmittelbaren Folgezeit ungerecht war. Allerdings kommt für uns das Argument, daß die praktischen Vorschläge der merkantilistischen Schriftsteller durch die Zeitumstände gerechtfertigt waren, nicht in Betracht. Und für ihre wissenschaftlichen Versuche gilt es nicht ohne weiteres. Doch gibt es andre Gesichtspunkte, die uns die merkantilistischen Schriftsteller in günstigerm Licht erscheinen lassen. Vor allem wurden sie durchaus mißverständlich interpretiert. Die ihnen unzähligemale vorgeworfene Identifizierung von Reichtum mit Besitz von Gold und Silber verliert ihre Bedenklichkeit, wenn man in jenen Stellen [1]), die zur Begründung des Vorwurfs herangezogen werden können, „Index des Reichtums" statt „Reichtum" setzt, was um so eher möglich ist, als es ihnen doch nicht eingefallen sein kann, im Erwerb von Edelmetallen den letzten Zweck des Wirtschaftens zu sehen und als tatsächlich jene Identifizierung nur eine Definition darstellt, die an sich gar nichts bedeutet. Es kommt noch hinzu, daß das Geldwesen in jener Zeit tatsächlich so viel Anlaß zum Nachdenken bot, daß man in seiner Untersuchung recht wohl die vornehmsten Aufgabe der Wissenschaft in dieser Zeit sehen konnte. Ferner aber muß man zur Beurteilung dieses ganzen Teils unsrer Literatur und besonders seiner speziell „merkantilistischen" Spitzen eben das Bewußtsein mitbringen, daß sie die Ersten im Felde waren. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint vieles als Verdienst, was ihnen als Verschulden ausgelegt wurde. So namentlich ihre Lehre von der Handelsbilanz: Ehe man erörtert, ob sie deren Bedeutung überschätzten oder nicht, muß man doch anerkennen, daß in deren Entdeckung und Definierung eine große Leistung lag — in der Tat war das der erste Schritt zur Analyse der Volkswirtschaft. Uebrigens ist es durchaus unrichtig, daß sich spätere Schutzzöllner so sehr zu ihrem Vorteil von den Merkantilisten unterschieden. Weitaus die meisten, um nicht zu sagen alle Argumente der spätern Zeit finden sich, was hier allerdings nicht hervortreten konnte, bei ihnen, und nur die Kenntnis der Einwendungen und überhaupt die bessere Schulung an der inzwischen erwachsenen Wissenschaft, unterscheidet die meisten Spätern von diesen ihren Vorgängern, die sie allerdings fast stets verleugneten. Damit in Zusammenhang steht eine andre Leistung: Die klare Definition des National- zum Unterschied vom Privatinteresse und die Erkenntnis der Möglichkeit von Kollisionen. Zweifellos überschätzten die Merkantilisten diese Möglichkeit. Aber wie immer man darüber denken mag, sicher war selbst der wirkliche oder vermeintliche Nachweis von der Harmonie aller Sozial- und Privatinteressen nur auf dem Boden der analytischen Vorarbeit der „Merkantilisten" möglich. Das Wesen des volkswirtschaftlichen Kreislaufs erkannten sie nicht. Noch weniger hatten sie eine korrekte Vorstellung vom Ineinandergreifen der Sphären der Einzelwirtschaften innerhalb der Volkswirtschaft. Aber das Phänomen der Volkswirtschaft selbst wurde gleichsam von ihnen entdeckt und als ein selbständiges reales Etwas empfunden.

---

[1]) Diese Stellen sind außerdem seltener als die ersten Kritiker des Merkantilismus vermuten ließen. Als man das entdeckte, wurde es zunächst nötig Merkantilisten strengster Observanz und weniger hartgesottene Sünder unter ihnen zu unterscheiden. Dabei wurde die Gruppe der erstern immer weniger zahlreich, je näher man zusah, und seit lange hat eine Reaktion zugunsten der ganzen Richtung eingesetzt.

II. Die Entdeckung des wirtschaftlichen Kreislaufs.

(Die Physiokraten [1]). [Ueber A. Smith.])

1. Wir sahen, daß unsre Wissenschaft, ganz so wie alle andern, aus Einzeluntersuchungen auffallender, auch dem Laien als Probleme erscheinender Dinge entstand. Solang man sich auf solche Untersuchungen von Spezialfragen beschränkte und das Zentralphänomen der Volkswirtschaft selbst ganz oder so gut wie ganz im Dunkel instinktiver praktischer Kenntnis stehen ließ, konnte die wissenschaftliche Analyse niemals ganze Arbeit tun — sich gleichsam niemals ausleben. Es konnte kein einheitlicher Grundstock an prinzipiellem Wissen und im Grunde auch kaum ein Stab von fachlichen Arbeitern entstehen. Aus jeder Tatsachengruppe mußte — gleichsam in einem homerischen Einzelkampf mit ihr — ein spezielles Erklärungsmoment gewonnen werden und die großen generellen Zusammenhänge, deren Erfassung auch praktisch zur Aufdeckung feinerer Wirkungen und Gegenwirkungen der Vorgänge untereinander essentiell ist und die dasjenige sind, was die Wissenschaft der Erkenntnis eines klardenkenden und wohlinformierten Praktikers hauptsächlich hinzuzufügen hat, konnten höchstens gefühlt werden. Eine Tendenz, diese generellen Zusammenhänge ans Licht zu ziehen, ihre Untersuchung zur Hauptsache und die dabei erzielten Resultate sozusagen zu einem Hauptquartier der Wissenschaft zu machen, haben wir bei allen den besten Geistern auf unserm Feld konstatiert. Aber die große Bresche, durch die aller weitere Fortschritt in analytischer Beziehung ging, brachen die Physiokraten oder „Oekonomisten" und zwar durch die Entdeckung und gedankliche Nachbildung des wirtschaftlichen Kreislaufs. Nicht als ob die Tatsache desselben in ihrer populären Bedeutung — der periodischen Ernte und des periodischen Anbaus etwa — jemals unbekannt gewesen sein könnte. Aber es handelt sich um den ökonomischen Sinn und die ökonomische Organisation des Vorgangs: Es war festzustellen, wie jede Wirtschaftsperiode zur Grundlage der nächsten wird, nicht etwa nur technisch, sondern in dem Sinn, daß sie gerade solche Resultate zeitigt, die die Wirtschaftssubjekte veranlassen und in den Stand setzen, in der nächsten Wirtschaftsperiode denselben Prozeß in der gleichen Form zu wiederholen — wie die ökonomische Produktion als sozialer Vorgang zustande kommt, wie sie die Konsumtion eines jeden und diese wiederum die weitere Produktion bestimmt, wie jeder Produktions- und Konsumtionsakt in alle andern Produktions- und Konsumtionsakte eingreift und wie gleichsam jedes Element wirtschaftlicher Energie unter dem Einfluß bestimmter Triebkräfte jahraus jahrein einen bestimmten Weg zurücklegt. Aus einer solchen Analyse erst konnte sich die weitere Erkenntnis vom ökonomischen Lebensprozeß der Gesellschaft entwickeln und konnten sich alle die generellen Faktoren und ihre Funktionen und so auch alle die Momente, welche bei jeder wirtschaftlichen Einzelfrage, soweit sie reinwirtschaftlich ist, zu berücksichtigen sind, überblicken lassen. Solang man in den Wirtschaftsperioden nur eine technische Erschei-

[1]) Außer der allgemeinen dogmengeschichtlichen Literatur, in der das physiokratische System stets behandelt wird (besonders bei Oncken und Denis) seien genannt: Oncken, Art. Quesnay in H. d. St. Lexis, Art. Physiokraten ebenda. Oncken, Die Maxime laissez faire, laissez passer 1888. Ders., Entstehen und Werden der physiokratischen Theorie, Frank. Vierteljahrsschrift 1896—97. Güntzberg, Gesellschafts- und Staatslehre der Physiokraten 1907. Higgs, The Physiocrats 1897. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von F. Quesnay und A. Smith begründeten Volkswirtschaftslehre 1870. Schelle, Dupont de Nemours et l'école physiocratique 1888. Lavergne, Les économistes du XVIIIe siècle. Weulersse, Le mouvement physiocratique 1910. St. Bauer, Zur Entstehung der Physiokratie, Conrads Jahrb. 1890. Seligman, some neglected British Economists, Econ. Journal XIII, Picard: Etude sur quelques théories du salaire au XVIIIe siècle, Revue d'hist. des doctrines écon. 1910. Pervinquière, Contribution à l'étude de la productivité dans la physiocratie, Doct.-Diss. Labriola, Doctrine economiche di F. Quesnay 1897. — Zur Ausgabe Guillaumin der physiokratischen Werke tritt gegenwärtig die Ausgabe Geuthner.

nung sah und nicht die Tatsache ihres ökonomischen Kreislaufs erkannt hatte, fehlte der Leitungsdraht ökonomischer Kausalität, der Einblick in die innern Notwendigkeiten und das generelle Wesen der Wirtschaft. Man konnte in den einzelnen Tauschakten, im Geldphänomen, in der Schutzzollfrage ökonomische Probleme erblicken, man konnte aber das ökonomische Problem, den Gesamtvorgang, der sich in der Wirtschaftsperiode abspielt, nicht mit Klarheit sehen. Vor den Physiokraten hatte man gleichsam nur lokale Erscheinungen am Körper der Volkswirtschaft wahrgenommen, sie erst ließen uns diesen Körper physiologisch und anatomisch als einen Organismus mit einem einheitlichen Lebensprozeß und Lebensbedingungen begreifen und gaben uns eine erste Analyse dieses Lebensprozesses. Darüber gab es vor ihnen nur Allgemeinheiten, sie taten zuerst einen Blick in das Innere des sozialen Güterstroms und den Vorgang seiner steten Selbsterneuerung.

Es ist kein bloßer Zufall, daß sie zugleich die erste eigentliche ökonomische „Schule" bilden, denn nur eine Gesamtauffassung kann den Boden dazu abgeben. Selten kann der Dogmenhistoriker mit solcher Sicherheit sagen, wer der Schöpfer war, wie hier. Alle wesentlichen Gedanken und zugleich die Führerkraft vereinigten sich in François Quesnay. Und diese Gedanken hat er in höherm Maß aus sich selbst geschöpft als irgendein andrer Nationalökonom. Er war einer der größten und originellsten Denker auf unserm Felde. Die sich ihm anschlossen, waren oder wurden seine Schüler und ordneten sich ihm in einer Weise unter, für die ich auf wissenschaftlichem Gebiet kein andres Beispiel weiß. Nur die wichtigsten Namen und Werke seien genannt: Quesnay selbst (1694—1774) hat vor allem persönlich gewirkt. Von seinen zerstreuten Publikationen (ed. Oncken 1888) seien nur sein Droit naturel (1765) genannt, das seine Soziologie enthält und sein tableau économique (1758), das eine schematische Darstellung seines Grundgedankens ist. Nirgends fühlt man sich in der ökonomischen Literatur schöpferischem Genius so nahe, als wenn man, nachdem man sich den Stand der Dinge auf unserm Gebiet um 1750 scharf vergegenwärtigt hat, auf diese eine Seite blickt, die, wie Mme de Pompadour richtig vorhersah, den meisten Kritikern bestenfalls als harmloses Spielzeug erschien. Der Ratlosigkeit, mit der man dem tableau gegenüberstand, suchte der Eifer der Jünger zu steuern. Vor allem kommt Le Trosne in Betracht (De l'ordre social 1777), dann Baudeau (Première introduction à la philosophie économique 1771), an dritter Stelle Lemercier de la Rivière (l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques 1767), endlich Dupont „de Nemours" (Physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain 1767). Der ältere Mirabeau, der nach Quesnays Tode als Haupt der kleinen Schar galt, hatte sich schon ohne Quesnays — aber wohl nicht ohne Cantillons — Hilfe einen festumschriebenen Gedankenkreis geschaffen (l'ami des hommes 1. Teil 1757) und geriet erst später in Abhängigkeit von ihm (Fortsetzungen des ami des hommes; Philosophie rurale ou économie générale et politique de l'agriculture 1763), darum auch nie so vollständig, wie die andern. Turgot (Réflexions sur la formation et la distribution des richesses, publ. 1769; sur les prêts d'argent 1769; Valeurs et monnaies; lettres sur la liberté du commerce des grains 1770 u. a.) steht dem Kreise sehr nahe, ohne ihm eigentlich anzugehören. Wirkliches Verständnis und vollwertige Gegner fanden die Physiokraten nicht. Die Kontroverse mit Forbonnais [1]) war unfruchtbar und so oberflächlich wie der Spott Voltaires im „homme aux quarante écus". Galiani, der uns schon begegnete, ging in seinen Dialogen (1770) nicht in das Wesen der Sache ein, wie überhaupt die Kontroverse über die Getreidezölle, deren temporäre Aufhebung in Frankreich viel diskutiert wurde, nicht viel wissenschaftliche Früchte trug. Condillac (le commerce et le gouvernement 1776) verdient nicht wegen seiner Kritik der Physiokraten, sondern wegen seiner positiven

---

[1]) Vgl. darüber Oncken in seiner „Geschichte". Forbonnais' Hauptwerk ist: Principes Economiques 1767.

Leistungen genannt zu werden. Mably (Doutes proposés aux philosophes économiques 1768; im Wesen eine Kritik Lemerciers) ist nicht als Oekonom zu werten und nur als Mann praktischer Fragen kommt Morellet in Betracht [1]).

Sowenig wie ihre Gegner, sind die meisten Freunde der Physiokraten in den Sinn ihrer Lehre eingedrungen. Unter den Deutschen stehen der Markgraf Carl Friedrich von Baden-Durlach (Abrégé des Principes de l'économie politique 1786) und Mauvillon (Physiokratische Briefe an Prof. Dohm 1780) obenan, andre, wie Schlettwein, Schmalz († 1831), Krug († 1843) und der Schweizer Iselin halten sich nur an Aeußerlichkeiten. Aehnlich stand es in Italien, wo Neri, Beccaria, Filangieri, Verri u. a. den einen oder andren Satz, der ihnen eben gefiel, sich zu eigen machten. Auch in England haben wir eine kleine Zahl physiokratischer Schriften. Wichtiger als diese ist aber der Einfluß der Physiokraten auf A. Smith und auf eine Reihe späterer Autoren, darunter K. Marx. An sofortiger und weiter Wirksamkeit hinderte die Physiokraten gerade die Originalität ihres Systems. Ihre feste Ueberzeugung konnte Achtung und Elogen ertrotzen, aber bei näherm Zusehen bedeutet der große Augenblickserfolg in der Pariser Gesellschaft nicht viel. Von neuen theoretischen Gedanken wird zuerst immer nur ein Oberflächensinn absorbiert, der meist mit der wahren Bedeutung nichts zu tun hat. Viele Leser erblickten naiv einfach eine Verherrlichung der Landwirtschaft in der Sache und alle jene, denen das zusagte, erklärten sich für Anhänger des Systems. Auf die äußern Schicksale der Physiokraten und ihrer Schriften kann hier nicht eingegangen werden.

2. Die physiokratische Lehre ist, wie früher schon gesagt, ein Glied der großen Familie der Naturrechtssysteme und im Prinzip ebenso aufzufassen wie diese überhaupt. Sie wollte keine bloße Oekonomie sein, sondern eine allgemeine, allerdings aus ökonomischen Bausteinen bestehende und das ökonomische Moment in den Vordergrund stellende, Soziologie. Doch wollen wir uns auf die eigentliche Wirtschaftslehre der Physiokraten beschränken. Diese nun ist offenbar eine analytische Leistung: Wesentlich auf Grund der allgemein bekannten Erfahrungstatsachen suchten die Physiokraten das generelle Wesen des Wirtschaftsprozesses gedanklich zu erfassen ohne es für notwendig zu halten, eine systematische Sammlung individueller Tatsachen vorzunehmen. Denis hat ihr Verfahren „induktiv" genannt. Jedenfalls war es „theoretisch" in ganz demselben Sinn wie etwa das Ricardos. Das ist ganz klar. Aber es kam bei den Physiokraten wie bei allen Naturrechtslehrern noch die Vorstellung hinzu, daß dem ökonomischen Wesen der Sache zugleich eine ganz bestimmte konkrete Ordnung der Wirtschaft und ein bestimmtes Verhalten in praktischen Fragen wirtschaftlicher Politik entspreche. Diese ihnen vorschwebende Ordnung, die ein- für allemal als ideal zu betrachten sei und für die sie jede mögliche, unter andern auch eine göttliche, Sanktion ins Feld zu führen suchten, ist ihr ordre naturel. Und das gibt dem ganzen System einen unwissenschaftlichen finalistischen Zug. Würden die Physiokraten metaphysische Sätze oder irgendwelche praktischen Postulate innerhalb ihres analytischen Gedankengangs verwenden und Resultate darauf stützen, so verlöre dadurch ihre Lehre ihren wissenschaftlichen Charakter. Aber so steht die Sache nicht. Der Kern ihres Gedankengangs ist völlig frei von solchen Elementen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man das entscheidende Kriterium anwendet, nämlich die betreffenden Aeußerungen wegläßt und die finalistische Fassung andrer durch eine kausale ersetzt. So kann man bei ihnen die wissenschaftliche Tatsachenanalyse und die Mitteilung ihrer Ansicht, daß das Resultat dieser Analyse gleichzeitig die bestmögliche konkrete Ordnung der Dinge und den göttlichen Plan [2])

---

[1]) Kein Physiokrat, aber ein tüchtiger Schüler von ihnen, war der Schweizer Herrenschwand: (De l'économie politique moderne 1786. De l'économie politique et morale de l'espèce humaine 1786; du vrai principe actif de l'économie politique 1797); vgl. über ihn A. Jöhr, Herrenschwand 1901.

[2]) Gide hat dann, wie auch Denis, vom theologischen Charakter des physiokratischen

erkennen lasse, trennen, und wenn man das einmal eingesehen und erkannt hat, daß ihre Sätze sich ohne weiteres aus der Erforschung der wirtschaftlichen Grundtatsachen ergeben, dann hat es keinen Sinn mehr nach theologischen oder philosophischen Bestimmungsgründen derselben zu suchen. In dem Moment, wo Quesnay z. B. bei der Untersuchung des Wesens des Kapitals uns zuruft: „Parcourez les fermes et ateliers, et voyez . . .“ usw. (Dialogue sur le commerce, ed. Daire 1846, Bd. I, p. 172), vindiziert er den wissenschaftlichen Charakter seiner Ausführungen. Ob er dann Deist war oder nicht, ob Freihändler oder nicht, ob bureaukratischer Absolutismus oder Selbstverwaltung ihm mehr zusagte — das war für ihn sehr wichtig, so wichtig, daß Turgot sagen konnte, er sei nicht Physiokrat, weil er „lieber keinen König möchte“, es ist ferner für die Geschichte der Zeitanschauungen geradezu die Hauptsache, aber es ist für unsern Zweck irrelevant und berührt Quesnays wissenschaftliche Bedeutung weder in günstigem, noch in ungünstigem Sinn. Trotzdem bleibt es sein Verdienst, die Tatsachenanalyse zum Kernpunkt gemacht zu haben, während seine Zeitgenossen z. B. noch Steuart, vor allem daran dachten, dem Staatsmann Ratschläge zu erteilen.

Wenn also die Physiokraten auch nicht — wie es im wesentlichen schon die Klassiker taten — in ihrer Lehre bloß eine gedankliche Nachbildung wirklicher Vorgänge sahen, die gewisse Grundformen derselben frei von andern Elementen und mit begrifflicher Schärfe zum Ausdruck bringe, sondern außerdem noch ein Idealbild in praktischem Sinn — wobei nicht vergessen werden darf, daß dieses Zusammenwerfen verschiedener Dinge in den Anfängen wissenschaftlichen Strebens viel näher liegt als später und um so mehr, als der Gedanke der sozialen Entwicklung ihnen fehlte, so daß das theoretische Bild der Wirklichkeit als unveränderlich angesehen wurde, mithin viel leichter, als wenn man sich der Veränderlichkeit der sozialen Dinge bewußt gewesen wäre, zu einem absoluten Ideal und Element eines göttlichen Weltplans werden konnte — so waren sie sich in praxi des analytischen Weges wohl bewußt. Sie schufen, wie man das ausdrücken kann, eine Naturlehre der Wirtschaft, eine Lehre von der ökonomischen „Natur der Sache“, den sachlichen Bedingtheiten des Wirtschaftslebens. Aber in keinem andern Sinn kann von einer Naturlehre der Physiokraten gesprochen werden, namentlich nicht in dem Sinn, daß sie, die Eigenart des sozialen Gebiets verkennend, den dilettantischen Versuch gemacht hätten, ihm naturwissenschaftliche Auffassungsweisen und eine falsche Exaktizität aufzunötigen. Ihre Theorie ist lediglich ein Versuch, jenen Vorrat an allgemeiner wirtschaftlicher Erkenntnis, den jeder Praktiker ansammelt und zur Grundlage seines Verhaltens macht, systematisch durchzudenken und zu einem einheitlichen, widerspruchslosen Ganzen zu verschmelzen. Ein Hinweis auf Aeußerlichkeiten oder auf die Tatsache, daß man wissenschaftliche Schulung, wenigstens damals, nur auf naturwissenschaftlichem Gebiet erwerben konnte, spricht nicht für das Gegenteil. Um einen illegitimen naturwissenschaftlichen Einfluß nachzuweisen, müßte im einzelnen Fall, beim einzelnen Theorem gezeigt werden, daß es sich nicht aus den dafür angeführten oder anzuführenden Argumenten ökonomischer Natur erklärt, sondern sein Entstehen dem Wunsche verdankt, einen künstlichen Parallelismus zwischen Natur- und Geisteswissenschaft herzustellen. Niemand hat einen solchen Nachweis versucht, ich selbst weiß keinen zu führen. Allerdings haben die Physiokraten die im 17. Jahrhundert üblich gewordene Gewohnheit fortgesetzt, von „Naturgesetzen“ der Wirtschaft und des Soziallebens überhaupt zu sprechen. Um die Tragweite dieser Gewohnheit zu verstehen, ist es wesentlich, zwei Dinge zu scheiden: Das, was sie selbst bewußterweise damit meinten, und das, was wir nach anderthalb Jahrhunderten in diesen

---

Systems gesprochen und ihn zu einem Erklärungsmoment für ihre Theorie gemacht — ein Beispiel für die Tendenz so vieler Nationalökonomen, sich an Aeußerlichkeiten zu klammern und für die Vorliebe für die „Philosophie“ der Nationalökonomie. Noch schärfer tritt das bei Hasbach hervor: Diese Vermischung zweier ganz verschiedener Betrachtungsweisen macht es unmöglich, dem wissenschaftlichen Gehalt eines Systems gerecht zu werden.

Gesetzen entsprechend ihrem konkreten Inhalt zu sehen haben. In erster Beziehung ist nicht zu erwarten, daß sie in dieser noch heute kontroversen Frage einen Standpunkt eingenommen hätten, der für uns diskutabel wäre. Zunächst steht ihr Gesetzesbegriff unter dem Einfluß ihres Finalismus. Ausgehend vom Glauben, daß sich dem forschenden Geist in der Tatsachenanalyse der Wille der Vorsehung offenbaren müsse, erblicken sie im Gesetz nicht bloß die Regel der Dinge, sondern auch etwas außerhalb der Dinge Stehendes, dem sich der Mensch unterordnen müsse, aus dem ein Gebot des Handelns und ein System von Pflichten fließe. Und außerdem verraten sie keinerlei Gefühl für die Unterschiede zwischen sozialen und naturwissenschaftlichen Naturgesetzen [1]), vielmehr erschienen ihnen die letztern — wie auch etwa Newton — unter ganz dem gleichen Gesichtspunkt. In der zweiten Beziehung aber werden wir einsehen, daß, weil eben weder das theologische noch das naturalistische Moment Ausgangspunkt ist, sondern lediglich die Resultate der ökonomischen Analyse, nachdem sie gewonnen waren, in dieser Form ausgedrückt wurden, die „Gesetze" der Physiokraten nichts andres sind als das, was man heute ganz widerspruchslos als solche bezeichnet. Und gegenüber der Größe der Leistung, definitiv erkannt zu haben, daß das wirtschaftliche Leben gewissen allgemein zu erfassenden Notwendigkeiten unterworfen ist und auch hier die Gründe ihre Folgen haben, wird man über die zahlreichen Mängel ihrer Fassung dieser Erkenntnis nicht zu streng urteilen dürfen. Uebrigens kamen auch damals schon einerseits Montesquieu (1749) und andrerseits Turgot zu vollkommeneren Formulierungen [2]). — Noch sei erwähnt, daß auch diese Zeit schon einen „Methodenstreit" kannte. Viele Gegner der Physiokraten bekämpften ihre Methode als wirklichkeitsfremd und zu „absolut" und vor allem G a l i a n i hat in seinen Dialogen auf die Unzulässigkeit allgemeiner Regeln für die Wirtschaftspolitik hingewiesen. Zwar spricht das nicht gegen die physiokratische T h e o r i e, aber Galiani warf, ganz so wie das später und selbst in neuester Zeit üblich war, die Theorie samt den ihm anstößig scheinenden praktischen, scheinbar daraus notwendig folgenden Konsequenzen, über Bord. Auch Turgots Haltung, die von Abneigung oft nicht weit entfernt war, erklärt sich zum Teil aus seiner Ansicht, daß die Physiokraten dort allgemeine Gesetze aufstellten, wo es keine gab, und so der Mannigfaltigkeit des Lebens Gewalt antaten. Natürlich macht das weder Galiani noch Turgot zu Vertretern historischen Relativismus' strengster Form, denn sie haben beide wesentlich theoretisch gearbeitet. Aber sie nehmen eine Mittelstellung ein.

3. An ihre große Aufgabe, die generellen Formen des wirtschaftlichen Kreislaufs darzustellen, traten die Physiokraten nur mit den vorhandenen Mitteln heran, ohne selbst etwas hinzuzufügen. Sie wollten die Tatsachen des Bedarfslebens und die generellen Tatsachen des Milieus zu Gesetzen des Wirtschaftsablaufs kombinieren. Ihre Psychologie ist streng individualistisch und rationalistisch und überaus einfach. Sie resumiert sich in der Annahme des Strebens nach größtmöglicher individueller Bedürfnisbefriedigung mit dem kleinstmöglichen Aufwand — so daß also das wirtschaftliche Prinzip, von Quesnay bewußt und klar for-

---

[1]) Denn das Wort „Naturgesetz" braucht an sich noch nicht „physikalisches Naturgesetz" zu bedeuten, ist vielmehr vollkommen mit der Erkenntnis der Besonderheiten des sozialwissenschaftlichen Gebiets vereinbar, was immer wieder übersehen wird. Aber selbst, wenn ein Autor ausdrücklich sagt, die sozialen und physikalischen Gesetze seien wesensgleich, so muß man darauf achten, in welchem Sinn das gemeint ist. Wenn es endlich auch in einem ganz unhaltbaren Sinn gemeint wäre, so erfordert die Gerechtigkeit noch zu untersuchen, ob nur diese Behauptung und die Ansicht des Autors über die Natur seiner Resultate als falsch zu bezeichnen ist — in welchem Fall herzlich wenig Grund zu besonderm Tadel vorhanden ist und die Resultate selbst nicht berührt werden — oder ob sich der Autor durch den naturalistischen Irrtum materiell beeinflussen ließ: Dann allerdings, aber auch nur dann, fallen seine Resultate als solche, i n h a l t l i c h.

[2]) Montesquieus Formulierung: Rapports nécessaires qui dérivent de la nature des choses, atmet ganz modernen Geist. Auch Gournay ist zu nennen.

muliert [1]), den Ausgangspunkt bildet. Ihre Soziologie ist ebenso einfach. Sie nehmen die soziale Organisation, die sie vor ihren Augen sehen, zum Teil als selbstverständlich, zum Teil als ausreichend typisch hin. Es wurde schon hervorgehoben, daß ein solcher Vorgang in den Anfängen naheliegend war. Es ist noch hinzuzufügen, daß die Ueberschätzung vernunftmäßigen Handelns und die Unvollkommenheit psychologischer Analyse, ferner jener Atomismus, der im — wesentlich unveränderlichen — Individuum den Schlüssel zum sozialen Geschehen sucht, gerade in ökonomischen Untersuchungen am wenigsten schaden: Allerdings verhindern diese Momente ein Hinausblicken über einen gewissen Punkt und allerdings müssen sie in vieler Beziehung zu einem Zerrbild der Wirklichkeit auch hier führen, aber gerade für die Ausarbeitung der „Logik der wirtschaftlichen Dinge", also gerade für diejenige Leistung der Physiokraten, die für uns hier in Betracht kommt, stellen sie zum Teil notwendige und brauchbare Annahmen dar. Freilich darf man darauf allein nie eine Lehre vom Lebensprozeß der Gesellschaft, eine Soziologie, bauen wollen. Für ihre Soziologie und auch ihren praktischen Einblick in die Dinge waren alle diese Auffassungen verderblich, soviel sie auch vom „homme social" und der „vie collective" sprechen, aber die Arbeit an ihrem ökonomischen Grundproblem entwerteten sie nicht [2]).

Da leisteten sie Großes. Eine ungeneröse und verständnislose Kritik hat lange Zeit die Würdigung ihrer Leistung verhindert und die Tatsache verkennen lassen, daß alles Folgende auf ihnen beruhte, während man immer gewisse grotesk hervorstehende Eigentümlichkeiten hervorhob, wie wenn in ihnen das Wesen der physiokratischen Lehre läge, mit ihrer Widerlegung die Sache erledigt wäre. Schon Smith begann damit und erst neuestens ist man tiefer in den ökonomischen Gedankenkreis der Physiokraten eingedrungen.

Der Gesamtüberblick über den Wirtschaftsprozeß, den die Physiokraten gewonnen haben, der „volkswirtschaftliche Standpunkt" auf den sie sich — trotz des Ausgehens vom Individuum einer- und dem natürlichen Milieu andrerseits — stellten, drückt sich in drei Konzeptionen aus, die für die Nationalökonomie größte Bedeutung erlangten: Die Ideen der Zirkulation, die des Sozialprodukts und die seiner „Verteilung". Die erstere war schon der Populardiskussion und den Merkantilisten nicht fremd. Aber man dachte dabei nur an die Oberflächenerscheinung der Geldzirkulation. Quesnay und seine Anhänger schoben erst den „Geldschleier" energisch zur Seite und es enthüllte sich ihnen eine Zirkulation andrer Art: Sie zeigen, wie in jeder Wirtschaftsperiode eine Gütermenge in die Volkswirtschaft neu eintritt — in ihrem Sinn aus dem unerschöpflichen Schatz der Natur — und von den einzelnen, durch besondere Funktionen charakterisierten, Gruppen von Wirtschaftssubjekten übernommen und weitergegeben wird bis zum endlichen Konsumtionsakt. Das Weitergeben geschieht durch Tauschen. Tauschakte bilden die Glieder der Kette, die jene Gruppen oder Klassen verbindet. So stellt sich das Wirtschaftsleben eines Volks als ein System von Tauschbeziehungen dar, das, sich periodisch erneuernd, den Raum zwischen Produktion und Konsumtion ausfüllt.

---

[1]) Obtenir la plus grande augmentation possible de jouissance par la plus grande diminution possible de dépenses.

[2]) Stets hat man sich in solchen Fällen zu fragen: Erstens ist eine solche Grundanschauung an sich und allgemein „richtig"? Hat man das verneint, so ist damit nicht etwa die kritische Arbeit erledigt, sondern es erhebt sich die weitere Frage: Ist die betreffende Grundanschauung nicht vielleicht als Annahme brauchbar? Und zwar zunächst: Hebt sie nicht ein wirkliches Moment hervor, dessen isolierende Betrachtung Interesse hat? Und sodann, selbst wenn das nicht der Fall wäre: Ist die Deviation, die die betreffende Grundanschauung bewirkt, sehr groß oder gibt es Umstände, die ihre Bedeutung einschränken — bei der Hypothese des Rationalismus z. B. liegt ein solcher Umstand in der Tatsache, daß sich gewisse sachliche Notwendigkeiten durchsetzen und das menschliche Handeln formen, auch wenn dieses nicht auf einer rationellen Erkenntnis solcher Notwendigkeiten und auf klaren Motiven beruht — oder kann man den anstößigen Satz nicht vielleicht besser formulieren? Der Kritik bereiten solche Fragen meist geringe Sorgen. Allein jede Kritik, die sie nicht löst, ist wertlos.

Die in der Wirtschaftsperiode innerhalb der Volkswirtschaft erzeugte Gütermenge wird als ein Sozialprodukt aufgefaßt, das jedesmal „verteilt“ wird. Uns ist dieser Gedanke so vertraut, daß wir nichts Auffälliges mehr an ihm finden. Allein es lag eine kühne Abstraktion und eine methodisch sehr wichtige Neuerung darin. Dieses „Sozialprodukt“ existiert als solches nirgends in der Wirklichkeit und ist an sich ein künstliches Gebilde. Aber die Schöpfung dieser theoretischen Gesamtheit ermöglicht erst oder erleichtert doch eine tiefere Erfassung des Zusammenwirkens und aller gegenseitigen Bedingtheiten zwischen den Einzelwirtschaften und die prinzipielle Identifizierung des Sozialprodukts mit dem Volksreichtum — die Voranstellung des Gesichtspunkts des periodischen Güterstroms — gab dem letztern Begriff eine früher nicht vorhandene Bestimmtheit und stellte das Verhältnis zwischen ihm und der Produktion ein- für allemal in ein scharfes Licht. Bis heute haben sich diese Grundlagen erhalten und als brauchbar erwiesen, wie man z. B. am Lehrgebäude A. Marshalls sehen kann [1]).

4. Das ist der Rahmen des Lebensprozesses der richesse. Die Erkenntnis Cantillons — „la richesse en elle-même n'est autre chose que la nourriture, les commodités et les agréments de la vie“ im schon erwähnten Essai sur le commerce en général 1755 p. 1 — verderbend definierten sie dieselbe als die Gesamtheit der jährlich produzierten wirtschaftlichen Güter (biens commerçables, Quesnay, Oeuvres ed. Oncken). Seine treibende Kraft und sein Erklärungsprinzip — le desir de jouir nach Le Merciers Ausdruck — kennen wir bereits. So haben wir nur noch ein wesentliches Moment hervorzuheben, nämlich die physiokratische Theorie vom Wesen und von der Funktion des Kapitals. Vor ihnen gab es eine präzise Theorie darüber nicht und zwar nicht etwa bloß deshalb, weil merkantilistische Irrtümer der Ausbildung einer solchen im Wege standen, sondern vielmehr deshalb, weil vor ihnen die Grundtatsachen der Wirtschaft als solche überhaupt nicht tiefer analysiert wurden und eine solche Analyse zu einer präzisen Auffassung von der volkswirtschaftlichen Rolle des Kapitals im Gegensatz zu seiner Bedeutung für die Privatwirtschaft, wie sie das tägliche Leben erkennt, nötig ist. Quesnay — und mit ihm seine eigentlichen Schüler — erblicken die Funktion des Kapitals in der Notwendigkeit, den Arbeiter während der Produktion zu erhalten, in den avances foncières — den Auslagen für die Urbarmachung des Bodens — und den avances annuelles — besser fonds des avances, die sich zum Teil in den produzierten Produktionsmitteln verkörpern —, die sich zugleich mit den Zinsen der avances primitives jährlich reproduzieren [2]). Das Wesen des Kapitals ergibt sich demnach als jener Teil des Sozialprodukts vorhergehender Wirtschaftsperioden, der die Produktion der laufenden alimentiert — als Teil des Güterstroms von temporär besonderer Rolle.

Die Entwicklung, wie sie sich die Physiokraten denken, kann am besten mit den Worten des Markgrafen von Baden wiedergegeben werden (Abrégé 1786 p. 7): Der Kreislauf von Arbeit und Ausgabe wird vervollkommt durch gesteigerte Arbeit. Diese vermehrt die Unterhaltsmittel, deren Vermehrung führt zur Vermehrung der espèce humaine, was wiederum die Bedürfnisse der Gesamtheit steigert, mithin die dépenses. So entwickelte sich die wirtschaftliche Kultur aus einem Zustand primitiver Nahrungssuche (l'homme vivoit des fruits épars et spontanés de la terre), in dem eben diese Nahrungssuche die Arbeit war, die der „dépense de la subsistance“ entsprach und die Leistung darstellte, die zum Unterhalt führte — die Physiokraten sprechen da natürlich von „Pflicht“ und „Recht“, meinen aber in der Sprache des Naturrechts nichts andres als das Gesagte.

[1]) v. Philippovich (Grundriß I, 4. Buch) hat auf das Wirklichkeitsfremde der Konzeption der „Verteilung“ hingewiesen und sie durch die der Einkommensbildung ersetzt, was sich in der Tat empfiehlt. Doch ändert das nichts an der historischen Bedeutung und der darstellerischen Brauchbarkeit des Verteilungsgedankens.

[2]) Dazu kommen noch die avances primitives, „le bloc des richesses mobiliaires qui aident l'homme à la cultivation“. Die avances souveraines sind die Ausgaben des Staats auf Straßenbau usw.

Nunmehr aber ist es Zeit, auf jene Eigentümlichkeiten des physiokratischen Systems einzugehen, welche die Dogmengeschichte mit Unrecht stets in den Vordergrund stellte, und die zwar das Wesen der vorgeführten Grundgedanken nicht berühren, sondern nur einen etwas verfrühten Versuch ihrer Ausarbeitung in einer bestimmten Richtung darstellen, aber für die Physiokraten selbst und das Schicksal ihrer Theorie von großer Bedeutung waren. Wenn man jene fundamentalen Grundgedanken einmal hat und nunmehr nach einem festen Punkt im wirtschaftlichen Kreislauf sucht, so kann der Blick unter anderem auch auf den technischen Ursprung des Wirtschaftsstroms, auf die Tatsache fallen, daß in jeder Wirtschaftsperiode eine bestimmte Menge von Stoffen aus dem Schoß der Natur in die soziale Welt eintritt, von der direkt oder indirekt die ganze Gemeinschaft leben muß und die in einem Sinn dasjenige ist, was in der Gemeinschaft eigentlich zirkuliert und deren periodischer Ersatz die Wirtschaftsperioden voneinander zu unterscheiden geeignet ist. Dieser Ausgangspunkt liegt an sich nahe, er mußte Quesnay aber mit Rücksicht auf die Analogie mit dem Ernährungsprozeß organischer Körper besonders naheliegen. Es ist ganz überflüssig nach irgendwelchen metaphysischen Gründen dafür zu suchen, daß die Physiokraten nach ihm griffen, wie wenn darin eine sonst ganz unbegreifliche Verirrung läge. Es lag nichts vor als die Beobachtung einer ganz unbestreitbaren „physikalischen" — wie Le Trosne sagte, Intérêt Social — Tatsache mehr der Ansicht, daß diese Beobachtung wissenschaftlich fruchtbar, d. h. von großem Erklärungswert sei. Die erstere ist schlechthin richtig — und in keinem andern Sinn als in dem, in welchem sie absolut selbstverständlich ist, meinten sie die Physiokraten — die letztere hat sich nicht bestätigt, war aber a priori so wenig unsinnig, daß es selbst heute, nachdem die Wissenschaft hundertfünfzig Jahre lang einen andern Weg gegangen ist, nicht mit Sicherheit behauptet werden kann, daß sich jener Ausgangspunkt niemals brauchbar zeigen werde.

Die Physiokraten allerdings verrannten sich in den einmal gefaßten Gedanken und überschätzten ihn sehr. Wenn man ihm aber einmal konsequent nachgehen wollte, dann war es ganz natürlich — es war in der Tat nur eine mit Hinblick auf Anwendung der Beobachtung ihr gegebene Formulierung —, wenn man den Begriff der Produktion auf Urproduktion — oder, ganz strikte, auf Stoffgewinnung, die alljährlich in infinitum wiederholt werden konnte, so daß der Bergbau ausschied — beschränkte und dann war es nur selbstverständlich, daß man alle nicht darauf verwendete Arbeit unproduktiv nannte. Darin lag keine besondere These mehr, sondern nur ein „analytisches Urteil" im Kantschen Sinn, das Urteil: Nicht auf Urproduktion verwendete Arbeit bringt keine neuen „Urprodukte". Die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Arbeit wurde nicht geleugnet. Wenn Le Trosne sagt: „Le travail porté partout ailleurs que sur la terre, est stérile absolument, car l'homme n'est pas créateur", so meint er nichts andres, als daß die menschliche Arbeit nicht neue Materie schaffen kann, was wiederum für die Wirtschaftslehre nur so weit relevant ist, als es eben jene definitionsmäßige Konsequenz zieht. Will man eine besondere Aussage im zitierten Satz sehen, so könnte es nur eine richtige sein.

Aber einerseits bauten sie zuviel darauf auf und andererseits verschlossen sie sich, im Bann ihres Gedankens, vielen andern fruchtbarern Ausblicken. Es war zunächst ein Verdienst, nach theoretischen Prinzipien und nicht einfach, wie es auch früher geschehen war, empirisch verschiedene Klassen von Wirtschaftssubjekten nach besondern wirtschaftlichen Funktionen zu scheiden, diese als soziale Interessengruppen zu begreifen und deren Ineinandergreifen zu untersuchen. Und diese Leistung blieb, gerade wie die methodische Idee der „Verteilung" ein κτῆμα εἰς ἀεί der Nationalökonomie. Nur orientierten die Physiokraten diese richtigen Bestrebungen nach jenem Moment, das die weitere Analyse dann als nebensächlich erwies. Die produktive Klasse, jene Wirtschaftssubjekte, die Arbeit und Kapital auf die Produktion in physiokratischem Sinne verwenden, behalten einen Teil des Ertrags für sich, von dem sie wiederum einen Teil an die sterile, die industrielle usw. Klasse abgeben,

welche den Produkten durch Verarbeitung wohl Wert hinzusetzt, aber nur so viel, als sie konsumiert, mithin nicht eigentlich „Wert schafft". Diesen Teil des Produkts gibt die produktive Klasse an die sterile im Austausch von Nahrungsmitteln und Rohstoffen gegen Industrieprodukte. Da diese letztern aber Nahrungsmittel und Rohstoffe von früher her enthalten und zwar in genau derselben Menge, so kehrt bei diesem Tausch der veräußerte Wert wieder in die Hände der produktiven Klassen zurück. Was veräußert wird und wovon in gewissem Sinn gesagt werden kann, daß es wieder in die Hände der Produktiven zurückkehrt, ist Rohprodukt. Soll diese Bewegung des Rohprodukts aber irgendeine wirtschaftliche Bedeutung haben, so muß ihr eine Bewegung der Kaufkraft parallel gehen. Und daher allein der Sprung des Gedankengangs zu der Auffassung hinüber, daß „Wert" hin und hergehe und daraus die Konsequenz, daß bei jedem Tausche gleiche Werte übergeben werden, wenn nicht ein Wertgewinn des einen Teils auf Kosten des andern erfolgen soll. Wollte ich überhaupt von einem bestimmten „Grundfehler" der Physiokraten sprechen, so müßte ich diesen Sprung vom Rohprodukt auf den Wert, diese Ansicht, daß der Wert nichts sei wie der Geldausdruck der Rohstoffmenge in den Gütern, so nennen. Damit war die Wert- und Tauschtheorie verdorben und ein Ausblick in wesentliche Phänomene verbarrikadiert.

Den Rest des Produkts, der allein sich als durch keinen Ersatzanspruch neutralisierter Reinertrag darstellt, der produit net, fällt den Grundherren zu, die ihn zum Teil zur Erhaltung und Verbesserung der avances foncières, zum Teil zur Erfüllung sozialer Pflichten, unter denen die Steuerleistung die wichtigste ist, verwenden, und im übrigen an die produktive und sterile Klasse zurück- bzw. weitergeben können. Der an die sterile gegebene Teil kehrt ebenfalls wiederum zur produktiven zurück. Damit ist der Kreislauf geschlossen, sind alle Produkte bezahlt und alle jährlichen avances sowie ein Teilbetrag der ursprünglichen ersetzt.

Man hat im produit net oft ein theoretisches Monstrum gesehen, von dessen Nichtexistenz der einfachste Blick in die Wirklichkeit überzeugt. Aber dem ist nicht so und das Argument, daß der Reingewinn in der Landwirtschaft doch auch verschwinden könne, beruht auf einem Mißverständnis. Zunächst ist die Tatsache des produit net, im Sinn der Physiokraten aufgefaßt, über jeden Zweifel erhaben. Wirklich bringt nur die Urproduktion physisch neue Elemente in die Güterwelt. Und sodann liegt überhaupt vieles Richtige unter der verfehlten Wertlehre der Physiokraten. Vor allem haben sie richtig die Tendenz der freien Konkurrenz nach Herabdrückung aller Preise auf den Kostensatz — hier ganz im populären Sinn gemeint — erkannt [1]), sodann ebenso richtig das sich daraus ergebende Problem, die Ertragswellen zu erklären, die sich trotzdem über jenen Satz erheben. Wenn sie diese Ertragswellen in der schaffenden Kraft der Natur lokalisierten, so war das einseitig — doch nicht mehr als etwa die Auffassung Marx' — und es lag darin eine Verwechslung von physischer und Wertproduktivität. Sie hatten dabei die wichtigste Wertwelle, die des Unternehmergewinns, außerdem unerklärt gelassen, aber *sicher eine* Theorie des „Mehrwerts" begründet, die vom Standpunkt der Zeit betrachtet nicht ohne weiteres undiskutabel ist. In erster Linie jedoch haben sie eine Tendenz des Tauschverkehrs zwischen den Klassen richtig gefühlt und diesen Tauschverkehr selbst in seinen Hauptzügen gut erkannt. Nicht ohne Recht sagt *Quesnay*: La marche de ce commerce entre les différents classes et ses conditions essentielles ne sont point hypothétiques. Quiconque voudra y réfléchir, verra qu'elles sont fidèlement copiées d'après la nature (p. 60, Oeuvres).

---

[1]) Den Kostenpreis bezeichnen sie als den „natürlichen" Preis (*Letrosne*) und knüpfen eine positive Wertung (Letrosne nennt ihn den bon prix) an ihn — welch letzterer Punkt uns nicht interessiert. Ein anderer Ausdruck ist prix fondamental. — Es wurde oft vermerkt, daß die Physiokraten hohe Getreidepreise für ein Symptom des Wohlstandes hielten. Die Kosten bestehen eben im Unterhalt der cultivateurs, was diese Auffassung, die der populären wie der klassischen widerspricht, erklärt: Hohe Kosten bedeuten für die Physiokraten reichlichen Unterhalt der Arbeiter.

Auch in der Lohntheorie kamen sie weit, nicht nur trotz, sondern sogar auf Grund ihres Ausgangspunkts. Zunächst ist die Anschauung, daß alle Arbeiter von Vorschüssen leben, an sich schon eine Lohntheorie in nuce, eine Grundlage, von der aus man unbedingt in die Gedankengänge der später sog. Lohnfondstheorie gelangen muß, wenngleich die Physiokraten selbst zu keiner ganz bestimmten Formulierung vordrangen. Turgot gebraucht allerdings den Ausdruck fonds des salaires, sagt aber darüber nur eine Selbstverständlichkeit, die nichts von dem charakteristischen Inhalt der Lohnfondstheorie hat. Dann aber ergibt sich aus dem System der Physiokraten das, ebenfalls erst von Turgot scharf formulierte, „eherne" Lohngesetz. Sie nahmen nicht etwa bloß eine Anschauung der Zeit auf, die sie vorfanden, sondern aus den Grundlagen ihres Systems folgt der Satz, daß jeder Arbeiter nur den Wert der von ihm konsumierten Subsistenzmittel dem Produkt hinzufügen könne und daß — wie Quesnay selbst hervorhebt — der Lohn sich infolge der Konkurrenz unter den Arbeitern auf dieses Maß feststelle.

Am schlechtesten fuhr die Zinstheorie. Hier schadete der speziell physiokratische Gesichtspunkt naturgemäß am meisten und wir finden denn auch, daß die Physiokraten diesem Phänomen am wenigsten Verständnis entgegenbringen. Der industrielle Kapitalgewinn hängt völlig in der Luft, müßte konsequenterweise eigentlich als ein Gewinn auf Kosten des produit net bezeichnet werden. Diese Konsequenz kommt allerdings nur beim ältern Mirabeau zu ganz scharfem Ausdruck — nämlich in seinem Plan der Abschaffung des industriellen Zinses —, aber bei allen eigentlichen Physiokraten finden wir die Anschauung, daß die einzige Quelle des Zinses der Ertrag von Grund und Boden sei, und ferner, daß die Tatsache des produit net allein Sparen — und damit industriellen Fortschritt — ermögliche. Turgot hat dann die Lücke mit verschiedenem Material auszufüllen gesucht und manches Richtige über die Bestimmung des Zinses durch Angebot und Nachfrage gesagt. Aber ohne sehr tief zu gehen. Trotz seines Satzes, daß der Zins der Preis für zeitlichen Gebrauch einer Wertmenge sei, sieht man sich bei ihm auf der Suche nach tiefern Erklärungsgründen, auf das Auskunftsmittel aller Physiokraten zurückgedrängt — nämlich, daß die Konkurrenz gleichsam dem Kapital einen Zins zuschwemme, weil der Kapitalist sich sonst Boden kaufen würde, einen Satz, der aus den Fundamenten der Physiokraten folgt, wenngleich wir ihn schon bei Hutcheson vorfanden.

Der Handelszins ist schlechthin Gewinn auf Kosten des andern Vertragsteils. Es ist im Sinn der Physiokraten ein Unterschied zwischen Industrie und Handel zu machen, für den es keine ganz rechtfertigende Erklärung gibt. Bei der Industrie liegt noch, wenn nicht Wertschaffung, so doch immerhin Wertaddition vor — der Wert der Rohstoffe und der der Subsistenzmittel des Arbeiters werden in ihrem Prozeß addiert: — vgl. die Analogie mit Marx — und ihre Nützlichkeit wird nicht in Abrede gestellt. Obgleich nun nicht einzusehen ist, warum man nicht ganz dasselbe auch für den Handel sagen sollte, so erschien dieser den Physiokraten doch als ein Uebel, das tunlichst beschränkt werden solle. Vielleicht spielte da die populäre Idee eine Rolle, daß der Zwischenhandel die Waren verteure, mithin gleichsam das normale Tauschverhältnis und den wirtschaftlichen ordre naturel störe.

5. Wie immer dem sein mag, sicher ist, daß das System der Physiokraten in seinen wesentlichen Zügen ein gewaltiger Fortschritt war und daß auch jener eine Zug, dem es seinen ganz unglücklichen Namen verdankt — wie so oft hatte auch hier ein Schüler grade das wenigst Wertvolle am System des Meisters für die Hauptsache gehalten [1]) — keineswegs alles verdarb. Viel mehr als unter berechtigter Kritik hatten die Physiokraten unter den Mißverständnissen und unter ganz oberflächlichen Einwendungen der Zeitgenossen wie der Spätern zu leiden. Die meisten Einzeleinwendungen vor allem, die man gegen ihre Theoreme erhob, sprechen nur ge-

---

[1]) Dieser Name ist auch zum Teil für den naturalistisch-mechanistischen Vorwurf verantwortlich, der mitunter den Physiokraten gemacht wurde und noch wird.

gen die, die sie erhoben. Die innere Logik des Systems ist in seltenem Maß frei von Fehlern und das Meiste, das auf den ersten Blick fremdartig und unverständlich erscheint, vermag tieferes Eingehen befriedigend aufzuklären. Darauf kann ich allerdings nicht eingehen und auch über ihre praktischen Erkenntnisse können hier nur wenige Worte gesagt werden.

Der ordre naturel ist der Zustand, der für die Menschheit am vorteilhaftesten ist. Jedes Individuum handelt also im Interesse der Gesamtheit, wenn es seinem Vorteil nachgeht. Dieser Satz ist in seiner Anwendung auf das Wirtschaftsleben in demselben Sinn wertvoll und in demselben Sinn falsch, wie das Theorem von dem durch das Handeln nach individuellem Selbstinteresse bei freier Konkurrenz erreichbaren Nutzenmaximum, das später eine so große Rolle spielte und mit der physiokratischen Anschauung zum Teil wesensgleich ist. Deshalb und weil alle Klassen an möglichster Größe des produit net, von der ja aller Fortschritt abhängt, interessiert sind, ergab sich eine harmonistische Auffassung des Verhältnisses der Klasseninteressen zueinander. Es ergab sich eine günstige Auffassung von den Folgen der freien Konkurrenz also keineswegs aus den naturrechtlichen Obersätzen, mit denen die Sache verbrämt wurde, sondern aus der Analyse des wirtschaftlichen Getriebes selbst. Das gab den Physiokraten einen Standpunkt in den Fragen der Zeit, dessen praktische Spitzen zu schildern außerhalb der Grenzen meiner Aufgabe liegt. Als wissenschaftliche Leistungen müssen aber jedenfalls noch die folgenden genannt werden: Die Widerlegung der Auffassungen über günstige Handelsbilanzen. Dabei hoben sie hervor, daß Geldansammlung in einem Lande nur zu einem Steigen der Preise führe [1]). Dann zerstörte schon Quesnay selbst das populäre Schlagwort, daß die Zölle einfach vom Auslande getragen würden, und wies darauf hin, daß Kampfzölle das Land, das sie auflegt, unter Umständen mehr schädigen können als den zu bekämpfenden Gegner. In diesen Resultaten fanden die Physiokraten dann begreiflicherweise eine Bestätigung ihrer Grundanschauung von den Vorteilen der Freiheit des Tausches und der Arbeit und von der Schädlichkeit der Eingriffe des Staats in die privaten Entschließungen über Konsumtion und Produktion. Es darf aber nie übersehen werden, daß sie trotz dieses Prinzips, in richtiger Würdigung seiner Grenzen, eine ziemlich weitgehende Funktion des Staats (der auch avances souveraines für Straßenbau usw. zu machen habe), der Gesetzgebung und endlich von Sittlichkeit und Sitte (besonders in der Verwendung des produit net) als essentiell für den Lebensprozeß der Gesellschaft erkannten. Die Zeit legte ihnen die Betonung des erstern Gesichtspunkts besonders nahe, aber der letztre fehlte nicht in ihrem wissenschaftlichen System. Die praktischen Schlagworte freilich müssen kurz und prägnant sein und können nicht skrupulös formuliert werden. Allein das laisser faire usw. kümmert uns hier nicht. Wohl aber enthält ihre Steuertheorie sehr wesentliche Resultate. Sie beruht auf dem Gedanken, daß die Armut zwar überhaupt durch willkürliche, gewaltsame Ablenkungen des Stroms der Wirtschaft von seinem naturgemäßen Lauf, aber namentlich durch die Anlage des Steuersystems jener Zeit hervorgerufen sei. Das Phänomen der Armut erscheint also nicht, wie in manchen andern Systemen [2]) als ein integrierendes Element des Wirtschaftslebens, sie ist nicht durch dem Wesen des Wirtschaftsprozesses inhärente Vorgänge, auch nicht durch bestimmte wesentliche Tendenzen der menschlichen Natur zu erklären, sondern durch Eingriffe in das Wirtschaftsleben, durch äußere Störungsursachen. Daher dann die Konsequenz, daß wenn man die wesentlichsten Störungsursachen durch Konzentrierung der Steuerlast auf den produit net beseitige, eine erhebliche Ursache der Armut wegfallen würde. Das ist die theoretische Bedeutung der physiokratischen Steuerlehre, der der Ruhm gebührt, an direkten Steuern zum erstenmal in systematischer Weise wesentliche Vorteile entdeckt zu haben.

[1]) Dieses Verdienst, das einen Schritt zu einer Analyse des Geldphänomens bedeutet, teilen sie mit Genovesi u. a.

[2]) Z. B. bei Ortes.

Ihre einzige Grundsteuer durfte aber nicht den ganzen produit net erschöpfen und damit den Inhalt des Eigentumsrechts an Grund und Boden vernichten. Denn bei der schon erwähnten Bedeutung des produit net für Sparen — Vermehrung der avances foncières — und Fortschritt würde, wenn für den Grundbesitzer das Motiv für Urbarmachung und Meliorisierung des Bodens wegfiele, damit der Volkswirtschaft ein ähnlicher Schaden zugefügt werden wie durch Beschränkung des Eigentumsrechts überhaupt, die das wirtschaftliche Verhalten der Individuen stören würde. Darin liegt der ökonomische Kern der Eigentumslehre der Physiokraten, ihre andern, soziologischen wie naturrechtlichen Seiten — Naturrecht hier im Sinne von Glauben an angeborene Rechte gemeint — interessieren uns hier nicht.

Bei der Diskussion wirtschaftspolitischer Fragen der Zeit, an der sie sich beteiligten und die ihnen teilweise zum Anlaß für die Entwicklung ihrer Ansichten wurden, trat die Gedankenwelt der Physiokraten und ihrer geistigen Nachbarn aus der Studierstube heraus in den Luftzug des Parteienstreits. Für die Physiokraten im Besondern war die Kontroverse über die französischen Kornzölle, die nicht nur ein Hauptthema ökonomischer Schriftstellerei, sondern geradezu ein Hauptthema der geselligen Konversation der Zeit waren, das Wichtigste. Und an dieser Stelle vereinigen sich dann die beiden Quellflüsse der Oekonomie. Nie wieder hat sich die Erforschung theoretischer Grundwahrheiten durch den Praktiker und durch den — sagen wir — Philosophen getrennt, wenngleich in der Literatur der Spezialfragen beide Gruppen natürlich immer unterscheidbar sind. Und damit war die Basis der modernen Wirtschaftslehre geschaffen.

6. In diesen Diskussionen wurde die Stimme der Forschung gehört. Das öffentliche Interesse wandte sich ihr zu, weite Kreise empfanden die Notwendigkeit der neuen Wissenschaft. Aber sie konnten sich ihr nicht leicht nähern, weder den geschlossenen unzugänglichen Systemen der Gelehrten noch der Fülle der Untersuchungen der Leute aus der Praxis, deren so ungleicher Wert schwer zu beurteilen war. Die Zeit verlangte nach einer ausgleichenden Synthese der vorhandenen Elemente, nach verläßlicher Führung durch kundige Hand. Diese Synthese mußte kommen und ihr Produkt konnte nicht willkürlich sein: Hätten noch soviele Leute sie mit Erfolg versucht und wären alle diese Leute noch so unabhängig voneinander gewesen, sie wären alle zu sehr ähnlichen Leistungen gekommen. Allein die Aufgabe war schwer zu lösen, erforderte sie doch philosophisch-historische und allgemein wissenschaftliche Bildung einerseits und offenes Auge für die Zeitrichtung und für die Leistungen außerhalb des philosophischen Kreises anderseits.

Zwei Autoren, die diese Vorbedingungen in eminentem Maß erfüllten, die Gestaltungskraft und weiten Blick, Anpassungsfähigkeit und Freiheit, endlich, sei es gleich gesagt, jenes Maß von Oberflächlichkeit hatten, das zu solchen Aufgaben gehört, da sonst der Forschungseifer weit ab von dem führt, was für weite Kreise Interesse hat — zwei solche Autoren fallen uns in die Augen. Alle andern, die sich an der Aufgabe versuchten, blieben in Einseitigkeiten stecken oder vermochten überhaupt keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der erste jener beiden war Turgot[1]), dessen glänzendes Talent, früher nicht gebührend gewürdigt, heute um so mehr anerkannt wird, fast mit Uebereifer: Nichts empfiehlt dem Dogmenhistoriker einen Autor so sehr als der Umstand, daß er für ihn kämpfen kann. Deshalb muß gleich gesagt werden, daß, wenn wir das Vergrößerungsglas entfernen, durch das

---

[1]) Turgots wichtigstes ökonomisches Werk sind die Réflexions sur la formation et la distribution des richesses, geschrieben 1766, publiziert in den Ephémérides du citoyen (Nov. 1769 bis Jan. 1770). Seine Gesamtwerke wurden publiziert von Dupont (1809—11) und von Daire und Dussard (1844). Die Literatur über Turgot ist sehr reichhaltig. Auch die Werke über die physiokratische Schule behandeln ihn. Vgl. noch: Dupuy, Eloge de Turgot (Mém. de l'Acad. des inscriptions et belles lettres, Bd. 45. Batbie, Biographie de Turgot. Mostier, Turgot, sa vie et sa doctrine. Ch. Henry, correspondance inédite de Condorcet et de Turgot 1882. S. Feilbogen: Smith und Turgot 1892; Schelle, Pourquoi les ,réflexions' de Turgot ne sont-elles pas exactement connues ? 1886.

man auf seine Leistungen zu blicken pflegt, zwar noch immer sehr viel übrig bleibt, aber daß erstens alle die Punkte, die man in concreto anführen könnte, sich in der außerphysiokratischen, namentlich der englischen Literatur der Zeit vorfinden, und zweitens, daß ein Teil seines heutigen Prestiges nur darauf beruht, daß man in seine flotten Sätze so sehr viel hineininterpretiert. Er war im Grunde Physiokrat und auf das physiokratische System, das trotz allem sein tägliches Brot bildete, das er aber niemals in aller Tiefe durchdrang, pfropfte er andre Gedanken auf, die ihm Praxis und Literatur der Zeit eingaben, ohne sich um innern Zusammenhang besonders zu kümmern. Er hat gewiß im Kapital einen Produktionsfaktor „erkannt". Aber gegen diese „Erkenntnis" ist manches zu sagen, abgesehen daß sie sich bei ihm in keiner andern Form findet als bei Hutcheson, in keiner wesentlich andern als bei Locke. Er hat besser in das Wertphänomen geblickt, aber nicht annähernd mit der Klarheit, wie etwas später Condillac, und nicht klarer als Cantillon oder Galiani. Wir haben manche seiner Einzelleistungen bereits erwähnt. Hier war nur der synthetische Charakter seines Strebens zu erwähnen. Das und der Einblick in großartige Pläne, den seine Korrespondenz uns eröffnet, rechtfertigen vielleicht das Urteil, daß ein Lebenswerk von ihm ein zweiter Wealth of Nations geworden wäre [1]).

7. Der andre Autor, der hier zu nennen ist, ist A. Smith, dem der entscheidende Wurf gelang, so wie wenige Würfe jemals gelungen sind [2]). Mit großen Mitteln trat er an seine Aufgabe heran. Ein Leben verwandte er darauf, völlige Herrschaft über das philosophische, historische, in geringerem Maß naturwissenschaftliche und in noch geringerm juristische Wissen seiner Zeit zu gewinnen und allen ihm erreichbaren Strömungen öffnete er die Tore seines Geistes. Lücken und Engen finden sich bei ihm weniger als bei irgendeinem Nationalökonomen mit Ausnahme J. St. Mills. Seine Hauptwerke: The Theory of moral sentiments (1759), eine Ethik, und der Wealth sind nur Bruchstücke eines Interessenkreises, dessen Weite auch seine übrigen Publikationen, die hier nicht zu erwähnen sind, nur ahnen lassen: In einem im Jahre 1785 geschriebenen Brief spricht er von dem grandiosen Gedanken einer philosophical history of all the different branches of literature und einer theory and history of law and government. Aber solche ganz große Pläne blieben im Hintergrund und störten den ruhigen Gang seiner Detailuntersuchungen nicht, denen er mit unerschütterlicher, echt philosophischer Ruhe oblag und die er im Anschluß an seine Lehrtätigkeit ohne Hast aufhäufte. Die methodischen Gewohnheiten des Professors und Berufsgelehrten kamen ihm dabei zu statten und ein gesunder, etwas nüchterner Blick, der mit Sicherheit die Summe eines Systems oder einer Erscheinung zog ohne jemals an irgend etwas allzusehr hängen zu bleiben. Er wurde nicht von einer Ideenfülle gefoltert oder auf Pfade gelockt, wo ihm nur wenige hätten folgen können. Er war ein Mann zusammenfassender Arbeit und ausgeglichener Darstellung, nicht großer neuer Ideen, ein Mann, der vor allem sorgfältig nach dem Vorhandenen frägt, es kühl und vernünftig kritisiert und dann das gewonnene Urteil in die Reihe der übrigen so gewonnenen stellt: Auf betretenen Pfaden und mit vorhandenem Material schuf dieser sonnenklare Geist sein großartiges Lebenswerk.

---

[1]) Den er aber nicht beeinflußt hat. Diese oft ausgesprochene Vermutung ist durch die Publikation der Vorlesungen A. Smiths aus dem Jahre 1763 widerlegt (ed. Cannan 1896).

[2]) An Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations 1. Aufl. 1776. Kritische Ausgabe von E. Cannan 1904. — Das erfolgreichste Buch der ökonomischen Literatur. Die „Smith-Literatur" ist Legion. Alle Dogmengeschichten behandeln, fast jede theoretische Arbeit zitiert ihn. Aus der Spezialliteratur seien genannt: Von Biographien, die mit der Dugald Stewarts beginnen, die deutsche von Leser (1881) und die beste englische — überhaupt gründlichste — von John Rae. Von Arbeiten über sein Werk: Die Einleitungen Cannans zu seiner Ausgabe des Wealth und der Glasgow lectures. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen usw., wie zitiert und Untersuchungen über A. Smith (1891), Baert: A. Smith and his Inquiry into the wealth of Nations 1858; Oncken: A. Smith in der Kulturgeschichte 1874; Zeyß: A. Smith und der Eigennutz 1889; Art. „A. Smith" in H. d. St. und in Palgraves Dictionary. Der Wealth wurde oft übersetzt. Auch Abkürzungen und Kommentare erschienen.

Er sprach das Wort der Zeit aus und gab ihr genau das, was sie brauchte, nicht weniger und nicht mehr. Sein Erfolg erklärt sich daraus und aus den äußern und innern Vorzügen seiner Leistungen. Hätte er tiefer gegraben, so wäre er nicht verstanden worden. Mit Recht rühmt man seine meisterhafte Darstellung. Aber es liegt auch etwas andres darin als ein Kompliment. Niemand denkt daran, den Stil Newtons oder Darwins zu preisen oder zu tadeln. Sie stehen über solchen Verdiensten oder Verschulden. Smith nicht. Wohl hat sich einmal jemand durch den Vergleich des Wealth mit der Bibel kompromittiert. Aber bald setzte sich eine ruhigere und richtigere Einschätzung durch. Smith hat von der Parteien Gunst und Haß verhältnismäßig wenig empfangen und erlitten und schon bei Roscher lesen wir eine Beurteilung, der nicht viel hinzuzusetzen ist. Heute können wir uns über die geistigen Dimensionen Smiths keiner Täuschung hingeben, zu deutlich unterscheiden wir Sockel und Gestalt. Der Wealth entstand aus einem Teil seiner Vorlesungen über Moralphilosophie, die er 1751—1764 an der Universität Glasgow hielt und die sich bis zu Aeußerlichkeiten an die seines Lehrers Hutcheson anschlossen. Er hat, wie das aus dem Jahre 1763 stammende erhaltene Heft zeigt, kaum mehr an dessen System geändert, als jeder lebhaftere Schüler geändert haben würde. Mit einem ziemlich fertigen System kam er 1764 nach Frankreich, wo er mit den Physiokraten in Berührung trat, und in den ruhigen Jahren in Kirkaldy hat er die von uns als wesentlich bezeichneten Punkte ihres Systems dem seinen eingefügt, daß dessen Rahmen krachte und die Symmetrie bedenklich litt. Dabei darf aber nicht vergessen werden, welche geistige Freiheit und Ueberlegenheit er durch die Wahl der aufzunehmenden Elemente bewies — in der Tat liegt darin eine selbständige Leistung. An dritter Stelle ist der Einfluß Mandevilles zu nennen. Mandeville hatte einer tiefen Erkenntnis in seinem „Grumbling Hive" (1705, neue, mit weiteren Ausführungen versehene Ausgabe 1714 u. d. T.: The Fable of the Bees), einem Lehrgedicht, das Aufsehen machte ohne recht ernstgenommen zu werden, eine groteske Form gegeben. Aber in dieser Form steht die beste und klarste Darstellung des Gedankens, daß das individuelle Eigeninteresse auf wirtschaftlichem Gebiet eine wesentliche soziale Funktion hat. Nun gab es genug andre Quellen für ähnliche Gedanken. Aber manche Wendung Smiths weist auf eine Beeinflussung gerade durch Mandeville hin. Endlich hat Smith viel auch Hume und Harris zu verdanken [1].

Wir werden von Smith' theoretischen Lehren noch im nächsten Abschnitt sprechen. Hier soll nur der allgemeine Charakter seines Werks gekennzeichnet werden. Wie gewöhnlich, so hat auch bei ihm die Kritik das Hauptgewicht auf seine wirtschaftspolitischen und sozialphilosophischen Anschauungen gelegt, wohl gar insinuiert, daß sein Werk ein Plädoyer für Freihandel und „Industrialismus", bzw. eine Anwendung spekulativer Obersätze sei. Beides hat für Smith selbst eine große Rolle gespielt. Wenn man die ersten Sätze seiner Vorlesungen über Naturrecht liest, so sieht man sofort, daß es ihm darum zu tun war eine Theorie, eine Erkenntnis des Wesens und der Funktion des Rechts zu gewinnen, die sich auch gleich in eine Formulierung praktischer Rechtssätze von allgemeiner Anwendbarkeit umsetzen ließe. Aehnliches wollte er sicher auch in der Nationalökonomie. Er definiert sie als Kunstlehre [2]. Er diskutiert politische Maßregeln, wie wenn sie Theoreme wären. Allein ein ganz andres Bild ergibt sich, wenn wir ihn an der theoretischen Arbeit sehen. Da ist sein Blick auf die Tatsachen gerichtet und nur gelegentlich erinnert eine Wen-

[1] Nicht dagegen, wie schon erwähnt, Turgot und auch nicht Ferguson. Das Essay on the history of Civil Society (1767) und die Institutes of Moral Philosophy (1769) dieses Edinburgher Professors, der mit Smith eng befreundet war, rechtfertigen in keiner Weise Hasbachs übertriebene Hochschätzung für ihn. Ein guter Schriftsteller und talentvoller Darsteller, war er doch gar nicht originell — im wesentlichen ein Schüler Montesquieus. Uebrigens könnte eine Abhängigkeit nur in der Lehre von der Arbeitsteilung und in der Steuerlehre bestehen und auch da nicht in entscheidenden Punkten.

[2] Allerdings auch als Lehre vom Wesen und den Ursachen des Volkswohlstands, so schon im Titel, der offenbar das Wort „Nationalökonomie" umschreiben soll.

dung an ein politisches Ideal oder an einen philosophischen Satz, ohne daß diese fremden Elemente jemals wesentlich wären. Mit welcher „Methode" arbeitet er nun? Das ist deshalb schwer zu sagen, weil der Kreis seiner Probleme so weit ist. Bald analysiert er, bald erzählt er, je nachdem es sein konkreter Zweck erfordert. Aber seine Analyse umrankt er mit Einzelbeobachtungen und praktischen Erfahrungen, in seine Deskription mischt er theoretische Erörterungen ein. Deshalb ist es noch jeder methodischen „Partei" leicht gefallen, ihn als einen der Ihrigen zu reklamieren. Er besitzt eine Universalität, die für seinen konkreten Zweck unschätzbar war, aber sofort verloren gehen mußte, wenn man in einer der von ihm behandelten Problemgruppen tiefer vordringen wollte. Daher kommt auch der oft behauptete scheinbare methodische Gegensatz zwischen ihm und den späteren Klassikern. Der systematische oder lehrbuchmäßige Charakter seines Werks schließt längere abstrakte Untersuchungen geradeso aus wie deskriptive Detailforschungen. Smith wurde durch Einflüsse theoretischer Natur geformt und theoretische Ziele beherrschten ihn. Ein Kern von theoretischen Lehrsätzen bildet das Knochengerüst seines Werks und ihrer Anwendung, Diskussion und Exemplifizierung dient der größte Teil des darin enthaltenen deskriptiven Materials. Nur ein geringerer Teil ist Basis von Resultaten und ein noch geringerer ist schlechthin um seiner selbst willen da, als an sich interessant. Die zwei ersten Bücher schildern den Wirtschaftsprozeß und behandeln ausgehend von der Arbeitsteilung, das Geld-, Preis-, Kapital- und Verteilungsproblem. Im dritten haben wir so etwas wie einen Versuch zum Vergleich zwischen dem theoretischen Bild und der tatsächlichen Entwicklung der Dinge zu sehen, das vierte bringt handelspolitische Diskussionen und das fünfte eine Darstellung der „Finanzwissenschaft", wenn der deutsche Ausdruck darauf anwendbar ist. Die letzten Bücher enthalten auch verwaltungstechnisches Material. Alle diese Elemente sind von sehr verschiedenem Werte. Themen wie die Staatszwecke u. dergl., sind oft bedenklich „spekulativ" behandelt und Smith kann uns da heute nichts bieten. Aber nirgends ist er so positiv und unvoreingenommen als im Kerne seiner reinökonomischen Ausführungen. Sowie es zu Anwendungen kommt, macht sich die Ueberschätzung der praktischen Bedeutung seiner Resultate störend bemerkbar und an diese Anwendungen knüpfte vor allem die Kritik an.

III. Das klassische System und seine Ausläufer [1]).

1. Oekonomische Klassiker nennt man gewöhnlich die leitenden englischen Oekonomen in der Periode zwischen dem Erscheinen des Wealth of Nations (1776, so daß Smith selbst der erste ist) und der Principles von John St. Mill 1848. Die ersten 20 Jahre dieser Periode sind arm an neuen Taten, sie sind eine Zeit sei es der Erschlaffung oder der Sammlung. Dann geht es mit Kraft und Frische steil bergan bis zu einem Kultminationspunkt, den Principles Ricardos 1817. 10—15 Jahre erhält sich innerlich und äußerlich die Diskussion auf dem errungenen Niveau, dann wird es immer klarer, daß sich der Impuls ausgegeben hat, und nur eine vorübergehende Rallierung tritt im Gefolge des Werkes von Mill ein. Der Anfangspunkt der Periode ist weniger willkürlich, als es solche Anfangspunkte meist sind, denn wirklich gingen fast alle Autoren von dem Tatsachen- und Gedankenmaterial aus, das der Wealth of Nations bot. Die übrige Literatur wirkte nicht mehr lebendig auf sie, auch soweit sie nicht in Vergessenheit geriet, was in erstaunlichem Maße geschah. Allein um so

[1]) Spezialliteratur gerade für die Geschichte dieser Periode gibt es wenig, obgleich natürlich die Werke derselben zahllose Diskussionen in so gut wie allen theoretischen Arbeiten gefunden haben. Vgl. aber: Cannan, The History of the theories of production and distribution in English Political Economy from 1776 to 1848 (2. Aufl. 1903); Bonar, Malthus and his Work (1888); Leslie Stephen, The English Utilitarians. Diehl, Sozialw. Erläuterungen zu Ricardo. Ders., Proudhon. Schüller, Die klassische Nationalökonomie und ihre Gegner. — Die in der einleitenden Literaturübersicht angegebenen Geschichten von Einzelproblemen beschäftigen sich natürlich vornehmlich mit den Ansichten dieser Epoche.

willkürlicher ist es, die kleine Bodenschwelle, die Mills Werk am Wege der Oekonomie bedeutete, zum Endpunkt zu nehmen. Wir wollen es nicht tun, sondern in diesem Abschnitt mehr von einer Richtung als von einer Zeitperiode sprechen und diese Richtung bis auf die Gegenwart verfolgen. Und nicht nur diese Richtung, oder besser die Strömungen, die in ihr zu einer recht brüchigen Einheit zusammengefaßt werden, sondern auch die ja wesentlich unter ihrem Einfluß stehenden Entwicklungen in andern Ländern und endlich auch die wissenschaftlich wichtigsten Gegenströmungen der Epoche sollen schlecht und recht zu einem Bild vereinigt werden, das viele Züge verschwinden, aber dafür andere hervortreten lassen wird.

2. Lehrsätze nicht Personen sind die Helden dieser Darstellung. Nur als Leitfaden seien jetzt schon einige Namen genannt: Smiths bedeutendster Nachfolger [1]), der in einer bestimmten — guten oder bösen — Richtung wirklich weiterging, ist D. Ricardo (Gesamtausgabe seiner Werke ed. Mc Culloch 1. Aufl. 1846, adnot. ed. von Gonner), neben dem in mancher Beziehung E. West (An Essay on the application of capital to land 1815, ed. Hollander 1903) und andere Zeitgenossen stehen, die im gleichen Gedankenkreis webten, so daß mehr die Kraft seiner Analyse und sein echt wissenschaftlicher Blick für die Dinge, als die Neuheit des einzelnen Resultats seinen Titel auf Unsterblichkeit bildet. Er machte Schule, ohne daß doch seine unbedingten Anhänger auch nur in England eine Majorität bildeten, worüber nur die Huldigungen des breiten Publikums vor dem Glanz seines Namens und der Erfolg aus seinen Werken gezogener Argumente für praktisch-politische Zwecke täuschen, während auf dem Kontinent und in Amerika sein Einfluß stets gering war. Die beiden Männer, die sich im eigentlichsten Sinn als Schüler Ricardos fühlten — James Mill (Elements of Political Economy 1. Aufl. 1821, 3. veränderte 1826) und der vielschreibende J. R. Mc Culloch (nennen wir: Principles of Political Economy 2. Aufl. 1830) — verdienen zwar nicht ganz das wegwerfende Urteil, das ihnen so oft wurde, zeigten sich aber sicherlich den weiteren Aufgaben, die zu lösen gewesen wären, nicht gewachsen, stehen tief unter ihrem Meister und bereiteten so die Katastrophe der ganzen Richtung trotz besten Willens vor. Viel höher als sie stehen de Quincey (ökon. Hauptwerk: The Logic of Political Economy 1844), ein feiner Geist, dessen Arbeiten aber stets Kaviar für das Volk gewesen sind, und W. N. Senior (Political Economy 1836 in der Encyclopaedia Metropolitana), der sich vielfach selbständig machte. Und nicht zu unterschätzen ist auch Torrens (An Essay on the Production of Wealth), der ebenfalls nicht eigentlich zur „Schule" gehört, aber ihr doch näher stand, als er selbst glaubte. Wesentlich in der von Ricardo eingeschlagenen Richtung liegt auch das eingangs erwähnte Werk John Mills, soweit sein ökonomischer Inhalt in Betracht kommt [2]), und ein Deszendent in gerader Linie ist Cairnes (Leading Principles of Political Economy newly expounded 1874), der hoch über allen andern direkten Nachfolgern Ricardos an wissenschaftlichem Talente steht und, von Ricardo und Mill ausgehend, einen eigenen, wesentlich selbständigen Standpunkt gewann. Unter manchen neuen Einflüssen stehen dann der Millschüler Sidgwick (Principles of Political Economy 1. Aufl. 1883) und Nicholson (Pinciples of Political Economy 1893), beide müssen aber in einem weitern Sinn zu dieser Gruppe gezählt werden, während den leitenden englischen

---

[1]) Der Wealth of Nations wurde immer eifrig diskutiert und auch mehrfach kommentiert. In letzterer Beziehung ragt D. Buchanan hervor 1814. Auch Mc Culloch publizierte eine Smithausgabe mit Kommentar. Eine sehr einflußreiche Exposition fand Smith durch die Vorlesungen und Schriften des leitenden schottischen Philosophen der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, an denen sich sehr weite Kreise ökonomisch bildeten, Dugald Stewart. (Noch Palmerston hat Zeugnis für den Eindruck abgelegt, den dieser Mann auf seine zahlreichen Schüler machte.)

[2]) An äußerm Erfolg stand lange das auf demselben prinzipiellen Boden stehende Manual (1. Aufl. 1863) Fawcetts dem Werke Mills gleich. An diesen beiden Büchern hat sich die weitaus überwiegende Mehrzahl der englischen Oekonomen der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. gebildet, bis der Einfluß Marshalls sie zurückdrängte.

Nationalökonomen von heute A. Marshall (Principles of Political Economy I. Bd. 1. Aufl. 1890) nur mehr ein loses Band — fast nur der Pietät — mit ihr verbindet, trotz seiner eigenen gegenteiligen Behauptung. In einem Gegensatz, der uns noch beschäftigen wird, zu Ricardo stand in reinökonomischer Beziehung T. R. Malthus (Principles of Political Economy, 1. Aufl. 1820, 2. Aufl. 1836). Seiner Bevölkerungstheorie werden wir noch begegnen. An sie vor allem knüpft sich sein Ruhm, worüber man oft die Tatsache vergißt, daß er als Oekonom in engerem Sinn vieles geleistet hat, das noch lange nachwirkte und vieles vorwegnahm, was sich später durchrang. Sowohl wer ihn als Genie, wie wer ihn als unfähig hinstellt, tut diesem tiefen und ernsten Arbeiter unrecht, der eben als solcher gewertet werden muß. Als direkter Schüler von ihm ist allerdings nur Chalmers (On Political Economy 1832) zu bezeichnen, der für ihn das, was Mc Culloch für Ricardo war. Und in einem sehr scharfen Gegensatz zu Ricardo steht Lauderdale, dessen Inquiry into the nature and origin of public wealth (1804) eine Talentprobe war, die es bedauern läßt, daß er an der Klippe scheiterte, die soviel Wollen und Können auf unserem Gebiet ihrer Frucht beraubt hat: an mangelnder Schulung.

Aber zwei Namen gehören zur Ricardoschule, die man nicht zu ihr zu zählen pflegt: Karl Marx und Karl Rodbertus. Wir folgen dem eigenen Wunsche Marx', wenn wir ihn in dieser Darstellung, wo nur die wissenschaftliche und die ökonomische Seite seines Lebenswerkes in Betracht kommt, hierher zählen — trotz des Widerspruchs A. Marshalls —, denn als Fortsetzer Ricardos hat er sich selbst gefühlt. Dazu kommen wir noch. Die „Kritik der politischen Oekonomie" erschien 1859. Die 3 Bände des „Kapitals" in erster Auflage 1866, 1886 und 1894, dann noch die „Theorien über den Mehrwert". Von Rodbertus („Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände 1842, soziale Briefe an v. Kirchmann 1850/1 und 1884) gilt nicht ganz dasselbe. Aber in seinen Grundgedanken liegt ein sehr starkes Ricardianisches Element an entscheidender Stelle. Die Bedeutung Rodbertus' für die deutsche Nationalökonomie ist groß. Denn obgleich kaum eines seiner konkreten Resultate sich auf die Dauer bewährte oder überhaupt auch nur irgendwie erheblichen Erfolg bei den Zeitgenossen hatte, so hat er um so mehr durch seine Gesamtauffassung und manche Grundbegriffe (wie z. B. seinen Rentenbegriff) gewirkt. Abgesehen davon mußte schon der Umstand, daß er mit ganzer Seele Schaffender und Ringender und ihm das Detail der Theorie wirklich Herzenssache war, ihm in der Unfruchtbarkeit und Lethargie der damaligen deutschen Wissenschaft einen Einfluß sichern, der lange vorgehalten und formend gewirkt hat. Vom dunklen Hintergrund der Epoche in Deutschland hebt sich um so strahlender der Stern v. Thünens ab (Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie 1826, 1850, 1863), jeder Zoll ein Denker. Die Einführung der Analyse mit Hilfe des Grenzbegriffs und damit einer der größten Schritte auf dem Wege der Nationalökonomie ist auf sein Konto zu setzen [1]). Auch seine Basis sind die englischen Klassiker, aber er steht ebenbürtig neben ihren Besten. Aber er hat fast gar nicht gewirkt. Das beweist schon der Umstand, daß man noch heute, im unklaren Gefühl seiner Bedeutung sein Verdienst in allen möglichen Nebendingen, sogar in den in seinem Werk enthaltenen Betriebsrechnungen, sucht [2]). v. Hermann, der vierte große Name dieser Epoche in Deutschland, steht nicht so allein. Sein Werk („Staatswirtschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirtschaft, Produktivität der Arbeit, Kapital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch" 1832) ist der Höhepunkt der Heerstraße deutscher Oekonomen dieser Zeit. Ueber diese ist wenig zu berichten. Nicht

---

[1]) Bei Ricardo ist die Grenzanalyse nur in Ansätzen vorhanden. Klarer erkannt hat ihre Bedeutung Rooke (An Inquiry into the principles of national Wealth 1824).

[2]) So konnte R. Ehrenberg in ihm einen Vertreter der Detailforschung auf dem Gebiete des geschäftlichen Lebens sehen. Auch sonst reklamiert man ihn gelegentlich als „Empiriker". Das ist er auch, denn alle Wissenschaft ist empirisch. Aber er ist es nur in demselben Sinn wie Ricardo.

als ob wenig geschrieben worden wäre; nicht als ob darin nicht manches Gute gewesen wäre. Aber es weht kein Geist in diesen Büchern und wir müssen es verstehen, wenn einerseits das breite Publikum und andererseits gerade die lebhaftesten Köpfe von dieser Art von Wissenschaft abgestoßen werden mußten. In deutlichem Anschluß an die deutsche Kameralistik bewegten sich diese Autoren im übrigen, also gerade im eigentlichen wissenschaftlichen Gedankengang, unter dem Einfluß des leicht zugänglichen Smith, wenn wir von den Ueberresten der Physiokraten absehen, die schon erwähnt wurden. Nach einer kurzen Periode des Uebersehenwerdens erlebte Smith in Deutschland einen großen Erfolg: Sartorius, Lüder, Kraus, Schlözer, Jakob, um einige der Bessern zu nennen, wandelten ganz seine Bahnen, hier und da ein wenig anders formulierend oder kritisierend. Einen höheren Flug nahm Soden (namentlich in seiner Nationalökonomie 1805), der auf einige Originalität Anspruch machen kann — allerdings auf eine völlig unfruchtbare und wenig anziehende. Mehr boten Hufeland (Neue Grundlegung der Staatswirtschaftskunst 1807 und 1813), dessen gesunde, wenn auch keineswegs glänzende Analyse der wirtschaftlichen Grundfragen die Diskussion entschieden förderte, Lotz (Revision der Grundbegriffe 1811) und Storch (Cours d'économie politique 1815), der etwa auf die Stufe der gleich zu erwähnenden Franzosen zu stellen ist. Das Lehrbuch des Tages schuf Rau 1826. Auf den Schultern der Genannten steht Hermann, der sie alle turmhoch an Schärfe des Blicks, analytischem Talent und Originalität überragt. Neben ihm kann höchstens noch v. Mangoldt genannt werden (Volkswirtschaftslehre 1868 unvollendet; Grundriß 1863, in der dritten [posthumen] Auflage fehlt der, einen wesentlichen Teil der Leistung enthaltende Anhang), dessen Arbeiten ebenfalls heute noch lesenswert sind. Diese miteinander in enger Beziehung stehenden Schriftsteller, die mit der ältesten deutschen Oekonomie in deutlich erkennbarer Fühlung stehen, bilden eine Schule, die nach und nach und besonders durch Hermann charakteristische Züge gewann, so besonders in der Wertlehre. Ricardo wirkte auf dieselbe gar nicht [1]. Er war für sie nicht zugänglich, selbst Hermann hat ihn an einer Stelle gröblich mißverstanden, im übrigen ist die Ricardoübersetzung Baumstarks durch ihre Fehler allein schon für den Sachverhalt charakteristisch. Aber später trat Ricardos Einfluß mehr hervor, so namentlich in den Arbeiten H. Dietzels, zum Teil auch in denen A. Wagners.

Das ist ja gewiß nicht alles. Manche Einzelleistung kann in dieser Uebersicht nicht erwähnt werden, ebensowenig die Spezialliteraturen der Finanzwissenschaft, des Bankwesens usw. Die historische Schule ferner kündigte sich an, wenngleich ihre damaligen Vertreter und namentlich Roscher, als Theoretiker meist nicht höher standen als die Genannten. Doch die historische Schule wird uns später beschäftigen. Fichtes geschlossener Handelsstaat (1800) darf nicht vom Standpunkt der Fachleistung angesehen werden, da verliert das hohe aber enge Ideal seines Autors zu viel. Die sog. romantische Schule — A. Müller (Elemente der Staatskunst 1809) ist der einzige Vertreter, der in einer Geschichte der Wissenschaft genannt werden darf — und selbst die lebens- und kraftvolle Gestalten Lists, v. Schäffles oder die Bernhardis, die uns noch begegnen werden, ändern das Gesamtbild nicht wesentlich [2].

---

[1] Und lag darin an sich auch ein Mangel, der nur gegen diese Gruppe spricht, so hat derselbe doch zu ihrem Vorteil ausgeschlagen, insoweit sich Ricardos Analyse nicht auf die Dauer bewährte — wie auf der Jagd kann man auch in der Wissenschaft durch Zurückbleiben weiterkommen als die andern, wenigstens scheinbar.

[2] Vielleicht hätte ich noch Roeslers (Grundlehren der von A. Smith begründeten Volkswirtschaftstheorie, 2. Aufl. 1871) gedenken sollen. Und zwei abseits stehende, aber weit überdurchschnittlich begabte Männer müssen hier genannt werden: F. J. Neumann (besonders: Die Gestaltung des Preises unter dem Einfluß des Eigennutzens, Tübinger Zeitschrift 1880, Grundlagen der Volkswirtschaftslehre 1889) ein sehr selbständiger Theoretiker, dem wir im Rahmen dieser Arbeit nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen können, und Dühring (Kapital und Arbeit 1865, Kursus der National- und Sozialökonomie), ein Nach-

In Frankreich stand die Sache nicht wesentlich anders. Ein vollständiges Bild würde wohl lebendiger sein, aber die Entwicklung der Fachwissenschaft ging, obgleich das den speziell wirtschaftlichen Fragen entgegengebrachte Interesse vielleicht lebhafter war als in Deutschland, einen sehr ruhigen Weg. Wir müssen uns kurz fassen: Der Impuls, den die Physiokraten dem ökonomischen Denken gegeben hatten, verblutete bald und Smiths Herrschaft begann. Allerdings war der Mann, der diese „Unterwerfung" durchführte, der mit Unrecht so oft geschmähte J. B. Say (Traité zuerst 1803, Cours complet 1828/9) kein bloßer Popularisator, sondern ein Mann von wissenschaftlichem Talent, der die Lehre Smiths in mancher Beziehung vervollkommnete. Deshalb hatte die französische Oekonomie damals ein wenn bescheidenes so doch größeres Maß von Originalität, als die deutsche — wenn man von deren einsamen Gipfeln absieht — gar nicht zu reden von der Art der Darstellung und der praktischen Einsicht, die ihr Werbekraft und Selbstbewußtsein verlieh. So wird es verständlich, daß sich Says Erbschaft im Sturme der Zeiten gut erhielt und später selbst den Uebergang zu neuen Auffassungen ohne allzugroße Erschütterung bewerkstelligen konnte. Unter Says Nachfolgern seien Rossi genannt, der freilich mehr nach der Richtung Ricardos hin abbog, ferner Dunoyer und Wolkoff, alle noch heute lesenswert. Vor allem aber verdient das Buch Cherbuliez' erwähnt zu werden, das in mancher Beziehung den Vergleich mit John St. Mills Werk aushalten kann. Und noch heute ist der Traité von Courcelle-Seneuil populär, der 1905 in 9. Aufl. erschien. Weniger Einfluß als die Werke Says fanden die Destutt de Tracys, dessen allerdings nicht sehr tiefen ökonomischen Untersuchungen in einem weiten philosophischen Rahmen stehen, dessen ganze Anlage Beachtung verdient, trotz der Seichtheit mancher Teile. Vielfach läuft mit dieser Richtung eine andere zusammen, die nach ihrem wissenschaftlichen Grundbau von ihr getrennt werden muß. Sie ist an den Namen F. Bastiats (reinwissenschaftliches Hauptwerk: Harmonies économiques 1850) geknüpft und in vieler Beziehung selbständig — oder doch jedenfalls unter anderem Einfluß. Eine eigene Richtung begründete auch Simonde „de Sismondi" (für uns kommen hauptsächlich seine „nouveaux principes d'économie politique" 1819 in Betracht) der zwar auch von Smith ausging aber wesentlich andre Bahnen einschlug. Nun wären noch eine Menge Leistungen zu erwähnen, die, teils im Rahmen der Grundlagen der Fachwissenschaft originelle Züge aufweisen, teils, wie St. Simon oder Proudhon, außerhalb desselben zu neuen Aspekten der wirtschaftlichen Dinge kamen, an denen keine Darstellung der Entwicklung unserer Wissenschaft vorübergehen dürfte. Allein es hätte keinen Zweck weitere Namen zu nennen. Im ganzen also herrschte reges Leben auf unserm Gebiete. Und die oft nicht gebührend eingeschätzte französische Fachwissenschaft dieser Zeit hat nicht nur relativ korrektere Auffassungen an die Stelle noch unvollkommenerer gesetzt, sondern — was der deutschen nicht gelang — in ihren Mittelschichten ein hinlänglich hohes Niveau erreicht, um sich Kontinuität der Entwicklung zu sichern [1]).

Die italienische Literatur erwachte erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Erstarrung, in der sie seit den letzten Jahren des 18. gelegen hatte. Vorher stand sie ganz unter der Flagge eines recht seichten Smithianismus. Die Arbeiten Giojas, Romagnosis, Valerianis und Scialojas bieten uns nicht viel. Kaum ein Strahl aus der großen Vergangenheit fällt auf sie. Ein wenig mehr bieten Fuoco und Cattaneo. Am Beginn des neuen Aufschwungs, der sich in der Gegenwart erhält, steht Francesco Ferrara (Lezioni; prefazioni

folger Lists und Careys, dessen Talent nicht zu voller Geltung auf unserm Gebiet kam und dessen Arbeiten weniger beachtet wurden als sie es verdient hätten.

[1]) Der bedeutendste Theoretiker Frankreichs in dieser Zeit blieb fast völlig unbeachtet, A. Cournot (Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses 1838), einer der besten Geister, die sich jemals mit unsrer Disziplin beschäftigten. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der Preistheorie.

zu den Ausgaben der Bibliotheca dell' Economista), der wohl von Carey und Bastiat empfangene Anregungen kräftig zu entwickeln wußte und überaus belebend wirkte. Boccardo (trattato 1853, viele Spezialwerke) und Messedaglia (Della teoria della Popolazione 1858 u. a.) stehen an seiner Seite. Ernste Arbeiter wie Nazzani (rendita 1872, profitto 1877, salaria 1880), Lampertico u. a. folgten.

Nachdem in den Vereinigten Staaten überhaupt der nötige Atmungsspielraum für wissenschaftliche Arbeit gewonnen war — vorher können wir nur in den Aeußerungen von Politikern usw. nach Elementen einer ökonomischen Gesamtauffassung suchen; unter ihnen ragt A. Hamilton hervor (Works, ed Lodge 1885/6) — bewegte man sich im Wesen in den Bahnen A. Smith's. D. Raymond (Political Economy 1820) und Th. Cooper (Lectures, 2. Aufl. 1831), wären da u. a. zu nennen. Die Dreißigerjahre bringen zwei große originelle Leistungen. Die eine (John Rae: Statement of some new principles . . . 1834; neue Ed. von Mixter u. d. Titel Sociological Theory of Capital 1905) wirkte allerdings, trotz der Zitate von J. St. Mill und der italienischen Uebersetzung in der Bibliotheca dell' economista fast gar nicht[1]). Die andre aber (H. Carey: Principles of Political Economy 1837—40, später Harmony of interests 1851, Principles of Social Science 1857—60; das sind seine wichtigsten Werke) um so mehr. Trotzdem Carey historisch wie theoretisch oberflächlich, ja selbst dilettantisch war, hat der große Zug seiner Gesamtauffassung, die gerade zu enthalten schien, was eine ringende Nation bedurfte, und seine Gedankenfülle faszinierend auf seine Landsleute und weit über deren Kreis hinaus gewirkt. Wissenschaftlich und speziell ökonomisch sind die meisten Arbeiten der nächsten Zeit unter seinem Einfluß, nicht nur die der Anhänger seiner politischen Ansichten (wie Colwell, Peshine Smith, Greeley, Elder, R. E. Thompson) sondern auch deren Gegner (wie vor allem Perry, aber auch A. Walker u. a.). Neben Careys Richtung trat dann die des Bodenreformers H. George (Progress and Poverty 1879; unter seinen Nachfolgern u. a. wichtig Gunton: Wealth and Progress 1888), dessen reinwissenschaftliche Leistung — wesentlich auf klassischem Boden stehend — nicht unbeträchtlich ist, und alle diese Strömungen münden in das Lebenswerk des sehr selbständigen F. A. Walker ein (The Wages Question 1876 u. a. Werke), dessen Political Economy (1883) für lange das führende systematische Werk war. Ein energischer und fähiger Forscher, leitete er die amerikanische Wissenschaft aus den alten Bahnen hinaus.

3. Die äußern Schicksale der skizzierten Richtungen haben bei aller Verschiedenheit doch manches Gemeinsame. Betrachten wir als Beispiel jene Gruppe, in der, wie auch unser so unvollständiger Ueberblick gezeigt hat, das frischeste Leben pulsierte, die Ricardoschule. Der eifrigen Arbeit der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, deren äußere Impulse — Zeitfragen und Zeitideen mannigfachster Art — hier nicht geschildert werden können, blühte ein äußerer Erfolg [2]), wie man ihn nicht oft beobachten kann. Alle Arbeiter selbst waren von Stolz und Freude über das Erreichte erfüllt. Ein Teil der öffentlichen Meinung nahm sie wie siegreich zurückkehrende Krieger auf, ein andrer Teil, dem sie herzlich unsympathisch waren, wußte wenig Positives zu entgegnen. Mit Macht drangen die Ideen, verunstaltet und mißverstanden, wie das nicht anders möglich ist, in weite Kreise. Die Bücher

---

[1]) Ob ihm ein sehr — vielleicht über Verdienst — anerkanntes Werk (Hearn, Plutology) viel verdankt, ist zweifelhaft. Mixter behauptet es.

[2]) Ricardo wurde von seinen Zeitgenossen über A. Smith gestellt. Wir werden das verstehen, denn er drang sicher weiter und tiefer. Aber wir werden auch verstehen, daß als später Zweifel mannigfacher Art über den Wert der Richtung, in der er vorgedrungen, laut wurden, nun wieder Smith — und gerade wegen seiner relativen Oberflächlichkeit — sich günstiger ausnahm. Nur darf uns das nicht im Urteil über die Person Ricardos bestimmen. Es gibt einen sehr achtenswerten Gelehrtentypus, der jenem Feldherrntypus gleicht, dessen einzige Sorge und höchster Ruhm es war, nie geschlagen zu werden. Aber die besten gehören nicht dazu.

Mrs. Marcets (Conversations on Political Economy 1816) und Miss Martineaus (Illustrations of Political Economy 1832—34) zeigen, daß selbst in Mädchenpensionaten Interesse für die neuen unfehlbaren Wahrheiten vorhanden gewesen sein muß. Das alles ist begreiflich und nichts berechtigt uns darüber zu scherzen. Aber ebenso begreiflich ist, daß diesem Taumel Ernüchterung folgen mußte. Jene Popularökonomie, die sich im Kopf des Laien malte und natürlich ein Zerrbild der wissenschaftlichen war, ging nicht tief und mußte bald andern Anschauungen Platz machen, obgleich sich gewisse Phrasen zur Verzweiflung lebendigerer Geister lange erhielten — übrigens nicht ohne Recht, wenn man sich die Anschauungen vorstellt, an deren Stelle sie getreten waren. Für uns ist wichtiger erstens, daß gerade diese Popularökonomie zur Grundlage der spätern Kritik wurde, und sodann, daß der wissenschaftliche Impuls bald erlahmte. Schon in den Dreißigerjahren wird in Einleitungen zu wissenschaftlichen Werken die Klage stereotyp, daß die Wissenschaft stagniere. Und diese Klage war berechtigt. Schon seine nächsten Nachfolger haben Ricardo in einzelnen Punkten nicht recht verstanden, viel weniger aber konnten sie weiterbauen. Ein solcher Zustand muß einer jungen Disziplin sehr gefährlich sein: Wenn sie anfängt zu langweilen, so wenden sich die aufstrebenden Talente bald von ihr ab, ohne viel zwischen der Disziplin und ihren Vertretern zu unterscheiden. Die Tendenz auszubrechen, schon an sich sehr stark in Momenten, wo gewisse Grundlagen gelegt sind und nun ausgearbeitet werden soll, wird übermächtig, wenn die führenden Männer nicht oder nicht mehr imponieren und der Kritik leichte Erfolge winken, zumal in solchen Lagen jedermann die Möglichkeit vor Augen steht, neue Grundlagen zu schaffen. Deshalb sank die klassische Oekonomie schon in England und noch viel mehr in Deutschland schnell zusammen und eine Sturzwelle von Feindseligkeit ergoß sich über die unglücklichen Epigonen, während der Kreis der „Orthodoxen" — so nannte und nennt man alle jene, die vor allem an dem festhielten, was man als das notwendig aus der klassischen Oekonomie fließende wirtschaftspolitische Programm betrachtete — immer kleiner wurde. Dieser Angriff war berechtigt und begreiflich. Aber unter dem Einfluß des überall früher oder später einsetzenden neuen Aufschwungs theoretischen Interesses erhob sich eine besondere Art von Reaktion, die Erwähnung verdient. Der Angriff war hauptsächlich durch den Wechsel der wirtschaftspolitischen Anschauungen und dann durch gegnerische methodische Grundsätze hervorgerufen. Dazu werden wir später kommen. Aber zum Teil bezog er sich auch auf das theoretische Gerüst des klassischen Systems und insoweit ging er hauptsächlich von Gegnern anderer Art, nämlich von Vertretern neuer theoretischer Richtungen aus. Demgegenüber beobachteten wir heute namentlich in England, aber auch in andern Ländern eine Tendenz zur Rehabilitierung der Klassiker, besonders Ricardos. Für eine solche Rehabilitierung ist Vieles anzuführen. Nicht nur muß eine andre Würdigung der historischen Leistung Ricardos durchgesetzt werden, als sie mitunter üblich ist. Sondern viele Einwände sind auch ganz vom Standpunkt gegenwärtiger Erkenntnis unbegründet oder doch zu weitgehend. Aber das hat seine Grenzen. Der Versuch alle die für die Lehre der Klassiker charakteristischen Punkte, die wir heute mißbilligen, weg- und alle Fortschritte neuerer Analyse in sie hineinzuinterpretieren, ist geeignet, unser Bild vom Entwicklungsgang unserer Wissenschaft zu entstellen. Haben die einen die Klassiker als Stümper verschrien, so zeigen manche Moderne Lust, jede Kritik als Symptom mangelnden Verständnisses zu betrachten. So ist es nötig, nicht bloß zwischen den auf politischen Momenten beruhenden Standpunkten, sondern auch zwischen tendenziösen wissenschaftlichen Urteilen hindurch sich den Weg zu einem wirklichkeitstreuen Bild ihrer Leistung zu bahnen. Die besten unter den Klassikern selbst haben uns das nicht leicht gemacht. Ricardos Principles sind das schwierigste Buch der Nationalökonomie. Es ist schon nicht leicht es zu verstehen, noch schwerer es zu interpretieren, am schwersten es zu würdigen.

4. Vor allem muß man sich darüber klar sein, daß die meisten — und alle die leitenden — Klassiker ein viel engeres Ziel im Auge hatten als manche der Frühern und viele der Spätern. Schon A. Smith dachte nicht daran, aus ökonomischen Bausteinen eine soziale Universalwissenschaft zusammensetzen zu wollen, schon der Wealth of nations grenzt eine Fachwissenschaft vom Wirtschaftsleben ab. Noch engere Grenzen zog sich Ricardo — er wollte im Wesen nur begriffliche Klarheit in das bringen, was in der heutigen deutschen Wissenschaft mitunter Verkehrstheorie genannt wird, in generelle Formen des Wirtschaftsprozesses der Verkehrswirtschaft. Es gibt Ausnahmen. Die wichtigste davon ist Marx, der das Leben und Wachstum des sozialen Körpers überhaupt erfassen wollte. Aber im ganzen kann man sagen, daß in dieser Epoche ein verhältnismäßig kleiner, in sich geschlossener Kreis von sozialwissenschaftlichen Problemen alle besten Kräfte in Anspruch nahm. Auf ihn waren alle Grundauffassungen eingestellt, ihm galten die besten Diskussionen. Wie immer man nun auch über diese Selbstbeschränkung denken mag, sicher darf man den Auffassungen der Klassiker nicht Einwände entgegenhalten, die diesen Auffassungen auf andern sozialwissenschaftlichen Gebieten entgegenstehen würden. Und man darf nicht vergessen, daß diese Selbstbeschränkung zu einer Konzentrierung und Spezialisierung führte, die eine Voraussetzung für die überhaupt erzielten Fortschritte war und somit mindestens „historisch berechtigt" ist. Aus den noch verbleibenden Differenzen zwischen der Weite der Aufgaben, die sich die einzelnen Autoren stellten, erklärt sich auch das, was man vielfach — und besonders W. Hasbach hat darauf viel Gewicht gelegt — als eine Verschiedenheit der Methoden der einzelnen Klassiker gefühlt hat. Ricardo greift das theoretische Grundproblem an. Deshalb erscheint er uns als besonders „abstrakt". Smith packt ruhig Massen von Tatsachen verschiedensten Charakters aus. Deshalb erscheint er vielen als „induktiv". Aber in theoretischen Fragen kann man wohl weniger scharf und tief sein, aber nicht w e s e n t l i c h anders vorgehen als Ricardo. In solchen Fragen sind Smiths Einzelbeobachtungen nur Beispiele und Beiwerk. Im übrigen liegen diese Verschiedenheiten in der Darstellungsweise. Ricardo drängt in atemloser Hast, Smith trägt behaglich vor — gleichsam als Professor, der weiß, daß er seinem Hörer oder Leser nicht zuviel zumuten darf. Das sieht dann so aus wie ein prinzipieller Unterschied. Das darf uns nicht über die Einheit der angewandten Methode täuschen [1].

Hand in Hand mit dieser Beschränkung auf eine Wirtschaftslehre geht die Forderung nach einer Trennung der Untersuchung dessen, was ist, von der Erörterung dessen, was sein soll, also nach einer Trennung von Wissenschaft und Politik. Wir finden diese Forderung ziemlich allgemein im Prinzip vertreten, so in Deutschland von Jakob, Hufeland, Rau u. a., in England von Malthus, dessen Einleitung zu seinen Principles zu den besten Leistungen auf dem Gebiete der Methodenfragen

---

[1]) Besonders Hasbach ist gegen diese Ansicht aufgetreten und hat durch Vergleichung prinzipieller Aeußerungen der Klassiker die angebliche Fabel von der Einheit ihrer Methode zu widerlegen gesucht. Sicher waren die prinzipiellen Anschauungen der einzelnen Autoren verschieden und ebenso ihre Darstellungsweise. Trotzdem wird kein Kenner der Theorie daran zweifeln, daß sie in t h e o r e t i s c h e n F r a g e n alle im Wesen denselben Weg gehen. Man hat vielfach Malthus in einen methodischen Gegensatz zu Ricardo gestellt. Ganz mit Unrecht, da Malthus nur aus zwei Gründen uns „induktiver" erscheint als Ricardo: Einmal, weil er auf einem außertheoretischen Gebiet deskriptiv arbeitete, in der Bevölkerungstheorie. Uebrigens hat er das Material wesentlich zur Verifizierung schon gewonnener Ansichten gesammelt. Und zweitens, weil seine Principles auch historische Tatsachen mitteilen: Aber der Kern seines Gedankengangs und die Art seiner Argumentation ist geradeso „theoretisch", nur nicht so kühn und scharf, wie bei Ricardo. Daran ändert es nichts, daß beide Autoren (Briefe Ricardos an Malthus, ed. Bonar) von einem methodischen Gegensatz sprechen: Es ist sehr gewöhnlich, daß Gelehrte in einem Streit einander verfehlte Methoden vorwerfen, wenn es mit den konkreten Argumenten nicht von der Stelle geht. Ricardo verlor die Geduld mit dem schwerfälligern Gegner und dieser bezeichnete das, was ihm nicht einleuchtete, als „zu abstrakt". Das ist alles.

gehört, in Frankreich von Say u. a. Das beste Plädoyer für die Ablehnung jedes Werturteils seitens des Oekonomen überhaupt, das je geschrieben wurde, findet sich bei Senior, dem wir als Vertreter der Gegenansicht Mc Culloch gegenüberstellen können. Nach und nach entwickelte sich im klassischen Einflußkreise ganz jene Ansicht über diese Frage, die sich heute endlich allgemein durchzuringen scheint: Sidgwick hat sie am besten formuliert. Seine Ausführungen in der Einleitung seiner Principles stimmen vollkommen mit den Aeußerungen M. Webers in der Diskussion auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik überein. Nur wurde weder die Beschränkung der Oekonomik auf eine Wirtschaftslehre, noch die prinzipielle Scheidung von Analyse und Politik allgemein anerkannt. Besonders die Gegner der Klassiker wie Sismondi u. a. konnten sich von der alten Vorstellung nicht losringen — deshalb auch nie die Resultate der Klassiker in richtigem Licht und losgelöst von den politischen Ideen, die sich daran schlossen, betrachten —, aber auch manche Klassiker selbst sündigten in der einen oder andern Beziehung[1]). Als Beispiel für die dennoch herrschende Auffassung sei etwa Says Definition der Nationalökonomie angeführt, die sich in der 6. Aufl. seines Traité zum erstenmal findet und deren einfache Eleganz er im Cours complet allerdings wieder verdirbt: „l'exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses" — oder die Ricardos, der (Letters to Malthus, ed. Bonar, p. 175) in der Oekonomie eine Untersuchung sieht into the laws which determine the division of the produce of industry amongst the classes who concur in its formation. Da wird also die Oekonomie geradezu mit Verteilungstheorie identifiziert, worin, nebenbei gesagt, allein schon eine genügende Antwort auf die haltlose Phrase liegt, die wir schon bei Sismondi und später oft finden, die Klassiker hätten ein ungebührliches Gewicht auf das Produktions- zum Schaden des Verteilungsproblems gelegt. Typisch ist Senior's Definition, nach der die Oekonomie die Wissenschaft ist, which treats of the nature, the production and the distribution of wealth. — Doch vergessen wir nicht: Die bewußte Formulierung dieser Auffassungen ist gewiß bedeutsam und interessant, aber der darin liegende sachliche Fortschritt darf nicht überschätzt werden. Sachlich ist es auch schon in der früheren Literatur möglich, Wissenschaft und Politik zu scheiden. Zitieren wir noch John St. Mills Definition: The science which traces the laws of such of the phenomena of society as arise from the combined operation of mankind for the production of wealth in so far as those phenomena are not modified by the pursuit of another object.

Natürlich enthielten sich aber die Autoren dieser Epoche ebensowenig „praktischer Anwendungen" als die Aeltern oder die Spätern. Sie taten es um so weniger als sie den Wert ihrer Resultate und deren Bedeutung für das konkrete Phänomen sehr überschätzten. Es ist nun nicht meine Aufgabe über ihre Stellung zu den praktischen Fragen der Zeit zu berichten. Nur ein Punkt ist dabei wesentlich für uns. Eine besonders in Deutschland noch heute oft geäußerte Ansicht läßt sich dahin präzisieren, daß die Theorien der Klassiker nichts andres als Waffen für praktische Zwecke waren, daß sie vornehmlich dem Bedürfnis des politischen Kampfes der Zeit ihr Entstehen verdankten — daß politische Tendenzen die Obersätze waren, die den wissenschaftlichen Gedankengang leiteten. Ist das richtig? Gewiß haben

[1]) Doch trat z. B. John St. Mill gelegentlich der schon frühe und noch heute populären Meinung entgegen, die naiverweise in der Oekonomie eine Maschine zu Produktion politischer Programme sieht. Vgl. seine an Lowe gerichteten Worte, zit. in Jevons, Principles of Economics and other Papers, ed. Higgs, p. XXI: „In my Rt. Hon. friends mind political economy appears to stand for a set of practical maxims. To him it is not a science, it is not an exposition, not a theory of the manner in which causes produce effects; it is a set of practical rules, and these practical rules are indefeasible . . . So far from being a set of maxims and rules to be applied without regard to times, places and circumstances, the function of political economy is to find the rules which ought to govern any circumstances with which we have to deal — circumstances which are never the same in any two cases . . . Political economy has a great many enemies, but its worst enemies are some of its friends".

die Fragen und die Ereignisse der Zeit der Oekonomie Probleme suggeriert; ebenso gewiß haben die den Autoren dieser Epoche bekannten Tatsachen ihren Gedankengang geradeso bestimmt, wie eine jede Wissenschaft in jedem gegebenen Augenblick von dem vorhandenen Vorrat an Material abhängt; endlich ist es gewiß, daß für das, was ein jeder aus seinen wissenschaftlichen Untersuchungen schloß, seine politischen Wünsche sehr bestimmend waren. Aber es ist ganz falsch und außerdem ein schweres Unrecht, darüber die Unvoreingenommenheit der eigentlich wissenschaftlichen Arbeit zu verkennen. Dieselbe ergibt sich aus den folgenden drei Kriterien: Erstens vermögen wir die wissenschaftliche Filiation aller wesentlichen Lehrsätze nachzuweisen, d. h. wir vermögen zu sehen — und eben das Unvermögen dazu [1]) erklärt erst das Suchen nach politischen und, wie wir gleich erwähnen werden, auch philosophischen, Hintergedanken und Dogmen, das wir so häufig finden —, daß und wie ein jeder Satz auf wissenschaftlichen Argumenten beruht und durch solche — ob sie nun richtig oder falsch sein mögen — seine Aufstellung zu erklären ist. In bescheidenem Maß werden das unsre späteren Ausführungen zeigen. Zweitens ergeben sich die praktischen Konklusionen der einzelnen Autoren gar nicht so eindeutig aus ihren theoretischen Erkenntnissen, wie man oft glaubt, so daß einerseits die einen ohne die andern vertreten werden können und andrerseits ein wesentliches Motiv zur Fälschung der Wahrheit fehlte, die stets in einer Unterwerfung der Analyse unter praktische Zwecke, wenigstens potentiell, liegen müßte. Wir sehen denn auch: Auf Grund derselben Grundrententheorie — wenn man von einer unwesentlichen Aeußerlichkeit absieht, die die beiden zu nennenden Autoren allerdings für wichtig hielten — kommen Ricardo und Malthus zu diametral entgegengesetzten Urteilen über Grundherrn und Kornzölle. Das rein wissenschaftliche Fundament ist Ricardo und Marx gemeinsam. Trotz des gleichen theoretischen Fundaments war Carey Schutzzöllner, Bastiat Freihändler. Smiths Lehrsystem wird so oft als ein einziges Plädoyer für den Freihandel aufgefaßt und doch gab es, namentlich in Amerika, schutzzöllnerische Smithianer. Ich muß die Liste der Beispiele schließen. Beachten wir aber noch, daß sich diese praktischen Differenzen nicht etwa durch Fehler und Inkonsequenzen der betreffenden Autoren erklären. Die Lehrsätze kamen vielmehr aus dem eben neutralen Gebiet ökonomischer Analyse, die praktischen Forderungen einerseits aus dem Material der individuellen Umstände einer Volkswirtschaft, andrerseits aus dem Reiche der Neigungen, Interessen, persönlichen Gesamtansichten usw. Drittens hatten die Autoren der klassischen Richtung überhaupt kein einheitliches Programm, für das sie hätten kämpfen können [2]). Das ist selbstverständlich, wenn man alle Länder im Auge hat. Nur bezüglich der englischen Klassiker und ihrer unmittelbaren Schüler auf dem Kontinent kehrt immer die Behauptung wieder, sie seien nichts andres als Vertreter der Interessen des industriellen Bürgertums gewesen. Smith und Ricardo hat Marx selbst Absolution erteilt [3]). Aber J. St. Mill war doch unendlich mehr sozialrefor-

---

[1]) Dasselbe tritt auch in Cannans sonst sehr verdienstvollem Werk störend hervor.

[2]) Sozialistische Schriftsteller sprechen von einer „bourgeoisen" Oekonomik. Marx hat darunter (vgl. Kapital I. Bd. Vorwort) zunächst solche Oekonomen verstanden, die die kapitalistische Wirtschaftsform als Endpunkt und Vollendung aller Entwicklung und ihr dauerndes Fortbestehen als naturnotwendig betrachten. Allein in diesem Sinn gehören die meisten Oekonomen, u. a. John St. Mill, nicht dazu. Schon bei Marx selbst aber noch mehr bei seinen Anhängern ist eine andere Bedeutung an die Stelle dieser ersten getreten: Es heißt da jeder Bourgeois-Oekonom, der eben nicht politischer Sozialist ist, und nun erst bedeutet dieser Terminus den Vorwurf eines Klassenstandpunktes, aus dem sich alle konkreten Resultate, resp. alle Abweichungen von Marx' Lehre, die sich bei den so Bezeichneten finden, erklären lassen sollen.

[3]) Nicht so gerecht waren spätere: Immer wieder erblickt man in Smith den Vater des „Industrialismus", im Sinn von kapitalistischer Profitwirtschaft und in Ricardo den Börsenmann, der die Welt mit der Börse verwechselt und für den sich der Gipfel alles wünschenswerten durch hohen Profit charakterisiert. Selbst in der Oekonomik gibt es kaum eine größere Ungerechtigkeit.

matorisch gestimmt als Ricardo, abgesehen selbst von der Periode seines Lebens, wo er geradezu als Sozialist zu bezeichnen ist. Mc Culloch hat der Arbeiterschutzgesetzgebung seiner Zeit warm zugestimmt, Cairnes war auf kapitalistische Interessen recht schlecht zu sprechen. Gewiß benützte die „Bourgeoisie" jeden Satz der Klassiker, der sich irgendwie dazu zu eignen schien und viele, die sich gar nicht dazu eigneten. Aber die klassischen Autoren selbst gehörten ja zum Teile der Gruppe der „Philosophical Radicals", dieser Ahnherrn der modernen Fabier an — und waren deshalb in „bürgerlichen" Kreisen höchst unpopulär. Natürlich darf man nicht verlangen, daß sie die Anschauungen einer späteren Zeit vertraten. Dem Geiste nach, wenn auch nur für ihre Zeit und ihr Land, ist ihre praktische Stellung durchaus der des Vereins für Sozialpolitik analog. Wenn das nicht für alle galt, so beweist eben dieser Umstand die Neutralität der wissenschaftlichen Basis.

5. Kommen wir nun zu einem Ueberblick über den allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtskreis der Autoren dieser Epoche und damit über die Beziehungen der Oekonomik zu andern Wissenschaften. In Deutschland überwog das Professorenelement sehr stark (obgleich drei von den vier Besten ihm nicht zugehörten) in Frankreich überwog es ebenfalls, aber weniger stark und in England tritt es zurück, denn auch jene, die ganz oder doch zum Teile Lehrer waren, wie Senior, Malthus oder Cairnes, zeigen wenig von den Charakteristiken des Berufslehrers in ihren Schriften. Smith ist, wie erwähnt, eine Ausnahme, eine andre ist Sidgwick. Unter den Deutschen finden sich, aber nicht unter den besten, manche sehr umfassende Geister, für die noch die Tradition des Naturrechts und der Moralphilosophie den Umfang ihrer Lehrtätigkeit bestimmte, dann unter jenen, die einfach Nationalökonomen waren, sehr viele philosophisch Gebildete, besonders Kantianer. Aber der äußerlich — in der Art der Definitionen, der Lebens- und Staatsauffassung usw. — oft sehr fühlbare Einfluß Kants, hat die konkreten ökonomischen Resultate kaum beeinflußt. Vom angeblichen Hegelianismus Marx' wird noch die Rede sein. Im übrigen brachten der eine diese der andre jene Mitgift zur ökonomischen Arbeit, so v. Thünen etwas Mathematik, Viele technologische Kenntnisse, relativ erstaunlich Wenige gründliche historische Bildung, obgleich dieselbe absolut genommen gewiß eine Rolle spielte, fast Alle hingegen verwaltungstechnische und rechtliche Kenntnisse. Der Standpunkt und Gesichtskreis der Staatsdiener — oft im höchsten und besten Sinne — herrscht vielfach vor, aber gerade weniger unter den Größten. Bei den französischen Oekonomen vermag ich nicht viel philosophische Schulung zu finden, dafür mehr Neigung und Verständnis für den Standpunkt des Kaufmanns. Wie wir schon — nicht ohne Erstaunen — im 18. Jahrhundert in Frankreich einen verhältnismäßig geringen Einfluß des Staatsgedankens und des „Beamtenstandpunkts" fanden, so finden wir auch in dieser Epoche dasselbe. Das erklärt wohl auch die größere Rolle der frühsozialistischen und sonst „revolutionären" Schriftsteller, denen ein größeres Gebiet als anderswo einfach überlassen wurde. Die englischen Klassiker bieten ein andres Bild. Vor allem ist eine bestimmte allgemeine Ideenrichtung — neben der der Einfluß der „Fachphilosophen" wie Reid und Hamilton wenig bedeutet und selbst der von Dugald Stewart zurücktritt, obgleich dieser ja „Auchökonom" und als Lehrer sehr erfolgreich war — mit ihrer Lehre stets in Zusammenhang gebracht worden, der Utilitarismus. Seine Wurzeln liegen weit zurück, aber zu lebendigem Einfluß brachte er es durch J. Bentham. Der Utilitarismus ist ein Zweig vom Stamme des Naturrechts, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß diese Behauptung strikte nur unter der Voraussetzung zutrifft, daß man unserer Auffassung vom Naturrecht überhaupt zustimmt. Unter der gleichen Voraussetzung gilt auch für den Utilitarismus, was über das letztre gesagt wurde. Der bewußte schmerzfliehende und lustsuchende Wille des Individuums ist der wissenschaftliche Kernpunkt dieses streng rationalistischen und intellektualistischen Gesamtsystems von Philosophie und Soziologie, das, unerreicht in seiner Kahlheit, Flachheit und in seinem radikalen Mißverstehen alles dessen, was den Menschen bewegt und die Ge-

sellschaft zusammenhält, schon den Zeitgenossen und dann noch mehr den Spätern trotz seiner Verdienste nicht ohne Recht ein Greuel war. Daraus nun schöpften viele Klassiker zweifellos ihre Soziologie und die Mittel zur Befriedigung ihrer meist so bescheidenen philosophischen Bedürfnisse. James und J. St. Mill fühlten sich als Schüler und Nachfolger Benthams, wenngleich der letztre seinen Einfluß in den bedenklichsten Punkten bald überwand, viel mehr, als seine liebenswürdige Bescheidenheit ihn jemals aussprechen ließ. Auch schrieb Bentham selbst ökonomische Werke (Letters on Usury 1787, Manual of Political Economy von 1798 an). Aber schon in diesen finden wir Unabhängigkeit des rein ökonomischen Gedankens — der ökonomischen Tatsachenanalyse zum Unterschied von der sie umgebenden Staubwolke — von seiner Philosophie. Das gleiche gilt von J. Mill, der in der Oekonomik Ricardos Schüler war — während im übrigen ihr Verhältnis umgekehrt war [1]) — und auch von John St. Mill. Wir finden einerseits, daß die Oekonomik noch am ehesten das Gebiet ist, auf dem jene Auffassung relativ am brauchbarsten ist, und andrerseits, daß ihr Einfluß überaus gering war. So bildet die klassische Oekonomik nicht etwa ein Element eines einheitlichen Systems, aus dessen Grundgedanken sie zu erklären wäre. Wendungen in ökonomischen Werken, die daran erinnern, sind meist nur Beiwerk. Ueberhaupt ist es ja ein „intellektualistischer" Irrtum, dem der Dogmenhistoriker leicht verfällt, zu glauben, daß bei einer irgendwie längern und tiefern Spezialuntersuchung sich der Forscher von gewissen Grundideen leiten läßt, die er vorher akquiriert hat und nun konsequent durchführt. Selbst wenn er das wollte, so könnte er es nicht, denn die Analyse zieht ihn nach unbekannten Ufern und im Detail der Arbeit verblassen die großen Glaubenslehren. Höchstens nach getaner Arbeit kann er versuchen die Resultate derselben in den Formen dieser Glaubenslehren auszudrücken. Aber außerdem haben die Klassiker gar nicht ähnliches gewollt. Namentlich Ricardo hatte nur eine sehr ungefähre Vorstellung vom Wesen und Inhalt des Utilitarismus. Und seine konkreten Sätze lassen sich rein ökonomisch und aus den Bedürfnissen ökonomischer Gedankenarbeit erklären. — Noch zwei Punkte bedürfen der Erwähnung. Einmal die Tatsache der großartigen Vielseitigkeit mancher Klassiker. Namentlich ist es wichtig, daß sie viele andre Gebiete fachmäßig beherrscht und selbständige Erfolge darauf erzielt haben. Bei ihrer Beurteilung muß das berücksichtigt werden. Besonders der Vorwurf fachlicher Enge und des Nichtsehens alles dessen, was außerhalb einer kleinen Problemgruppe lag, kann demgegenüber nicht aufrecht erhalten werden. James Mill schrieb eine (Assoziations-)Psychologie, über die der Nichtfachmann nicht urteilen darf, die aber lange Zeit den größten Einfluß übte und in der Geschichte der englischen Psychologie eine hervorragende Stelle einnimmt. Solcher Beispiele gäbe es viele. Aber kann irgendjemand sich in dieser Beziehung mit John St. Mill messen? Seine Logik, die lange Zeit ihr Gebiet so beherrschte wie seine Oekonomik das ihre, ist nur eine Spezialleistung, die in den ganzen Reichtum seiner Gedankenwelt keinen Einblick gestattet. Aber der Mann, der in gleicher Weise Bentham und Carlyle, Hamilton und Comte, Coleridge und St. Simon auch nur verstand, steht auf einer Stufe, die ihn vor unbescheidenem Urteil schützen sollte. Und daß er nicht bloß Lernender war, zeigt u. a. der hochinteressante Gedanke einer „Charakterologie" oder „Ethologie". Mag er nicht zu den Geistesheroen gehören und mag besonders seine Leistung auf unserm Gebiet nicht epochemachend sein — tatsächlich hat er sich in dem Jahrzehnt vor der Publikation seiner Principles kaum mit Oekonomik beschäftigt, so daß dieses Werk fast als „Jugendarbeit" zu qualifizieren ist — ehe man über seine Persönlichkeit urteilt, ist sicher die Frage am Platze, ob man wohl den zehnten Teil seiner Lebensarbeit zu leisten imstande

[1]) Bentham bezeichnete sich mit Recht als Lehrer und Meister J. Mills, aber er bezeichnete diesen sehr mit Unrecht als geistigen Vater Ricardos. Er dachte eben an die Sozialphilosophie, die Oekonomik spielte bei ihm eine zu geringe Rolle, als daß er Ricardos Bedeutung hätte würdigen können.

wäre. Zweitens ist speziell die historische Bildung dieses Kreises sehr wichtig für uns, denn nichts liegt näher als zu glauben, daß die Klassiker historischer Arbeit ablehnend oder doch verständnislos gegenüberstanden und daß sich aus diesem Mangel etwa manches an ihrer ökonomischen Arbeit erkläre. Allein zunächst hatte die ganze Gruppe ihre besondern Historiker, unter denen Grote hervorragt, so daß von einem prinzipiellen Gegensatz nicht die Rede sein kann. Sodann haben manche wie z. B. James Mill historisch (History of British India) selbst gearbeitet und endlich hatten die meisten von ihnen ein umfassendes historisches Wissen (Carlyle sandte John St. Mill seine Geschichte der französischen Revolution zur Begutachtung, Mc Culloch soll die historische Literatur wie wenige Zeitgenossen beherrscht haben, Seniors Tagebuch verrät fast vorwiegend historisches Interesse usw.).

Allerdings hat der ganze Ausblick der englischen Klassiker auf das soziale Leben etwas spießbürgerliches. Sie waren eine prächtige Gruppe von Menschen, voll Begeisterung und Selbstlosigkeit. Aber nicht etwa nur für das politische Urteil, sondern auch für manche rein wissenschaftlichen Probleme ist eine Art von Lebenserfahrung und ein Verständnis für grundverschiedene Gedankenkreise nötig, die ihnen fehlte. Daher ihr oft fast mönchisch anmutender Absolutismus und Doktrinarismus. Sie ahnten nicht, daß mancher der von ihnen so verachteten „stupid conservatives“ oder gar „foxhunters“ — letzterer Titel scheint ihnen das verdammendste Urteil bedeutet zu haben — in all seinen Vorurteilen vielleicht die Elemente zu einem richtigern Bild der sozialen Wirklichkeit besitzen könnte, als das ihre war.

6. Der Kernpunkt ihrer Methode auf ökonomischem Gebiet liegt in der am besten von Whately (Introductory Lectures, 3. Aufl. 1847) formulierten Ansicht, daß bei der zunächst vor ihren Augen stehenden Problemgruppe die gedankliche Verarbeitung wesentlicher und schwieriger sei als die Ansammlung von Tatsachen über das Maß, das das Leben für uns anhäuft, hinaus. Ihre Leistungen waren also analytische und das ist es, was man meist mit den Worten „deduktiv“, „abstrakt“, „aprioristisch“ höchst unglücklich auszudrücken pflegt. Sie wollten vor allem gedankliche Ordnung und Klarheit in das Getriebe des Wirtschaftslebens bringen, um so seine Grundvorgänge erst einmal prinzipiell zu verstehen. Zu diesem Zweck hoben sie die ihnen wichtig scheinenden Momente heraus, suchten sie sich vorzustellen, wie die Dinge ablaufen würden, wenn keine andren Momente wirksam wären [1]), und stellten sie jene Momente unter den Gesichtspunkt einiger weniger und einfacher Grundannahmen, die ihnen die Erfahrung nahelegte. Sie abstrahierten und isolierten also, wie es bei dem Ziel, das sie sich gesetzt hatten, nicht anders möglich war. Aber nur für eine Problemgruppe, die ihnen allerdings vor allem wichtig schien, vertraten sie diese Methode durch die Tat und auch ausdrücklich. Wo immer es sich um individuelle Fragen handelte, griffen sie von selbst, wie in der Zirkulations- oder in der Armengesetzkontroverse, nach dem vorhandenen Material jeder Art. Und wo immer ein Problem auftauchte, bei dem jener Erfahrungsfonds an Tatsachen nicht ausreichend schien, taten sie dasselbe, wie Malthus in seiner Bevölkerungslehre. Aus der Verschiedenheit der konkreten Zwecke jedes Autors erklärt sich das, was als Methodenverschiedenheit erscheint. Allerdings waren sie sich über die prinzipiellen Grenzen des analytischen Verfahrens kaum klar. Meist überschätzten sie seine Bedeutung und sie taten es um so mehr, als sich einmal ein fester analytischer Apparat ausgebildet hatte, dem sie über Gebühr vertrauten.

Den Charakter dieses Apparats kannten sie, wenn sie auch zunächst nicht viele

[1]) Dieses Vorgehen erschien ihnen zunächst nicht etwa als eine besondere „Methode“ — dazu haben es ja wirklich erst die Gegner gemacht — sondern viel richtiger als das für ihre Probleme einzig Mögliche und als nicht wesentlich von der Denkweise des praktischen Lebens verschieden. So sagt West: „and other circumstances must of course be excluded from consideration“. Auf die Frage warum, hätte er wohl einfach geantwortet: „Weil es nicht anders geht“. Den Zweck nicht wirtschaftliche oder überhaupt andere Momente als das gerade betrachtete auszuschließen, hat auch die so häufige, besonders von John St. Mill gebrauchte Wendung: „other things being equal“.

Worte darüber verloren, so daß sich in weitern Kreisen sehr bald gewisse gegnerische Schlagworte festsetzten. Sie wußten also, daß er „abstrakt" war und daß man an ihm nicht ohne weiteres Erkenntnisse über individuelle Vorgänge ablesen könne. Ricardo verrät in seinen Briefen an Malthus ein deutliches Gefühl dafür. Nicht einmal daß sie das generell Erfaßbare für das einzig Wichtige gehalten hätten, kann man so allgemein behaupten. Aber die Größe der Kluft zwischen Theorie und Wirklichkeit und die volle Bedeutung dessen, was man unter dem Unterschied zwischen Real- und Erkenntnisobjekt heute versteht, schätzten sie nicht richtig ein. So konnten sie z. B. glauben, eine Reihe von praktischen Fragen ein- für allemal beantwortet zu haben. Und erst spät, als sich unter dem Einfluß von Enttäuschungen methodische Bedenken eingestellt hatten und man sich die Dinge näher anzusehen begann, erkannte man klar den Grad des „hypothetischen" Charakters der Ausgangspunkte und manche nötigen Einschränkungen. In den methodologischen Werken John St. Mills, Bagehots und Cairnes', denen wir noch begegnen werden, tritt das dann hervor. Wenn man ferner oft gesagt hat, die Klassiker hätten für die Bedingtheiten der wirtschaftlichen Dinge kein Verständnis gehabt, so ist auch das nicht ganz richtig. Manche, wie später Bagehot, erklären, daß sie die kapitalistische oder doch Verkehrswirtschaft allein vor Augen haben, womit sie sich selbst ganz auf den Boden mancher historischer Oekonomen (Bücher z. B.) stellen, bei anderen ist es ohne weiteres klar. Marx hat scharf die Vorgänge auf verschiedenen Entwicklungsstufen geschieden und für die einzelnen ganz verschiedene „Gesetze" aufgestellt [1]). Das ist freilich teils zu viel und teils zu wenig. Auch haben wir genug gegenteilige Aeußerungen und es ist hier, wie ja meist, schwer ein ganz treues Bild zu geben. Aber im ganzen kann man sagen, daß ihr gesunder Sinn und richtiger Blick die Klassiker vor einer prinzipiell verfehlten Methode bewahrt hat und die üblichen Einwände nicht stichhaltig sind. Etwas anders steht es ja mit der Anwendung ihrer Methode. Wir haben oft Anlaß darüber zu staunen, was sie für einen ausreichenden Beweis hielten und wie leichtfertig sie sich mit Scheinerklärungen zufrieden gaben. Grobe Fehler im Gedankengang schleppen sich lange fort und auch die Besten sind oft ausgeglitten. Das gilt u. a. auch von Ricardo. Loyalste Anerkennung seiner Größe hilft nicht über die Tatsache hinweg, daß er nichts weniger als ein Muster strenger Logik ist — auch, daß er manche Punkte nicht hinreichend durchgedacht hat. So zeigt uns die Methode dieser Epoche jene Züge, die alle jungen Disziplinen in der Zeit anfänglicher Erfolge tragen: Eine Ueberschätzung des Weges, der zu diesen Erfolgen geführt hat und ein Verkennen vieler vorhandener Hindernisse, die zum Sturze führen müssen, wenn man sie nicht beachtet. Dieser jugendliche Leichtsinn hat seine Funktion. Ohne ihn käme man in den Anfängen nicht weiter. Aber er macht der spätern Kritik ihre Aufgabe leicht und im Geist eines Torquemada pflegt sie sie zu erfüllen.

In dieser Epoche wird definitiv die Uebung allgemein, von Gesetzen der Wirtschaft zu sprechen. Aber niemals bedeuten diese „Gesetze" mehr als Behauptungen über die innern Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Kreislaufs und nie wurden sie für mehr gehalten. Das Zwingende dieser wirtschaftlichen Sachnotwendigkeiten wurde gewiß oft übertrieben, aber historisch ist vor allem das Verdienst zu werten, das in ihrer — und sei es auch zu scharfen — Hervorhebung liegt. Jedenfalls involvieren sie keinen „Naturalismus". Wenn manche Autoren diese Gesetze mit Naturgesetzen gleichstellen, so werden wir das ablehnen können ohne deshalb zu verkennen, daß eine solche Gleichstellung nichts an ihrem Wesen ändert und keinen

[1]) John St. Mill unterscheidet korrekt zwischen allgemeingültigen Gesetzen und solchen, die nur innerhalb einer bestimmten Organisationsform gelten, hat also bereits die Unterscheidung zwischen der reinökonomischen und der historisch-rechtlichen Kategorie. Nur daß es verfehlt ist, die Gesetze der Produktion einfach als erstere und die der Verteilung als letztere zu bezeichnen, denn beide hängen so eng miteinander zusammen, daß auch die Produktion unter dem Einfluß der sozialen Organisation und auch die Verteilung unter dem Einfluß allgemeiner Notwendigkeiten steht.

sachlichen Einwand begründet. Betrachten wir noch die wichtigsten Bedeutungen der Ausdrücke „natürlich" und „normal" bei den Klassikern. Natürlich = dem Naturrecht entsprechend, kommt wohl gelegentlich vor, aber außerordentlich selten und nur im Zusammenhang mit „Freiheit" usw., also nicht im ökonomischen Gedankengang. Natürlich = dem „Naturzustand" entsprechend finden wir häufiger, aber nur in der Bedeutung: unter einfachsten Verhältnissen. Eine urgeschichtliche Behauptung liegt darin nicht oder sie ist doch irrelevant d. h. sie kann ohne Schaden für das ökonomische Argument weggelassen werden. Oft bedeutet „natürlich" nur „offenbar", „wie man leicht einsieht", so wenn gesagt wird, das Kapital wende natürlich sich den günstigsten ihm offenstehenden Verwendungsmöglichkeiten zu. Vor allem aber ist jene Bedeutung wichtig, in der von natürlichem Preis, natürlichem Lohn usw. gesprochen wird. Was bei Smith und Ricardo so heißt, heißt bei J. St. Mill „notwendiger" Preis usw. und bei den Spätern, zuerst bei Cairnes, wird dafür der Ausdruck „normal" üblich. Das bedeutet nun zweierlei: Erstens die Abwesenheit von außerökonomischen Eingriffen jeder Art, so daß dieser normale Preis jener ist, der sich in der sich selbst überlassenen Wirtschaft herausstellt, und zweitens jene Höhe des Preises oder Lohnes usw., die sich in einer solchen, wenn keine Veränderungen der Grundbedingungen eintreten, auf die Dauer erhält, also gleichsam das Ziel der tatsächlichen Oszillationen auf dem Markte, ihr Tendenzzentrum. (Gegensatz: Marktpreis.) Das heißt nicht, daß eine willkürliche Festsetzung der Preise durch irgendeine außerökonomische Macht unmöglich wäre, sondern nur daß, wenn sich nicht gleichzeitig sonst noch etwas verändert, jeder solche Eingriff gewisse, fest bestimmte und unvermeidliche Rückwirkungen auslöst [1]). „Normal" hat aber noch andre Bedeutungen, so die von „gewöhnlich" — abnormal hohe Löhne heißt meist einfach ungewöhnlich hohe Löhne — und sodann auch „durchschnittlich". Jene dauernden Größen aller Preise und Einkommen sind offenbar von allen möglichen Größen die interessantesten. Auf ihre Bestimmung ist das klassische System vor allem angelegt, also auf die Untersuchung der Volkswirtschaft im Gleichgewicht, welcher Ausdruck damals immer üblicher wurde. Eine äußere oder innere Anlehnung an die Naturwissenschaft liegt darin nicht. So wollten die Klassiker zunächst eine „Statik" der Wirtschaft geben, der sich dann gewisse Sätze über Entwicklungstendenzen anschlossen — eine „Dynamik". Die Ausdrücke sowie die Durchführung der äußern Scheidung wurden von John St. Mill in die Oekonomie gebracht, dieser hat die ersteren aus Comte.

Schon damals gab es Methodenstreitigkeiten, auf die hier allerdings nur hingewiesen werden kann. Zwar daß Theoretiker untereinander sich verfehlte Methode vorwarfen [2]), hatte wenig zu bedeuten und ändert nichts daran, daß die Gegner sich methodisch tatsächlich nicht wesentlich voneinander unterschieden. Aber es traten auch schon prinzipielle Gegner der Theorie auf. Carlyle und Coleridge be-

[1]) Wenn also z. B. die Klassiker sagen, die Löhne könnten nicht „künstlich" erhöht werden, so ist zunächst schon in ihrem Sinn hinzuzufügen „in der Verkehrswirtschaft bei völlig freier Konkurrenz" und „wenn sich nicht damit zugleich die Verhältnisse ändern, z. B. die Qualität oder Quantität der Arbeit sich hebt". Sodann ist der Satz dahin zu interpretieren, daß bei einer solchen Erhöhung ein Prozeß in der Volkswirtschaft einsetzt, der die Arbeiter als Klasse des Vorteils wieder beraubt. Das ist nun allerdings nicht ganz richtig. Aber erstens ist es das zum Teile, und zweitens liegt in der Hervorhebung jenes Prozesses historisch eine wesentliche Leistung, wenn er auch überschätzt, außerdem auch nicht ganz richtig beschrieben wurde. Wir werden noch darauf kommen. Freilich, so kann nur der Historiker die Sache beurteilen. Für weitere Kreise der Zeitgenossen und auch der Spätern kam nur der Satz in Betracht: Eine Hebung der Lage des Arbeiterstandes ist „wissenschaftlich unmöglich". Sie hatten vom Oekonomen Brot verlangt und scheinbar einen Stein erhalten — und damit war die Katastrophe der Oekonomik besiegelt.

[2]) Vgl. Malthus in der Quarterly Rev. 1824. Eine prinzipielle Begründung und Verteidigung unternahm zuerst John St. Mill in einem 1830 geschriebenen, 1836 in der London and Westminster Rev. publizierten Artikel (aufgenommen in Essays on some unsettled questions of Political Economy 1844).

kämpften in England — wie übrigens auch der Dichter Wordsworth und der Historiker Southey, um nur größere Namen zu nennen [1]) — A. Müller u. a. in Deutschland die „abstrahierende" Methode prinzipiell. In Frankreich taten es die St. Simonisten, vor allem aber A. Comte. Während die Erstern dabei im Grunde nur ihre allgemeine Abneigung gegen die politischen Programme, die zusammen mit der jungen Oekonomik auftraten, zum Ausdruck bringen und als Elemente der allgemeinen Reaktion gegen Tun und Denken des 18. Jahrhunderts aufzufassen sind, bestimmten Comte lediglich wissenschaftliche Gründe. Er hielt eine Spezialdisziplin der Oekonomik für unmöglich, weil jedes Element des sozialen Lebens nur in seinen Beziehungen zu allen Elementen verständlich sei. Und er meinte ferner, daß die klassische Oekonomik essentiell unwissenschaftlich und „metaphysisch" sei. Was er damit meinte ist klar, er hielt die ökonomische Theorie einfach für einen Ableger philosophischer Spekulationen ohne jede Tatsachenbasis. Wir sahen, daß das nicht richtig ist und es läßt sich leicht feststellen, daß Comte die Oekonomik nur sehr flüchtig kannte. Ganz wie manche spätern Kritiker konzentrierte er seine Aufmerksamkeit auf jene großen Grundannahmen, die an der Spitze des Lehrsystems der Oekonomik standen und die ja gewiß auf den ersten Blick „spekulativ" aussehen, ohne ihre wahre Natur und die Verwendung, die sie in Wirklichkeit fanden, näher zu beachten. Er glaubte, sie seien irgendeinem philosophischen System entnommen und der Rest der Oekonomik sei einfach aus ihnen deduziert. Aber mehr Wahrheit enthält sein erstes Argument, wenngleich daraus kein Einwand gegen die Möglichkeit einer Spezialdisziplin von den generellen Formen des Wirtschaftsprozesses fließt. John St. Mill, der eine Zeitlang ganz unter Comtes Einfluß stand, fühlte ganz richtig das Wahre und das Verfehlte an der Comteschen Stellung. Und er suchte sich dem erstern anzupassen, indem er zwar an der ökonomischen Theorie festhielt, aber für andre Probleme als die reinökonomischen selbst den „Allzusammenhang" des sozialen Lebens und die Notwendigkeit einer historischen Methode betonte. Diese Auffassung entspricht nicht nur dem Wesen nach, sondern sogar auch in der Formulierung, die ihr Mill gab, der heute herrschenden. Die Methode und überhaupt die ganze soziale Gedankenwelt Comtes ist im Grund nicht viel weniger „spekulativ" als die der Klassiker, ja seine Spekulationen sind nicht einmal so unschuldig, wie die ihren. Denn er tat mehr als bloß zu abstrahieren, er ließ sich bei seiner Arbeit von vorgefaßten Grundanschauungen über die Entwicklung der Menschheit, die er naiv als eine Einheit betrachtete, l e i t e n. Doch können wir hier nicht weiter in dieses Thema eingehen. An der Bedeutung seiner Gedankenwelt in andrer Beziehung ändert übrigens die Tatsache nichts, daß er als Sozialphilosoph auf allen „Positivismus" vergaß. Wie später eine andre Religion, die eben doch eine Religion war, so hat er auch eine andre Sozialphilosophie geschaffen — übrigens keine sachlich neue, einerseits Vico, andrerseits Condorcet sind deren Wurzeln —, aber eben wieder eine spekulative.

---

[1]) Dazu gehört auch der Macaulays. Obgleich durchaus auf dem erkenntnistheoretischen Boden seiner Zeit stehend teilte er doch lebhaft die whiggistische Abneigung gegen die Radikalen und die historische Abneigung gegen den Benthamismus. Er akzeptierte zwar die praktisch wichtigsten Leitsätze der Oekonomik seiner Zeit, aber er attackierte (Edinburgh Rev. 1829) um so energischer J. Mills Darstellung der benthamistischen Verfassungstheorie, die allerdings hart an das Lächerliche streift. Dabei wandte er sich auch gegen das Operieren mit allgemeinen Obersätzen überhaupt. Interessant ist, daß er in seinen Essays oft genug von allgemeinen principles of political science spricht, nur daß er nicht verrät, worin diese „Prinzipien" bestehen — wohl in den Sätzen des politischen Programms der Whigs der Dreißigerjahre? Dabei spricht er von der Sozialwissenschaft als einer „experimental science", d. h. als einer Wissenschaft, deren Erkenntnisse wesentlich auf historischen Erfahrungen beruhen. In der Folgezeit wurde dieser Ausdruck zum Schlagwort vieler, die sich mit Theorie nicht abgeben und ihren Ueberzeugungen eine gewisse Latitude lassen wollten. In andrem Sinn verwendet ihn R o b e r t O w e n: Für ihn ist die soziale Welt gleichsam ein Land unbegrenzter Möglichkeiten, die mittelst sozialpolitischer Experimente auszuproben wären.

7. Neben den politischen Leitsätzen, mit denen die klassische Oekonomik äußerlich verbunden war und innerlich verbunden schien, war es die ökonomische Soziologie, die den wesentlichen Angriffspunkt abgab, über den hinaus die Kritik nur selten überhaupt und kaum jemals gründlich vordrang. Und diese Soziologie, dieses Bild des sozialen Geschehens, das sich aus den klassischen Werken ablesen läßt, ladet wirklich zum Angriff ein. Sie stellte — ganz unnötigerweise — jene verderbliche Beziehung zum Utilitarismus dar, die der Oekonomik in der öffentlichen Meinung mehr schadete als irgend etwas anderes. Die Nationen der Klassiker waren lediglich Summen von nur durch ökonomische Interessen zusammengehaltenen unabhängigen Individuen von unveränderlicher Naturanlage. Diese Naturanlage wurde für die Oekonomik einfach durch den Satz charakterisiert, daß jedes Individuum lediglich durch das Streben nach größtmöglichem Gewinn mit kleinstmöglichem Aufwand geleitet werde. Und dem unbehinderten Wirken dieses Moments bei völlig freier Konkurrenz wurde soviel Gutes nachgesagt, daß es unter dem Gesichtspunkt eines Ideals erscheinen mußte. Absichtlich formuliere ich diese Punkte in der Form, in der sie den Gegnern erschienen. Schon die Klassiker selbst haben den Charakter derselben als Annahmen formuliert, deren Zweck es sei, gewisse Tendenzen zu isolieren. Sicher hätten weitaus die meisten von ihnen, wenn sie diese Dinge ex professo behandelt hätten, die Unzulänglichkeit der Sätze für andere Zwecke als die der theoretischen Oekonomik eingesehen [1]. Insoweit anzunehmen ist, daß sie sie nicht eingesehen hätten — und James Mills Artikel über „Government" u. a. Gegenstände zeigen sicher, daß er wenigstens entschlossen war mit solchen Anschauungen Ernst zu machen —, ist noch immer zu beachten, daß jene Sätze tatsächlich durch entsprechende Formulierung für die Oekonomik unschädlich gemacht werden können. Aber die Gegner beurteilten sie als Tatsachenbehauptungen an sich und ohne Rücksicht auf den Gebrauch, den die Klassiker davon machten, und da konnte das Verdikt nicht zweifelhaft sein.

Ich kann die gewaltige Bewegung, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts auftritt, oder, richtiger, alle jene Strömungen, deren Gemeinschaft in der Ablehnung des rationalistischen Bildes des sozialen Lebens liegt und die es schließlich in Stücke gerissen haben, nicht schildern. Nur zum Teil war diese Bewegung eine „Reaktion", zum Teil enthielt sie neue Keime sehr verschiedener Pflanzen. Für uns kommen hauptsächlich vier Elemente dieser Bewegung in Betracht: Nennen wir sie das mystische, das nationale, das soziale und das historische. Die Bedeutung der drei erstgenannten liegt wesentlich auf anderen Gebieten als dem unsern. Alle vier stehen in Zusammenhang miteinander ohne einfach zusammenzufallen. Sie alle begegnen sich in der grimmigen Verachtung gegen das Zerrbild des sozialen Lebens, das die Klassiker ihnen zu entwerfen schienen, gegen die Profitgier, die, wie sie meinten, die Klassiker predigten, gegen deren Vernachlässigung des ethischen Moments, gegen Atomismus, Mechanismus, Individualismus usw. Der „neue Mystizismus" war eine sehr allgemeine europäische Bewegung, die mit der Wiederbelebung religiösen Gefühls und einer antirationalistischen theologischen Richtung in enger Beziehung stand und ihr einen Teil ihres äußern Erfolges zu verdanken hatte. Ihr Zentrum lag in Deutschland. Ein Interpret deutscher Gedanken war Coleridge und in geringerem Maß auch Carlyle. Die rein wissenschaftliche Bedeutung dieser Gruppe lag in ihrer energischen Bekämpfung des intellektualistischen Irrtums. Während aber auf andern Gebieten, wie dem der Theologie und der schönen Literatur diese Richtung zu positiven Leistungen kam und damit zu einer Schule („romantische Schule") werden konnte, kann man nicht sagen, daß sie auf dem Gebiet der Oekonomik schulenbildend wirkte. Sie hatte nur eine — damals eigentlich der prä-

[1]) Gerechterweise wäre also zu sagen, daß die Klassiker nicht eine schlechte, sondern überhaupt keine Soziologie hatten. Es fällt noch heute vielen schwer einzusehen, daß das ihren ökonomischen Untersuchungen nicht schadete. Allein — wenn man die Erde für eine Scheibe hielte, könnte man deshalb nicht einen bestimmten Landstrich ganz gut beschreiben?

zisen Formulierung unzugängliche — Anschauung zu geben, eine Anregung, fast nur eine Einwendung. Carlyle und Coleridge waren in ökonomischen Dingen völlige Laien, denen vorgeworfen werden konnte, daß sie das, was sie verurteilten, nicht verstanden. Und ähnlich stand es mit dem nationalen Moment. Daß ein Volk einen Charakter habe, so gut wie ein Individuum und nicht schematisiert werden könne, das wurde bald Gemeinplatz. Wir lesen einen solchen Satz z. B. in einer Jugendschrift Disraelis. Daß in nationalen Fragen jedes rein ökonomische Argument so gut wie aufhört, mußte jedermann klar sein, außer dem kleinen Kreis Benthams. Daß in jedem Volk ein gemeinsamer Fonds von Ideen, Gefühlen, Dispositionen usw. lebt, der so unabschüttelbar ist wie die Berge seines Landes — das stellt der Wissenschaft neue Probleme, aber es löst sie nicht und es berührt jenes nicht, das die Klassiker lösen wollten. Nun haben alle diese Gedanken auch ökonomische Schriftsteller berührt, aber diese konnten sich an ökonomischer Einsicht und analytischer Kraft mit den besten Klassikern nicht messen. Hierher gehört im 18. Jahrhundert schon Justus Möser (Patriotische Phantasien 1774—78 u. a.). Doch alle Bewunderung für seinen Gedankenreichtum kann uns das Urteil Roschers (Tübinger Zeitschrift 1865) nicht verständlich machen.

Hierher gehört auch A. Müller (Elemente der Staatskunst 1809, Versuch einer Theorie des Geldes 1816) und Th. v. Bernhardi (Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden 1849). So groß die Kluft ist, die den Genossen Gentz' und Hallers von dem preußischen Legationsrat als Menschen trennt und so verschiedene Einflüsse beide formten — rein wissenschaftlich gehören sie zusammen. Ihre Kritik der Klassiker ist verfehlt und oberflächlich, auf dem theoretischen Gebiet fehlt ihnen, wenn auch Bernhardi [1]) weniger als Müller, Schärfe und tieferes Verständnis, aber sie teilen das Verdienst, die wesentlichen Punkte einer ökonomischen Soziologie klar erkannt zu haben. Was bei Burke nur gelegentlich aufleuchtet und was man bei ihm hinter seiner Verachtung der soziologischen Ideen der „Aufklärungsliteratur" nur ahnen kann, ist bei ihnen klar erkannt. Hier kommt vor allem ihre „ethisch-organische" Auffassung der Volkswirtschaft [2]) in Betracht, die Erkenntnis von der Einheit des Kulturlebens einer Nation und den Notwendigkeiten, die es in sich trägt. Auch haben sie beide Ansätze zu einer reichern und tiefern Psychologie. Aber sie haben wenig positiven Weg zurückgelegt. Bei A. Müller findet sich der Gedanke, daß die „produktiven Kräfte" einer Nation mit Rücksicht auf ihre wirtschaftliche Zukunft sowohl als auch auf gesunde soziale Verhältnisse eine über ihre bloße produktive Rolle in der Gegenwart hinausgehende Bedeutung haben. Dieser Gedanke findet sich in dieser Zeit auch sonst, besonders in Amerika (vgl. Taussig, Tariff History of the United States) und Frankreich (Dupin, Situation progressive des forces de la France 1827 und Chaptal, De l'industrie française) und er wurde unter diesen Einflüssen in Deutschland mit besonderer Energie entwickelt durch F. List (Hauptwerk: Nationales System der Politischen Oekonomie 1840). Bei diesem tritt die von den Klassikern so vernachlässigte Tatsachengruppe der nationalen Entwicklung in der glücklichsten Formulierung hervor, um zum erstenmal konkrete und auch dem modernen Geschäftsmann, der nichts für romantische Mystik übrig hat, einleuchtende Anwendung zu finden, bekanntlich auf dem Gebiet der Zollpolitik. Hier kommt vor allem sein Beitrag zur ökonomischen Soziologie in Betracht, die Auffassung der nationalen Volkswirtschaft in ihrer historischen Bedingtheit und in ihrer historisch einzigartigen Verumständung, die er durch seine genial-leichtsinnige und überaus wirksame Lehre

---

[1]) Bernhardi zeigt durch gelegentliche Bemerkungen, wie daß die Höhe des Lohns von der Produktivität der Arbeit abhängig und daß es der theoretische Grundirrtum der Klassiker sei, die Arbeit allein für produktiv zu halten, immerhin Originalität und richtigen Blick.

[2]) In Amerika gab es ebenfalls eine Strömung nach diesem Gesichtspunkt hin, so z. B. bei Raymond. Nur daß sich hier dieser Gesichtspunkt, wie ja sachlich durchaus möglich, mit der Theorie ganz gut verträgt.

von den vier Entwicklungsstufen weiten Kreisen zugänglich machte. Die Verdienste dieses glänzenden Schriftstellers und sein Erfolg waren sehr groß. Er ist nicht ohne Anspruch auf eine Stellung in Deutschland, die mit der Smith' in England eine gewisse Analogie hat. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß die praktische Seite seiner Lehre ihn vor allem auf dieses Piedestal stellt. Wissenschaftlich hat er mit richtigem Blick Zeitideen, die in Amerika schon vor ihm Gemeingut und selbst in Deutschland schon ausgesprochen waren (Nebenius, Schmitthenner, Föppl) aufgenommen und glänzend vertreten, aber er hat kaum etwas Originelles geschaffen. Es hat ihn ferner seine nähere Bekanntschaft mit der ökonomischen Theorie oder doch ihren leichteren Autoren und mit den Verhältnissen fremder Volkswirtschaften vor manchen Fehlern, Mißverständnissen und Engherzigkeiten bewahrt, aber seine rein ökonomischen Leistungen sind nicht besonders tief. Es ist auch nicht richtig, ihn als einen Vorläufer der historischen Schule zu bezeichnen — oder doch nur in einem weitern Sinn als es für eine Dogmengeschichte zweckmäßig ist. Denn dazu reichen Berührungspunkte in den Resultaten nicht aus. Und seiner Methode nach war er vor allem ein Schriftsteller wirtschaftspolitischer Zeitfragen, und sodann, in seinem System, ebenso Theoretiker wie etwa Carey. Es ist immer peinlich, so glänzenden Ruhm analysieren zu müssen. Aber es muß einmal mit der Gewohnheit gebrochen werden, die stets wissenschaftliche und praktische Bedeutung zusammenfallen läßt und zwischen siegreicher Verkündigung des Wortes der Zeit und wissenschaftlicher Leistung nicht unterscheidet [1]).

In Frankreich gab es viele Angriffe auf die Gesamtauffassung der Klassiker. Nennen wir nur Sismondi und St. Simon. Der erstre bringt die Anschauungen jener weiten Kreise zum Ausdruck, denen der ganze Geist des klassischen Systems widerstrebte und die Abneigung gegen den Kapitalismus zum Anlaß einer mehr scheinbar als wirklich sehr weitgehenden Sozialkritik wurde. Diese Strömung gibt seinem Namen ein Lustre, das rein wissenschaftlich nicht zu erklären ist. Seine ökonomische Bildung verdankte er Smith, aber historische Arbeit führte ihn später aus dessen Bahnen heraus. Smith' Nachfolger bekämpfte er — und die in seinem Einflußkreis Stehenden taten dasselbe — hauptsächlich mit dem ethischen Moment, das in ihrer Hand kaum mehr als ein Mißverständnis der Absichten der Klassiker bedeutet. In diesem Kreise besonders verbreitete sich jene naive Auffassung, die am schärfsten Droz (Economie politique 1829) formuliert hat, daß die Klassiker das Wirtschaftsleben als Selbstzweck betrachteten, wie wenn nicht die Produkte für die Menschen, sondern die Menschen für die Produkte da wären. Sehr schwach ist Sismondi vor allem als Theoretiker: Es ist verfehlt, in seinen Phrasen vom Mehrwert mehr zu sehen, als den Ausdruck der Popularmeinung, daß die obern Schichten der kapitalistischen Gesellschaft auf Kosten des Proletariats leben. Und nur wenig läßt sich für seine Krisentheorie anführen. Doch bieten seine Werke immerhin die Elemente zu einer andern Auffassung des Wirtschaftslebens dar als die der Klassiker. Ob er als Vorläufer der historischen Schule zu betrachten ist, wird von dem Kriterium abhängen, das man für sie charakteristisch hält. Sein Verhältnis zu ihr ist ähnlich wie sein Verhältnis zu Marx: In beiden Fällen hat sich der Dogmenhistoriker vor einer Uebertreibung einer vielleicht ja bestehenden Beziehung zu hüten, die das Bild nur entstellt. Als Historiker kommt diesem Forscher, als

[1]) Hätte ich genügend Raum, so würde ich auf einen Punkt des Gedankenkreises Rodbertus' eingehen müssen. Er wirft den Klassikern vor, sie hätten in die allgemeine Theorie der Wirtschaft historische, nur einzelnen Organisationsformen eigene, Elemente hineingezogen und für allgemein gehalten. Dieser Vorwurf ist nur zum Teil begründet, denn schon bei A. Smith finden sich Ansätze zu jener Unterscheidung, die heute besonders von A. Wagner betont wird, die Unterscheidung zwischen der ökonomischen und der historisch-rechtlichen Kategorie. Aber Rodbertus hat sie zuerst scharf und bewußt formuliert. Auch bei Marx findet sie sich der Sache nach, ebenso bei Proudhon (Qu'est-ce que la propriété? 1840).

Menschen und Sozialpolitiker diesem integren, von sozialen Sympathien erfüllten Charakter natürlich eine ganz andre Stellung zu [1]).

St. Simon (Hauptwerke: Du Système industriel 1821, Nouveau Christianisme 1825) wird oft alles rein wissenschaftliche Verdienst abgesprochen. Und sicher liegt darin nicht seine Bedeutung. Aber seine Originalität und Tiefe überwindet doch in manchen Punkten seine Prophetenneigungen. Es ist erstaunlich, wie viele seiner Ideen wir später in der Wissenschaft wiederfinden. Nicht bloß auf die Sozialisten, auch auf J. St. Mill und M. Chevalier hat er gewirkt. Für uns kommt nur seine Kritik des Eigentums in Betracht, die auf der Auffassung desselben als einer veränderlichen sozialen Institution beruht und der Scholastik Proudhons über diesen Punkt weit überlegen ist. Wir wollen hier einige Worte über dieses Thema einschalten, das ja in der ökonomischen Literatur bis heute eine große Rolle spielt, wenngleich die exakten Leistungen dabei nicht innerhalb der Nationalökonomie, sondern im Nachbargebiet der Soziologie erwachsen sind. Die Klassiker nahmen die Institution des Eigentums, ebenso wie etwa die Tatsachen der Arbeitsteilung und der freien Konkurrenz einfach hin, ohne sie viel zu diskutieren — vom Standpunkt ihrer Zwecke durchaus mit Recht. Wie sie keine Soziologie im Sinne eines tiefern Einblicks in das soziale Geschehen hatten, so hatten sie auch keine Soziologie im Sinn einer befriedigenden Theorie der sozialen Institutionen und Organisationsprinzipien. Dabei kommt allerdings bei den Meisten der — für ihre ökonomischen Resultate im übrigen irrelevante — Glaube zum Ausdruck, daß das Privateigentum, über dessen verschiedene Formen sie sich weiter keine Gedanken machten und das sie einfach in der Form betrachteten, die ihnen ihre Zeitverhältnisse darboten — ebenso wie sie mit dem Worte „Konkurrenz“ immer mehr oder weniger gerade jenes Maß von Konkurrenz meinten, daß in ihrem Gesichtskreis dem Verhalten des geachteten Durchschnittsgeschäftsmannes entsprach —, etwas in der Natur der Sache Begründetes, Unabänderliches und zum sozialen Wohle Führendes sei. Nur wenige, wie z. B. John St. Mill waren freier in dieser Beziehung. Ueber die Entstehung des Eigentums stellten sie ex officio keine Behauptungen auf. Bei manchen Klassikern und Epigonen wirken naturrechtliche Anschauungen herein und in deren Gefolge die Ansicht, daß alles Eigentum — auch das an Grund und Boden — erarbeitet oder erspart sei, jene Ansicht, die Marx als „Kinderfibel“ bezeichnete und die man zunächst auf Locke und dann weiter in bekannter Weise zurückverfolgen kann. Allein das trifft nicht die Majorität. Bezüglich des Grundeigentums finden wir — und zwar bei Smith, bei dem man sonst immerhin eher von naturrechtlichen Einflüssen sprechen kann als bei den andern — den Ausdruck „appropriation of land“, was wohl mit Okkupation zu übersetzen ist und auf historisch nicht allzu falsche Ideen in dieser Beziehung hindeutet. Mit der Erklärung des übrigen Eigentums durch Sparen steht es freilich schlimmer. Wohl ist in einem Sinn das Sparen Voraussetzung für das Entstehen von Kapitalbesitz — er kann nicht entstehen und sich vermehren, wenn aller Ertrag sofort konsumiert würde. Allein das ist selbstverständlich und viel wichtiger ist die Frage, woher das kam, was zuerst erspart und zur Grundlage weiterer Kapitalbildungen wurde. Darauf nun ist vom Standpunkt der Klassiker zu antworten: Dieser erste Gütervorrat kam aus dem Ertrag der Arbeit der künftigen Kapitalisten, Kapitalisten wurden jene Arbeiter und ihre Nachfolger, die zum Unterschied von andern Arbeitern den Ertrag ihrer Arbeit nicht verzehrten, sondern ersparten. Damit war zweifelsohne auch ein realer Vorgang beschrieben aber nur einer von mehreren wirklichen. Die St. Simonisten, Proudhon, Rodbertus, Marx u. a. stellten dieser Theorie eine andere gegenüber, die zunächst das Grundeigentum — darin liegt also kein Gegensatz zu den Klassikern, sondern nur ausdrückliche Formulierung eines auch diesen nicht fremden Gedankens — und sodann auch das Ka-

[1]) In mancher Beziehung gehört de Villeneuve-Bargemont hierher (Economie politique chrétienne 1834), an den sich eine Reihe „christlicher“ Oekonomen anschließen. Seine Bedeutung liegt vollends ausschließlich auf dem Gebiet politischer Anschauungen.

pitaleigentum aus der Stellung der Eigentümer in der sozialen Herrschaftsorganisation erklärte und aus der dadurch gegebenen Macht zur ausschließlichen Aneignung der Kapitalgüter, bzw. der Arbeitskraft zu ihrer Erzeugung. Dieser Gedanke erhielt sich bis zu manchen Schriftstellern der Gegenwart. Aber alle Spätern standen unter dem Einfluß der Auffassung des Eigentums als Reflex der sozialen Organisation und sie fand ihren schärfsten Ausdruck in der „Legaltheorie" A. Wagners. Wie gesagt, fand das Problem vornehmlich außerhalb der Nationalökonomie seine historische und soziologische Behandlung (Arnold, Letourneau, Laveleye, Felix u. a.), aber diese Erörterungen haben doch auch auf die ökonomische Theorie und den ganzen Geist ihres Betriebs gewirkt.

8. Die „Nationen" der Klassiker waren nicht einfach amorph, sie gliederten sich in Klassen: Die Klasse der Grundherrn, die der Arbeiter und die der Kapitalisten. Diese Klassen waren vor allem Hypostasierungen ökonomischer Funktionen und Interessen, aber sie waren keine bloßen Abstraktionen, sondern sollten mit den unmittelbar gegebenen sozialen Klassen zusammenfallen. Deshalb verstanden die Klassiker unter „Arbeitern" in der Regel nicht alle jene, deren Einkommen als Arbeitslohn zu qualifizieren ist, sondern vor allem die „Handarbeiter", jene Leute, an die man beim Worte „Arbeiterfrage" denkt, also nicht einfach an eine ökonomische Kategorie von Wirtschaftssubjekten, sondern meist an eine soziale Klasse. Der Begriff der „Grundherrn" wurde von Senior in Besitzer von „natural agents" präzisiert. Die Kapitalistenklasse ist wesentlich durch das Moment des Beschäftigens von Arbeitern, des Beistellens der Arbeitsmittel und des Vorschießens des Unterhalts für die Arbeiter charakterisiert. Eine besondre Unternehmerfunktion wird daneben zunächst nur von Say unterschieden, dem in diesem Punkt ein großes Verdienst zuzuschreiben ist, später auch von andern, unter den Engländern zuerst von John St. Mill. Doch hat sich jenes Zusammenwerfen beider Funktionen bis auf heute erhalten. Eine nähere Analyse des Klassenphänomens, namentlich der Ursachen der Entstehung der Klassen und jener zum großen Teil außerökonomischen Momente, die die Klassen zu geschlossen vorgehenden Einheiten machen und in denen die tiefere Bedeutung der Klassenbildung liegt, haben sie nicht versucht. Nur Marx und seinem Kreise ist aber auch die positive Behauptung eigen, daß das wirtschaftliche Moment das Wesen derselben ausmache — die andern haben sich in dieser Beziehung nicht festgelegt. Die exakte Untersuchung des Klassenphänomens gehört einer spätern Zeit an und wurde vor allem von Soziologen, aber auch von Nationalökonomen (Schmoller, Bücher) gefördert. Carey und Bastiat haben eine Interessenharmonie der ökonomischen Klassen nachzuweisen gesucht, bei Smith und Ricardo tritt mehr das entgegengesetzte Moment hervor. Allein darin liegt kein besonders scharfer Gegensatz, vielmehr fast nur eine verschiedene Betonung der einzelnen Tatsachengruppen: Die Beziehungen zwischen den Klassen sind so vielgestaltig, daß Interessengemeinschaften und -gegensätze fast stets gleichzeitig vorhanden sind, und es hängt dann vom gewählten Standpunkt ab, ob die eine oder der andre mehr hervorgehoben wird. Der Gedanke des Klassenkampfes als Erklärungsprinzip sozialen Geschehens ist mit voller Schärfe erst von Marx betont worden und Anklänge an ihn finden sich nur in der frühsozialistischen Literatur.

Das allgemeine Bild des Wirtschaftsprozesses, das die Klassiker entwarfen, entbehrt nicht des historischen Moments. Aber entsprechend ihrem analytischen Vorhaben ist dasselbe nur auf eine Andeutung beschränkt (vgl. z. B. Mill, ed. Ashley, p. 20). Es zerfällt meist in eine Produktions-, Zirkulations- und Verteilungstheorie, wozu auch öfters — mitunter an Stelle der Zirkulationstheorie — eine Konsumtionstheorie kommt. Die Elemente dieser Systematik finden sich schon bei Smith, klar tritt sie bei Say hervor und etwa zu gleicher Zeit in Deutschland. Sie blieb bestimmend für die Folgezeit, nur daß mit Zunahme des Interesses für die soziologischen Grundlagen später noch ein Kapitel über die „Bedingungen" der Wirtschaft hinzutrat. Eine bis ins Einzelne bestimmte Systematik hat sich nicht ausgebildet und

diese Bemerkungen gelten nur sehr annäherungsweise. In Deutschland tritt bald die Scheidung zwischen Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik oder zwischen allgemeiner und spezieller Volkswirtschaftslehre hervor, die in Deutschland auch die Regel blieb, außerhalb Deutschlands aber wenig Beifall fand. — Die Lehre von den drei Produktionsfaktoren kann ebenfalls Say zugeschrieben werden und ist nicht einfach schon in A. Smith enthalten. Sie setzte sich in Deutschland schnell, in England aber sehr langsam durch. Eine originelle Form gewinnt sie bei Senior, der labour, natural agents und abstinence als die drei Produktionsfaktoren bezeichnet, die meisten Klassiker zeigen aber eine Neigung, entweder nach dem Vorgang Pettys nur zwei ursprüngliche Produktionsfaktoren anzunehmen (so John St. Mill. Heute wird diese Auffassung unter dem Einfluß v. Böhm-Bawerks herrschend) oder nur die Arbeit als solchen gelten zu lassen — daher ihre Identifizierung von „Produzenten" und „Arbeitern". Die Tragweite dieser Auffassungen ist von Autor zu Autor verschieden und oft nur schwer einzuschätzen. Doch können wir darauf nicht weiter eingehen. — Die Schriftsteller dieser Epoche halten meist an dem physiokratischen „Vorschußgedanken" fest — nur daß die Vorschüsse, die die Arbeiter erhalten und die Produktionsmittel beistellen, bloß von den Kapitalisten und nicht auch, wie bei den Physiokraten, von den Grundherrn ausgehen — und nur wenig Opposition — besonders in Deutschland — erhob sich dagegen. Dann auch an der Vorstellung vom Sozialprodukt und seiner „Verteilung". Bezüglich des Nähern über die Begriffe Sozialprodukt, Sozialeinkommen, Sozialkapital muß hier auf die vorhandenen Dogmengeschichten verwiesen werden. Nur ein Punkt sei erwähnt. Rodbertus (Das Kapital, p. 78, 230) u. a., z. B. Held (Die Einkommensteuer 1872), haben den Klassikern vorgeworfen, sie hätten die sozialen Begriffe und sozialen Gesamtheiten des Einkommens und des Kapitals vernachlässigt und sich zuviel mit individuellem Einkommen und Kapital beschäftigt. Das ist nicht ganz richtig. Ricardo trifft diese Bemerkung gar nicht. Erst durch Mill wurde der zuerst von den Franzosen durchgeführte „Unternehmerstandpunkt" der Betrachtung in die englische Oekonomik eingeführt. Aber auch das geschah nicht, weil man dem Unternehmer eine Ehre erweisen wollte oder seinen Vorteil für besonders wichtig hielt, sondern einfach deshalb, weil der Unternehmer auf einer Stelle in der Volkswirtschaft steht, von der aus man einen weiten Ausblick in ihr Getriebe haben kann, und weil seine Ueberlegungen in der Verkehrswirtschaft ein sehr wesentliches Triebrad bilden. Uebrigens besteht gar kein prinzipieller Gegensatz zwischen beiden Betrachtungsweisen.

Das leitende Prinzip der klassischen Oekonomik war das Prinzip des Selbstinteresses. Nur eine Minorität von Autoren hat es — und zwar in verschiedenen Formen — ausdrücklich formuliert, so z. B. Senior und John St. Mill. Ursprünglich, bei A. Smith, tritt es uns als das fundamentale Motiv des wirtschaftenden Menschen entgegen: Nicht vom Wohlwollen, sondern vom Selbstinteresse des Bäckers erwarten wir unser Brot, lehrt Smith (vgl. darüber auch Reinhold: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft). Später wechselt das Prinzip seinen Charakter und wird zur Annahme, die einen bestimmten Typus des Handelns charakterisieren soll, oder seinen Inhalt, indem es zum „wirtschaftlichen Prinzip" wird. Schon in seiner ursprünglichen Form wird das Prinzip nicht einfach von den populären Einwendungen seiner Grundbedeutung beraubt. In seinen spätern Formen enthält es auch nicht den Schatten konkreter Behauptungen mehr.

Das wirtschaftliche Prinzip ist aber nicht geeignet ein Charakteristikon eines ökonomischen Systems zu bilden, denn keine Erörterung wirtschaftlicher Dinge kann seiner entraten. Man mag es einschränken, man kann es sehr verschieden formulieren und eventuell auch darstellerisch verschwinden lassen, aber bewußt oder unbewußt muß man sich seiner — selbst in der historischen Erzählung wirtschaftlicher Dinge — bedienen. Aber zwei andere Sätze sind für das klassische Bild der Wirtschaft nicht bloß von großer, sondern auch von charakteristischer Bedeutung,

das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag und das „Bevölkerungsprinzip“. Keines von beiden ist rein wirtschaftlich und in diesem Sinn unentbehrlich für eine ökonomische Theorie: Das erstere formuliert eine technische Tatsache, das letztere einen Punkt menschlicher Naturgeschichte.

Obgleich wir in der wissenschaftlichen Literatur das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag schon im 18. Jahrhundert finden (Turgot, Ortes), so tritt uns in den englischen wirtschaftspolitischen Diskussionen des Anfangs des 19. Jahrhunderts (vgl. Cannan l. c.) die entgegengesetzte Ansicht entgegen, daß vermehrte Kapitalaufwendungen in der Landwirtschaft ebenso wie in der Industrie von sinkenden Einheitskostensätzen begleitet seien. Erst durch Anderson, Malthus, West und Ricardo wird die Auffassung herrschend, daß zwischen Landwirtschaft und Industrie in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied bestehe und für die erstere ein Gesetz des abnehmenden, für die letztere ein Gesetz des zunehmenden Ertrages gelte. Wir werden dieses Thema noch bei der Grundrententheorie berühren und wollen hier nur feststellen, daß der Satz von dem sinkenden Ertrag oder den steigenden Einheitskosten in der Landwirtschaft in der französischen und deutschen Literatur eine wesentlich geringere Rolle spielt als in der englischen. Prinzipiell bekämpft wurde er nur wenig — allerdings bis auf den heutigen Tag — und ohne Erfolg. Aber mehr als seine tatsächliche Richtigkeit ist sein Wert für die Oekonomie in Zweifel gezogen worden. Bei den Klassikern nun hat der Satz zwei ganz verschiedene Bedeutungen. Zunächst soll er eine überall und in dem täglichen Werk einer jeden Wirtschaft zu beobachtende Tatsache erfassen. Jede weitere gleichgroße Kapital- oder Arbeitsaufwendung auf Grund und Boden soll einen geringeren Roh- und Reinertrag abwerfen, wenn die Produktionsmethode die gleiche bleibt. Diese Einschränkung ist nötig: Eine Verbesserung der Methode setzt für den Moment des Uebergangs zu ihr diese Tendenz außer Kraft. Dabei besteht bei den Klassikern und besonders bei Ricardo ein fester Parallelismus zwischen der Kapital- und der Arbeitsaufwendung: Die Verdoppelung der Arbeiter macht auch eine Verdoppelung der Kapitalaufwendung nötig. Läßt man diesen Parallelismus fallen, so kann man mehrere Resultate Ricardos nicht akzeptieren. Die Klassiker machten sich ferner keine weiteren Gedanken über die Skala der Ertragsabnahme in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Grundstücken und bei verschiedenen Kulturgattungen auf demselben Grundstück, sondern sie nahmen sie einfach als in allen diesen Fällen gleich an. Daraus erwuchsen Einwendungen, die aber das Wesen der Sache nicht treffen und höchstens eine Verbesserung der Form erzwingen können. — Dann aber waren die leitenden Klassiker auch der Ansicht, daß schließlich die Beschränktheit der Menge der besseren Böden und die wachsenden Schwierigkeiten der Mehrproduktion auf allen Böden den Sieg über die Möglichkeiten der Produktionsverbesserungen davontragen und die Ausdehnung der Nahrungsmittelproduktion auf unüberwindliche Schranken stoßen würde. Während das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag in der ersten Bedeutung ein wesentliches Werkzeug des theoretischen Gedankengangs war, ist es das nicht in dieser zweiten, die nur eine mehr oder weniger interessante Prognose der künftigen k o n k r e t e n Gestaltung der Dinge ist. Aber umso wichtiger war diese zweite Bedeutung für den Gesamteindruck des klassischen Bildes. Sie gibt ihm allein den so oft — und so oft mit Unrecht — hervorgehobenen „pessimistischen“ Zug und erklärt die Stellungnahme der Klassiker in vielen praktischen Fragen und ihre Betonung gewisser Tatsachen und Entwicklungsreihen unter Vernachlässigung anderer.

Bevölkerungsfragen haben die Nationalökonomen von alters her interessiert und von altersher kamen die beiden Gesichtspunkte der Bedeutung einer starken Bevölkerungsvermehrung für nationale Größe und Kulturentwicklung und der Gefahr der — sehr verschieden definierten — „Uebervölkerung“ in Betracht. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herrscht der erste Gesichtspunkt vor, aber der zweite fehlte auch damals nicht. So sagt schon B o t e r o (1589 delle cause della grandezza

della citta)[1]), daß die virtus nutritiva fortschreitend abnehme, während die virtus generativa gleichbleibe. Von den Physiokraten an herrscht diese Auffassung. Quesnay, der Mirabeau, der ursprünglich die Bevölkerungsvermehrung gerade als die treibende Kraft der Reichtumsentwicklung betrachtete, zu ihr bekehrte, meinte: „La population n'a de bornes que celles de la subsistance et elle tend toujours à passer au delà", ein Satz, der alles Entscheidende schon enthält. Ansätze in dieser Richtung finden sich bei Genovesi, Turgot, Steuart u. a., bei Ortes dagegen finden wir bereits jene so berühmt gewordene Formulierung, daß sich die Bevölkerung in einem „geometrischen Verhältnis", die Nahrungsmittel nur in einem „arithmetischen Verhältnis" zu vermehren tendieren, und J. Townsend (A Dissertation on the Poor Laws 1786; enthalten in Overstones „Select tracts" 1859) argumentierte in ganz derselben Weise, als es später geschah, gegen die Schwächung der Bremse der Bevölkerungsvermehrung, die ihm die Armengesetzgebung zu involvieren schien, — der Bremse, die in der auf unbesonnener Vermehrung stehenden Strafe des Hungers bestand. Damit wird der subjektiven Originalität Malthus' kein Eintrag getan, denn er kannte alle diese Vorläufer kaum, wenn auch einen anderen: Wallace (Various Prospects of Mankind, Nature and Providence 1761), der aber viel weniger weit vorgedrungen war[2]). Als im Jahre 1793 W. Godwin seine Enquiry concerning political justice and its influence on general virtue and happiness publizierte, trat Malthus ihm entgegen (An Essay on the principle of population 1798). Godwin hatte in Condorcetschem Geist von der unbeschränkten Möglichkeit der Vervollkommnung der menschlichen Kultur und des menschlichen, an sich ganz farblosen, bei allen Individuen prinzipiell gleichen und durch die Umstände unbeschränkt bildsamen Geistes gefabelt. Weder Godwin[3]) noch Condorcet noch ihre Nachfolger — zu ihnen gehört u. a. R. Owen — interessieren uns hier. Aber ihr literarischer Erfolg war groß. Niemand — und auch Malthus nicht — war damals imstande die Grundfehler dieser Auffassung, die in ihrer ganzen Psychologie und Soziologie liegen, klar zu erfassen. Soweit hätte man ihr vielmehr zustimmen müssen, denn die Grundlagen dieser Auffassung waren eben die der Zeitrichtung. Aber auf die äußern Hindernisse, denen dieser prinzipiell grenzenlose Fortschritt begegnet, verfiel man bald. Und Malthus hob eins von ihnen scharf hervor, die Bevölkerungsvermehrung bei Beschränktheit des Nahrungsmittelspielraums. Dabei schoß er zunächst über das Ziel: Er sprach von Laster und Elend als den einzigen Hemmungen. In der zweiten Auflage, die unter etwas verändertem Titel erschien, kam der „moral restraint" hinzu (1803). Und die Theorie gewinnt nun die Form, daß die Bevölkerung sich über den Nahrungsmittelspielraum zu vermehren tendiere und Laster und Elend ihr Los werden müsse, wenn der „moral restraint" nicht wirksam sei. Der zahlenmäßigen — mit der Ortes' übereinstimmenden — Formulierung legt Malthus selbst kein Gewicht bei — lag darin doch nichts anderes als eine rohe Erfassung und Verallgemeinerung der Zeitverhältnisse. Die Leistung Malthus' kann uns unmöglich in demselben Licht erscheinen wie manchen Zeitgenossen. Er präzisierte und verifizierte nur einen vorhandenen und, soweit richtig, recht banalen Gedanken. Die Erklärung Darwins, daß er aus Malthus' Werk Anregungen empfangen habe, kann dem letztern kaum

---

[1]) Botero beeinflußte Adam (zu unterscheiden von dem schon genannten und noch zu nennenden James) Anderson, An historical and chronological deduction of the Origin of Commerce 1787—89 (vollendet von Courbe).

[2]) Zwischen Wallace und Hume hatte sich eine Kontroverse über die Bevölkerungszahl in der antiken Welt entsponnen, in der vielfach die Frage der Bevölkerungsvermehrung berührt wurde und die auf das Problem viel Einfluß nahm.

[3]) Auch der „Agrarsozialist" Thomas Spence (the meridian sun of liberty ... 1776) wäre hier zu nennen als einer von den vielen Vertretern der egalitären Systeme der Zeit. Ich kann auf diese Literatur, deren wissenschaftliche Bedeutung sehr gering ist, nicht eingehen. Vgl. P. Gutzeit, Die Bodenreform; A. Menger, Recht auf den vollen Arbeitsertrag; Held, Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands (1881); G. Adler, Einleitungen zu den Ausgaben der „Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik"; Niehuus, Geschichte der englischen Bodenreformtheorien.

viel Lustre geben angesichts der Tatsache, daß keiner der entscheidenden Gedanken Darwins bei Malthus auch nur angedeutet ist, hingegen alle entscheidenden Gedanken auf andere Quellen (E. Darwin, Buffon usw.) zurückgehen. Bei der Abschätzung der Bedeutung des Bevölkerungsprinzips für die Nationalökonomie ist zu unterscheiden: Für den theoretischen Kern des klassischen Gebäudes hat es überhaupt keine Bedeutung: Das klassische System bliebe was es ist, wenn man das Bevölkerungsprinzip daraus streichen würde. Aber umso größer ist dessen Bedeutung für die Bestimmtheit und den scheinbaren praktischen Erkenntniswert mancher Resultate. Wo die reine Oekonomik aus sich heraus nur allgemeine Bestimmungsgründe angeben, aber nichts über den konkreten Gang der Dinge aussagen kann, wie z. B. bezüglich der Lohnhöhe, da springt mitunter das Bevölkerungsprinzip ein und führt zu Behauptungen von der gewünschten Konkretheit und Präzision. Natürlich kann es das aber nur, wenn man die von Malthus selbst angebrachte Einschränkung tunlichst leicht nimmt, denn der moral restraint, wenn wirksam, hemmt das Andrängen der Bevölkerung gegen die vorhandenen Mittel und vernichtet jede Möglichkeit bestimmter konkreter Behauptungen wieder. Das taten dann auch manche Nationalökonomen, vor allem J. Mill und Mc Culloch und ihre Schuld ist es, wenn spätere Kritiker Einwendungen vorbrachten, die Malthus selbst schon berücksichtigt hatte. Solche Kritiker meldeten sich sehr bald. So replizierte Godwin (Of Population 1820). Man stellte die Beschränktheit des Nahrungsmittelspielraums in Abrede oder vertagte sie in eine ferne Zukunft (Hazlitt: A Reply to the Essay on Population 1807; seither viele) oder man negierte jede Tendenz der Bevölkerung, sich über den Nahrungsmittelspielraum hinaus zu vermehren (Gray: Happiness of States 1815; Sadler: The Law of Population 1830, stellt den Satz auf, daß die Bevölkerungsvermehrung in umgekehrtem Verhältnis zur vorhandenen Zahl stehe — eine sehr schlechte Form eines nicht ganz unglücklichen Gedankens, der in seiner Art nicht viel unrichtiger ist wie der von Malthus. Aber dieses u. a. von Macaulay sehr unvernünftig rezensierte Buch hatte keinen Erfolg.). Oder man wies — als Einwendung ganz mit Unrecht — auf die kompensierenden Momente hin, die in der Bevölkerungsvermehrung selbst liegen, wie die erhöhte Produktionsfähigkeit, die Möglichkeit größerer Arbeitsteilung usw. (Everett: New Ideas on Population 1823; seither oft) usw. Die Klassiker und ihre Nachfolger hielten an Malthus fest (typisch: Senior: Two lectures on population 1831), aber sie kamen nicht wesentlich über ihn hinaus. Auch bei den Gegnern, auf die wir nicht weiter eingehen können, wiederholen sich später immer dieselben Gedanken. Nach einer Zeit der Feindseligkeit setzte gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine für Malthus freundlichere Stimmung ein [1]), aber auch immer größere Gleichgültigkeit für sein Problem innerhalb der Nationalökonomie.

9. Das innere Balkenwerk der Theorie dieser Zeit läßt sich mit der allein zu seinem vollen Verständnis führenden Gründlichkeit nicht in Kürze schildern und unser Bild muß unvollständig und halbwahr bleiben. Vor allem ist festzuhalten, daß sogut wie alle Theoretiker dieser Epoche von Smith' ersten beiden Büchern ausgehen, deren System für die Folgezeit bestimmend blieb und deren Tatsachen- und Gedankenvorrat man zu vereinheitlichen und tiefer zu analysieren suchte. Manche Dinge, so die Behandlung der Arbeitsteilung — die nur von Mill etwas verbessert und nur von einigen, besonders „nationalistischen" Gegnern unter andere Gesichtspunkte gestellt, erst von historischer Seite aber wirklich neugestaltet wurde (Bücher) — blieben fast unverändert. Andere wichtige Punkte, wie z. B. Konzentrierung der Betrachtung auf das jährliche Sozialprodukt der Volkswirtschaft und die Idee der „Verteilung" dieses Sozialproduktes, die Smith von den Physiokraten lernte, wurden bis heute festgehalten. Aber innerhalb eines sehr haltbaren Rahmens änderte sich

---

[1]) Vgl. noch: J. Garnier, Du principe de Population, 4. ed. 1837, John, Die jüngste Entwicklung der Bevölkerungstheorie 1887; Messedaglia, La Teoria della popolazione . . . 1858; Quételet, Physique social 1835.

Vieles, namentlich die Verteilungstheorie. Smith hatte richtig die fundamentale Bedeutung erkannt, die von allen „Markt“preisen jenen einen „natürlichen“ Preis auszeichnet, der das Zentrum aller der Oszillationen der ersteren darstellt. Und auf die Frage, welchen Umständen der natürliche Preis seine relative Konstanz verdanke, antwortete er, daß derselbe gerade ausreiche, um allen an der Produktion Beteiligten jene Grundrente, jenen Arbeitslohn und jenen Profit zu sichern, die sie veranlassen, die Produktion im gleichen Ausmaß zu wiederholen. Der natürliche Preis zerfällt also definitionsmäßig in jene drei Elemente, welche zusammen die Produktionskosten bilden und deren Höhe über die seine entscheidet. Der Gedanke bot sich nun von selbst dar, daß wie der einzelne Preis so auch schließlich das ganze Sozialprodukt in jene drei Elemente zerfalle, und daß daher die Sammlung von Bemerkungen über die Bestimmungsgründe der Preiselemente, die Smith' Kapitel über Lohn, Rente und Profit enthalten, zugleich eine Durchführung seiner Preistheorie und eine Verteilungstheorie darstellten. Das war nicht einfach „falsch“, aber so oberflächlich, daß man sich damit nicht zufrieden gab, vielmehr versuchte, die eine oder andere Anregung Smith' herausgreifend und konsequent festhaltend, prinzipielle Klarheit in die Sache zu bringen. Dabei stand das Verteilungsproblem beherrschend im Vordergrund der Interesse.

Zwei Richtungen lassen sich unterscheiden. Die eine, zu der im Gefolge von Say die meisten französischen und im Gefolge von Jakob, Hufeland u. a. die meisten deutschen Autoren, besonders Hermann, gehören, und in England besonders Lauderdale, in gewissem Sinne auch Malthus, und später Macleod (Elements of Political Economy 1858, dann noch andere Arbeiten namentlich über Kredit und Bankwesen) machte Ernst mit der engen Beziehung zwischen Produktionspreis und Einkommenshöhe und arbeitete den Parallelismus zwischen Preiselementen und Einkommenszweigen in der Weise aus, daß sich die Erklärung eines jeden der letzteren aus der produktiven Rolle jedes der drei Produktionsfaktoren, aus dem service producteur jedes von ihnen, ergab. Einen zunächst für die Zinstheorie üblich gewordenen Ausdruck verallgemeinernd kann man diesen modus procedendi als die Produktivitätstheorie der Verteilung bezeichnen. Zu ihr gehören trotz mancher Besonderheiten auch Bastiat und Carey dem Grundgedanken nach, in ihrem Gefolge dann Ferrara und viele Amerikaner, namentlich A. Perry. Dieser Richtung gebührt, vom gegenwärtigen Stand der Disziplin aus gesehen und wegen der Einheitlichkeit ihrer Konzeption, im Grunde der Vorzug. Allein infolge der beklagenswerten Unfähigkeit mancher ihrer Vertreter, die zu zahllosen Fehlern und, noch schlimmer, Banalitäten führte, und infolge des Umstands, daß auf ihrem Boden — nicht trotz, sondern gerade wegen der größern Korrektheit ihres Vorgehens — sich keine kurzen, präzisen praktischen Resultate ergaben, trat diese Richtung, obgleich der Unvoreingenommene nicht verfehlen kann, die überzeugende Einfachheit ihres Grundgedankens zu fühlen, für lange Zeit — mindestens bis J. St. Mill, der einen Knotenpunkt darstellt — ganz hinter der andern zurück, deren wichtigste Namen Ricardo und Marx sind. Besonders für das Verständnis Ricardos — und insoweit er die Säule dieser Richtung war, für diese ganze Richtung überhaupt — ist es wesentlich sich darüber klar zu sein, daß für ihn alle Fragen an Interesse ganz hinter der einen zurücktraten, welche konkreten reinökonomischen Tatsachen die relative Höhe der einzelnen Einkommenszweige bestimmen. Er hat eigentlich keine Wert- oder Preistheorie in unserm Sinn, nur ganz nebenbei eine Geldtheorie, und er hat im Grunde auch gar keine Zins-, Lohn- oder Rententheorie in dem Sinn, daß er ihr Wesen hätte erforschen wollen. Er wollte eine Theorie der generellen und ökonomischen Bestimmungsgründe von Lohn, Rente und „Profit“ geben, er wollte angeben, unter welchen Umständen und wie sich dieselben verändern, mit welchen objektiven Tatsachen der Volkswirtschaft — Bevölkerungsbewegung, Getreidepreis, Zusammensetzung und Größe des Kapitals usw. — sie in Zusammenhang gebracht werden können. Dabei hielt er es nicht für nötig, jene Einkommenszweige eigentlich zu erklären oder den Mechanismus näher

zu untersuchen, durch welchen sich jener definitive Zustand, dessen objektive Charakterisierung vor seinen Augen stand, durchsetzt. Was er dazu brauchte, gaben ihm gewisse empirische und unter sich zusammenhanglose Sätze, wie der von der allgemeinen Profitrate usw., so daß sein Lehrsystem wohl auf einer Grundtendenz beruht, aber trotzdem keine tiefere Einheit bildet. Die Grundfragen übersprang er in ähnlicher Weise, wie das in andern Wissenschaften in deren Jugend geschah, und wo sie dennoch an seinen Weg herandrängten, half er sich gleichsam mit lokalen Mitteln. So begnügte er sich oft mit Annäherungen, die ihm gelegentlich selbst nicht genügten. Den lebendigen Zusammenhang zwischen Produkt- und Produktionsmittelwert erdrosselte er sozusagen mit seinen konkreten Bestimmungsgründen der einzelnen Einkommenszweige, und er glaubte das offenbar um so mehr tun zu können, als niemals die absolute Höhe von Produkt- und Produktionsmittelwert, sondern stets die relative Höhe der Einkommenszweige untereinander sein Grundproblem bildete. Aus diesen Sätzen erklären sich viele seiner Resultate und Auffassungen. Aber wenn sich daraus eine Verteidigung gegen viele Angriffe ergibt, so ergeben sich eben daraus andre Einwendungen. So sei gleich hier bemerkt, daß Ricardo trotzdem nicht umhin kann, gelegentlich über die absolute Höhe der Quantitäten, um die es sich ihm handelt, zu sprechen. Dabei bemerkt er selbst nicht immer, daß er seinen Standpunkt wechselt und noch weniger haben das seine Kritiker bemerkt. Diese Richtung soll im folgenden vor allem dargestellt werden.

10. A. Smith hatte die Preisbildung in das Zentrum der Theorie gestellt und diese Stellung blieb ihr fortan gewahrt. Auch Ricardo suchte vor allem nach einem Index des Tauschverhältnisses und seiner Veränderungen. Er fühlte wohl, daß, konsequent durchgeführt, der Gedankengang im VI. Kapitel des Wealth unfehlbar zu einem Zirkel führen müsse. Aber er stimmte gleichzeitig dem ersten Satz dieses Kapitels zu, daß in primitiven Verhältnissen, d. h. in Verhältnissen, in denen es keine angesammelten Kapitalien und kein Grundeigentum gibt, die in den einzelnen Gütern enthaltenen Arbeitsmengen das Tauschverhältnis bestimmen müßten, und untersuchte nun selbständig, wie sich die Sache für den Fall bestehender Kapitalansammlung und bestehenden Grundeigentums gestalte. Zunächst schaffte er sich zwei Schwierigkeiten aus dem Weg, die der verschiedenen Qualität der Arbeit — indem er darauf hinwies, daß die verschiedenen Arten von Arbeit sich bald in ein festes Wertverhältnis zueinandersetzen, so daß sie sich alle gleichsam auf eine „Normalarbeit" zurückführen lassen; ebenso behandelte er die Tatsache der unwirtschaftlichen, für den Tauschwert nicht entscheidenden Arbeitsverwendung, indem er auf die „nötige" oder „übliche" Arbeitsmenge (Marx' gesellschaftlich notwendige Arbeit) das Gewicht legte; beides im Anschluß an Smith — und die Schwierigkeit, die sich aus dem Vorhandensein eines zweiten ursprünglichen Produktionsfaktors ergibt, indem er im Grunde einen produktiven Dienst dieses Faktors nicht anerkennt und seiner Betrachtung im Prinzip jene Produktmengen zugrunde legt, für deren Produktion keine Rente gezahlt, also nur rentenloses Land verwendet wird, das nach seiner Auffassung stets vorhanden ist: Dadurch erreicht Ricardo, daß sein fundamentales Tauschgesetz, das das Tauschverhältnis zweier Waren gleichsetzt dem Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeit, durch die Tatsache des Mitwirkens eines andern Produktionsfaktors nicht berührt und gleichzeitig, daß das Verteilungsproblem wesentlich vereinfacht wird, weil es nun eine Produktmenge gibt, für die nicht drei sondern nur zwei Arten von Anspruchsberechtigten in Betracht kommen. Aber die Verwendung stehenden Kapitals bewirkt eine Deviation der Wertbildung und zwar aus zwei Gründen. Erstens wird eine Lohnveränderung die Preise jener Güter, bei deren Produktion verschieden aus konstantem und variablen [1]) Kapital zusammengesetztes Gesamtkapital verwendet wird, offenbar verschieden und nur die Preise jener Güter

[1]) Das sind Marxsche Ausdrücke; Ricardos termini fixed und circulating capital decken sich nicht damit, doch macht das für diejenigen Dinge, die hier überhaupt erörtert werden können, nicht viel aus. Ricardo würde außerdem Marx' Unterscheidung als die auch von

gleich affizieren, bei deren Produktion Kapitalien gleicher „organischer Zusammensetzung“ (Marx) verwendet werden, endlich nur die Preise jener Güter gar nicht, deren Produktionskapital dieselbe organische Zusammensetzung aufweist, wie das Produktionskapital des als Geld dienenden Guts. Zweitens bringt die Verwendung stehenden Kapitals eine Verlängerung des Produktionsprozesses mit sich, mithin, wie die Erfahrung lehrt, die Notwendigkeit einer Zinszahlung für längere Zeit und — da diese Zeit in den einzelnen Produktionszweigen verschieden ist — eine weitere Deviation vom ursprünglichen Tauschgesetz. Was ist nun aber dessen Bedeutung für das Verständnis der kapitalistischen Wirtschaft, wenn Ricardo selbst mit voller Klarheit einsieht, daß es nicht gilt? Er selbst beantwortet die Frage: Das ursprüngliche Tauschgesetz gilt trotzdem näherungsweise auch in der kapitalistischen Wirtschaft: Die Lohnbewegungen wirken nach ihm nur unbedeutend auf die Tauschverhältnisse der Waren im Vergleich mit deren großer Bestimmungsursache — der Veränderung der zur Produktion nötigen Arbeitsmenge. Eine Ware ferner, deren Produktion bei gleicher nötiger Arbeitsmenge eine doppelt solange Zeit erfordert als eine andere, muß wohl einen höhern Tauschwert haben als diese, — aber dessen ungeachtet könne doch im großen und ganzen als wahrscheinlich angenommen werden, daß zwei Warenmengen, die gleichviel kosten, auch gleichviel Arbeit enthalten. Obgleich Ricardo völlig anerkennt, daß der Tauschwert einer Ware sowohl von der Zeit, die die Produktion erfordert wie von der Arbeitsmenge abhängt [1]), so ist für ihn das letztere Moment doch das weitaus wichtigere und besonders, wenn es sich darum handelt, Veränderungen im Tauschwert zu erklären, das fast allein entscheidende. So verkörperte das ursprüngliche Tauschgesetz doch eine große Durchschnittstatsache, der gegenüber alle nicht darunter fallenden Tatsachen sich als Abweichungen von der Regel darstellen. Insofern sei die in den Gütern steckende Arbeitsmenge („real value“) immerhin ein Index ihres Tauschwerts — natürlich ist aber der Geldwert der Arbeitsmenge nicht etwa gleich diesem Tauschwert — und zugleich sein „Regulator“. Nicht aber seine Ursache. Das hat Ricardo nie behauptet und das Jugendessay Mills (Rezension über Baileys „Critical dissertation on the nature, measure and causes of value“ Westminster Rev. 1826) drückt das deutlich aus. Auf diesen Grundlagen ruhen viele wesentliche Resultate Ricardos. Zu ihrer Beurteilung muß man sich darüber klar sein, welche Fülle von Voraussetzungen dazu gehört, um dieses Bild des Wirtschaftsablaufs, das seinem eigenen Schöpfer nur einen von mehrern möglichen Fällen, wenn auch den wichtigsten, ganz zu erfassen schien, halten zu können. Dabei muß man drei Dinge unterscheiden. Erstens ob Ricardos Schema unter seinen eigenen Voraussetzungen in sich einwandfrei ist. Zweitens, ob die Behauptung Ricardos, daß die Abweichungen von seinem Schema tatsächlich von verhältnismäßig geringer Bedeutung sind, richtig ist. Und drittens, ob nicht, auch wenn die Wirklichkeit hoffnungslos von seinem ursprünglichen Tauschgesetz abweicht, es einen Sinn hat, dasselbe festzuhalten, etwa weil die Umstände, die die Andersartigkeit der Wirklichkeit begründen, an dem Grundprinzip der kapitalistischen Wirtschaft nichts ändern — in der Tat wäre es nicht von vornherein als eine Katastrophe zu betrachten, wenn die Resultate Ricardos nur unter der Voraussetzung gleicher organischer Kapital usammensetzung und gleichlanger Produktionsperioden in allen Produktionszweigen gelten würden: denn eine solche Volkswirtschaft wäre noch immer eine kapitalistische Volkswirtschaft mit allen charakteristischen Merkmalen einer solchen — oder weil sich jene Umstände und ihre Wirkungen nur vom Hintergrunde des ursprünglichen Tauschgesetzes aus erfassen und beurteilen ließen. Wir können diesen Punkt hier nicht näher diskutieren.

---

seinem Standpunkt richtigere anerkannt haben. Mit Recht legt Marx auf dieselbe (variables Kapital ist Lohnkapital) großes Gewicht.

[1]) Die Existenz andrer Preisbestimmungsgründe leugnet Ricardo nicht. Nur meint er, daß sie ja meist auf alle Preise gleichmäßig wirken, daher die „relativen Werte“ nicht allzusehr beeinflussen.

Dasselbe gilt nun für die prinzipiell gleiche Konstruktion Marx [1]). Und damit erledigt sich auch die Frage nach dem Verhältnis des Werts (= Geldausdruck der in einem Gut steckenden Arbeitsmenge) und des Preises (= Geldausdruck des Tauschwerts unter Berücksichtigung der Verschiedenheiten der Produktionsperioden und Kapitalzusammensetzungen), die oft behandelte Frage der „Diskrepanz" oder des

[1]) Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit eine gründliche Analyse von Marx' Lebenswerk zu geben. Diese Note soll nur das für uns Wichtigste bringen. Wir können hier nicht von den Dingen sprechen, in denen seine Hauptbedeutung liegt, von der gewaltigen Kraft, mit der er ein Ideenarsenal für eine politische Richtung und ein Heer unmittelbar verwendbarer Schlagworte von großartiger Wirksamkeit schuf, von der weißglühenden Leidenschaft, die Parteigenossen und Gegner faszinierte, von dem Prophetenton, der sein Werk zu etwas Einzigartigem macht. Das vor allem erklärt seinen Erfolg und hob die Diskussion seines Gebäudes aus dem Rahmen einfacher Wissenschaft heraus. Wir sehen in Deutschland eine Schar wohlgedrillter Federn mit dem Eifer religiöser Orthodoxie in seinem Dienst. Der Gegner erscheint den Jüngern ipso facto als Frevler, dessen Niedertracht nur noch von seiner kaum glaublichen Beschränktheit übertroffen wird. Nach jedem Einzelkampf verkünden die Getreuen ein Siegesbulletin, jedes Gegenargument wird mit Hohngelächter aufgenommen. Und doch wäre es ungerecht, wenn man daraus prinzipiell auf Unwissenschaftlichkeit des Marxschen Werks schließen oder glauben wollte, daß sich sein Gedanke einfach von seinen politischen Zielen leiten läßt. Freilich schreit und gestikuliert der Agitator auf jeder Seite seines Werks, aber unter dieser Form liegt gründliche wissenschaftliche Arbeit; wohl ist mancher praktische Schluß etwas gewaltsam gewonnen, aber das berührt nicht den Kern seiner Lehren; wohl ist endlich seine Polemik gröblich unfair, aber Verdächtigungen und Schmähungen umhüllen meist ein bestimmtes Argument reinwissenschaftlichen Charakters.

Nur als sorgfältige, auf umfassendem Wissen beruhende Arbeit kommt also sein Werk hier in Betracht. Man hat sich mit der Vorliebe des nationalökonomischen Kritikers für philosophische Beziehungen und Einflüsse viel mit Marx' Verhältnis zu Hegel beschäftigt, wohl auch aus diesem Grund in Marx' Methode etwas Besonderes gesehen. Wenn Marx in der Tat aus metaphysischen Spekulationen materielle Gedankenelemente oder auch nur die Methode erborgt hätte, so wäre er ein armer Schächer, nicht wert ernstgenommen zu werden. Aber er hat es nicht getan. Er selbst sagt uns in der Einleitung zur zweiten Auflage des ersten Bandes wie es sich damit verhält: Kein metaphysischer Obersatz, nur — richtige oder falsche — Tatsachenbeobachtung und Analyse hat ihn in seiner Werkstatt beschäftigt. Nur hatte er eine Vorliebe für die ja so ansteckende Ausdrucksweise Hegels akquiriert und er ließ dieser Neigung bei der Darstellung die Zügel schießen. Für seinen Erfolg war das nicht bedeutungslos. Ohne das philosophische Gewand, ohne das dem Andächtigen so sympathische Dunkel mancher Phrasen hätte er nicht so wirken, nicht jene charakteristische Weihe erhalten können. Aber für den Kern seines Gedankengangs ist dieses Kleid gleichgültig und leicht ließe sich dieser mit andern philosophischen Münzen behängen. Daß aber Marx sich nicht etwa täuschte und daß die Sache auch tatsächlich so steht, sehen wir aus der Tatsache, daß alle seine positiven Resultate auf andere u. zw. nationalökonomische Quellen zurückgehen. Der Hegelianer mag sich über die „dialektische Methode" Marx', die aus der Begriffsentwicklung die tatsächliche Entwicklung erkläre, freuen, der Antihegelianer mag in ihr einen Mangel sehen. Das Wesen der Sache berührt sie nicht. Ebensowenig war Marx' Methode „historisch", wie Engels sagt. Denn das einzige Moment, das diese Behauptung stützen könnte, die Unterscheidung verschiedener Entwicklungsstufen, in denen — aber nur zum Teile — verschiedene „Gesetze" gelten, teilt Marx mit allen Klassikern, wenn diese auch darauf weniger Gewicht legten. Auch eine besondere „objektive Methode" hat Marx nicht. Denn eine solche gibt es überhaupt nicht — sie ist im Grunde nur Phrase: In jedem ökonomischen Gedankengang kommen „objektive", in jedem — und auch bei Marx — subjektive Momente vor. Soweit es geht, greift jeder Nationalökonom nach den erstern, das Unglück ist nur, daß man damit nicht immer sein Auslangen finden kann.

Im Werke des Forschers Marx ist ein soziologischer und ein ökonomischer Teil zu unterscheiden — so unsympathisch eine solche Trennung auch dem Jünger sein mag. Die pièce de resistance der Marxschen Soziologie ist die ökonomische Geschichtsauffassung, jener große Gedanke, der vielen als der erfolgreichste Schritt nach einem wissenschaftlichen Erfassen historischen Geschehens hin erschien und noch erscheint. Marx' Verdienst dürfte von den Prioritätsansprüchen anderer wenig zu fürchten haben, wenn auch mehr von dem Umstand, daß nur in seiner scharfen Fassung des Zusammenhangs zwischen den Produktionsverhältnissen und der sozialen Organisation etwas Neues lag und gerade diese scharfe Fassung — namentlich die kausale Betonung der Produktionsverhältnisse — sich nicht auf die Dauer bewährte: Wenn aber die ökonomische Geschichtsauffassung ihren Platz unter andern Momenten einnehmen muß, so ist es wieder nichts mit einer allgemeinen Geschichtstheorie und die Detailforschung erhält wieder das Wort. Der Größe des Versuchs und seiner Bedeutung als Markstein am wissenschaftlichen Weg tut das keinen Eintrag.

„Widerspruchs“ zwischen dem I. Band des Kapitals, in dem der erstere Gesichtspunkt, und dem III. Bande, in dem der letztere herrscht. Es dürfte weder subjektiv noch objektiv ein eigentlicher Widerspruch bestehen, obgleich Marx an verschiedenen Stellen seines ja lebenslangen wissenschaftlichen Weges über die Größe der Entfernung zwischen dem ursprünglichen Tauschgesetz und der wirklichen kapita-

---

Für uns handelt es sich um den Nationalökonomen Marx. Wenn wir seine Grundlagen festzustellen suchen, so sind wir uns bewußt, daß seine subjektive Originalität ganz so stark ist als die irgend jemands. Nur dem sagen seine Vorgänger soviel wie ihm, der aus gleichem Metall gegossen ist und die Elemente ihrer Leistungen schon in sich selbst hat. Man kann Marx nur in jenem Sinn Originalität absprechen, in dem man sie jedem absprechen kann. Und er hatte nicht nur Originalität, sondern auch sonst wissenschaftliches Talent von höchster Ordnung. Ein Gedanke wie der, daß das moderne Zinseinkommen wesensgleich sei mit der Rente des feudalen Grundherrn, stempelt — ob richtig oder falsch — den, der ihn hat, zum wissenschaftlichen Talent, auch wenn er nie einen zweiten Gedanken gehabt hätte. Die theoretische Analyse war ihm tiefes Bedürfnis und nie konnte er sich in ihrem Detail genugtun. Auch das trägt zur Erklärung seines Erfolgs in Deutschland bei. Zur Zeit, wo sein erster Band erschien, gab es da niemand, der sich mit ihm hätte messen können, weder in Kraft noch in theoretischem Wissen. Und noch heute kann jeder Lehrer an der Ueberlegenheit jener Studenten, die sich an ihm gebildet haben, über jene ohne theoretische Interessen sehen, wie schulend die Vertrautheit mit einem theoretischen System — was immer sonst seine Vorzüge oder Mängel sein mögen — wirkt. So mußte Marx zum Lehrer auch vieler Nichtsozialisten werden. Allerdings traf er nicht überall auf tieferes Verständnis gerade des wissenschaftlichen Kernes seines Werks.

Dieser wissenschaftliche Kern beruht — worauf im Texte das Hauptgewicht gelegt ist — auf Ricardo. Die Verwandtschaft träte noch stärker hervor, wenn Marx nicht auf nebensächliche Abweichungen oft ein ungebührliches Gewicht gelegt und in manchen Punkten mehr scheinbar als wirklich abweichende Formulierungen adoptiert hätte. Das physiokratische System hat mehr einen starken Gesamteindruck auf ihn gemacht, als ihn im einzelnen bestimmt. Aber eine Richtung in der englischen Literatur, die etwas abseits steht, hat ihm sehr viel geboten, die Literatur des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag, die nach Smith (über die Entwicklung von Smith an vgl. Marx selbst in den Theorien über den Mehrwert, Bd. I; A. Menger l. c. und G. Adler, Einleitung zum 4. Heft der „Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik“) eine mehr und mehr „fachökonomische“ Form annahm. Hierher gehören Ch. Hall (The effects of civilisation on the people in European states 1805) und dann eine Reihe von Autoren im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh.: Anon, The source and remedy of the national difficulties . . . 1821; P. Ravenstone, A few doubts as to the correctness of some opinions . . . 1821; W. Thompson, An inquiry into the principles of the distribution of wealth most conductive to human happiness 1824 (in mancher Beziehung ein Nachfolger R. Owens, der ebenfalls hierher gehört, aber ökonomisch sehr viel gründlicher als dieser); R. Hodgskin, Popular political economy 1827 u. a.; Bray, Labours wrongs and labours remedy 1839. Bei allen diesen Autoren gewinnt die Arbeitswerttheorie eine besondre Bedeutung, die man weder in Smith noch in Ricardo suchen darf: die Bedeutung einer ethischen Norm und sodann die für uns wichtigere Bedeutung, daß die Arbeit den Wert schaffe, der einzige Grund des Wertphänomens sei. Die Begründung dafür ist sehr mangelhaft, oft fehlt jeder Versuch dazu — ist es doch ein alter Völkergedanke, nicht eine wissenschaftliche Erkenntnis, was sich da an die Nationalökonomie herandrängt. Dieser Einfluß begründet immerhin einen Unterschied in der Auffassung des Wertphänomens bei Ricardo und bei Marx. Und alle jene Autoren erklären mit mehr oder weniger Einschränkungen, Zins und Rente als Raub am Lohn, wenn auch in verschiedener Weise. Diesen Gedanken übernahm Marx nicht. Bei ihm, wie bei Rodbertus erhält ja der Arbeiter den Wert seiner Arbeitskraft. Aber trotzdem liegt hier die Wurzel des Gedankens vom Mehrwert und von der Mehrarbeit, die Marx nur in einer andern Weise gefaßt und erklärt hat.

Diesen Gedanken finden wir auch bei St. Simon. Aber mehr Anregungen und Problemstellungen empfing Marx von dem von ihm so schlecht behandelten Proudhon. Gewiß ist dieser als nationalökonomischer Theoretiker nicht hoch zu stellen. Sein système des contradictions économiques ou philosophie de la misère (1846), seine organisation du crédit (1848) und sein Interêt et principal (1850) wimmeln von schlechten Beobachtungen und groben Fehlschlüssen. Aber eine Beziehung ist unverkennbar und Marx' gegen ihn gerichtete Schrift „Misère de la philosophie“ involviert eine große Ungerechtigkeit. Sein Satz „travailler c'est produire de rien“ (in der Solution du problème social), seine Argumentation gegen die Produktivität des Kapitals und des Bodens — daß sie nämlich ohne Arbeit nichts hervorbringen — führen ihn schlecht und recht zu dem Resultate, daß Grundherrn und Kapitalisten sich ohne Gegenleistung einen Teil des Arbeitsprodukts aneignen u. zw. in der Weise, daß im Lohnkampf der Arbeiter soviel erhält, als er für sich allein produzieren könnte, während aller auf die Kooperation zurückzuführende Ueberschuß Grundherrn und Kapitalisten zufällt. Das ist

listischen Preisbildung verschieden gedacht haben mag — übrigens ganz ähnlich wie Ricardo, der auch erst nach und nach und unter dem Einfluß erhobener Einwendungen zu einer geringeren Meinung von der Wirklichkeitstreue des ursprünglichen Tauschgesetzes kam, wie sich das in den kaum merklichen, aber doch sehr bezeichnenden Veränderungen des Textes seiner ersten Auflage und in seinen Briefen zeigt. Auch beantwortet sich so die Frage, inwiefern Marx dem ursprünglichen Tauschgesetz „historische" Bedeutung beigemessen habe — nämlich ganz so wie Ricardo — und inwiefern er darin eine Abstraktion sah. Im einzelnen bestehen gewiß Unterschiede zwischen beiden: Marx hat den Gedanken Ricardos auszuführen und zu vervollkommnen gesucht. Er hat versucht, die Rolle der Arbeit tiefer zu begründen und zu analysieren — so durch seine Unterscheidung von Arbeitskraft und Arbeitsleistung usw. — aber diese und andere Momente sind von verhältnismäßig geringer Bedeutung.

Nur in einem Punkt besteht hier eine wesentliche Differenz zwischen Marx und Ricardo. Ricardo sagt einfach: Wenn zwei Unternehmer je 100 Arbeiter ein Jahr lang beschäftigen, der eine, um Endprodukte, der andere um eine Maschine zu erzeugen, und wenn im zweiten Jahre der erste dasselbe tut, der letztere mit der — sich dabei völlig vernützenden — Maschine nunmehr Endprodukte erzeugt, so steckt in beider zweijährigem Produkt gleichviel Arbeit. Weil aber der erstere sein erstjähriges Produkt am Ende des ersten Jahres verkaufen konnte, der zweite aber nicht, so müsse sich offenbar das im ersten Jahre aufgewendete Kapital des zweiten Unternehmers auch während des zweiten Jahres verzinsen — und folgeweise das Endprodukt des zweiten Unternehmers mehr als doppelt soviel einbringen, wie das Jahresprodukt des ersten. Bei Marx verzinst sich aber die Maschine während des zweiten Jahres nicht automatisch weiter — der Profit des ersten Jahres ist allerdings in ihrem Wert bereits enthalten, — sondern es erscheint ihm erst als ein Problem, wie das konstante Kapital zu einem solchen höhern Wert kommt und er schlägt denselben nicht einfach seinem „Arbeitswert" neu hinzu, sondern er untersucht, an der sich aus dem ursprünglichen Wertgesetz ergebenden Wertungsregel als Ausgangspunkt festhaltend, wie die Tendenz zur Gewinnausgleichung diese Regel abändert und in unserem Beispiel den Gesamtgewinn beider Unternehmer so verteilt, daß Gleichheit der Profitrate pro Kapital- und Zeiteinheit sich ergibt. Ricardo erscheint also die ungleiche Verlängerung der Produktionsperiode durch Verwendung kon-

---

nicht Marx' Gedankengang; das steht auch tief unter Marx; aber das ist doch eine eigentliche Mehrwerttheorie im Marxschen Sinn. Sie mag nicht als Folie gedient haben, aber sie hätte als solche dienen können.

Doch bezieht sich das alles nur auf die theoretischen Grundlagen von Marx. Was er darangefügt hat, ist zum Teile, wie z. B. seine Theorie von der Reservearmee, aus der Kritik des Vorhandenen hervorgegangen, zum Teil ganz selbständig. Aber vor allem ist der große Zug selbständig, mit dem Marx seine Theorie in weite soziologische Zusammenhänge gestellt hat. — Marx' Erfolg war nur in Deutschland groß und nachhaltig. In England hat er nur eine kleine Gefolgschaft gehabt, die bald zerfiel (wichtigstes Werk: Hyndman, Economics of Socialism 1896). In Frankreich und in Italien hat wohl sein praktisches Programm und manches Schlagwort, aber sehr wenig seine eigentlich wissenschaftliche Leistung gewirkt — und auch da wurde, und wird namentlich, mehr der Soziologe als der Nationalökonom Marx geschätzt (vgl. für Italien: Michels: Il Marxismo in Italia 1909; in mancher Beziehung ist Loria als Anhänger Marx' zu bezeichnen). Die kritische und die apologetische Literatur des Marxismus ist sehr reichhaltig. Aber die wenigsten Kritiker — mehr die Apologeten — dringen in das Innere seines Gebäudes ein: Wie sonst, so wirkt auch hier das Interesse an den politischen Thesen, am Grundton, auch an der Soziologie ablenkend. Von ganz oder zum Teil der Theorie Marx' gewidmeten Kritiken seien genannt: v. Böhm-Bawerk, Zum Abschluß des Marxschen Systems (Knies-Festgabe 1896) und in: Gesch. und Kritik der Kapitalzinstheorien, v. Bortkiewicz, Wertrechnung und Preisrechnung im Marxschen System (Archiv f. Sozialw. u. Sozialpol. 1906 ff.) und in Conrads Jahrb., dritte Folge, Bd. 34; K. Diehl, Sozialw. Erläuterungen . . .; v. Komorzynski in der Zeitschr. f. Volksw., Sozialp. u. Verw. 1897; Lexis in Conrads Jahrb., Bd. 11; Lange in Conrads Jahrb. dritte Folge, Bd. 14; Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus 1905.

stanten Kapitals einfach als eine Ursache der Deviation der Preise von dem Arbeitswertgesetz infolge der Notwendigkeit auf länger verwendetes Kapital mehr Zins zu zahlen. Marx hingegen faßt den hier potentiell enthaltenen Gedanken kräftig an und betont, daß dieses Plus an Zins nur durch das Spiel des Gesetzes der gleichen Profitrate andern Kapitalisten entzogen wird, während man bei Ricardo noch glauben kann, daß es neu zur volkswirtschaftlichen Gesamtmenge des Zinses hinzuträte. Nicht die Werte werden also nach Marx durch die Tendenz zur Gewinnausgleichung verändert, sondern nur die Preise. Die letzteren sind für ihn nicht einfach Ausdrücke der ersteren, sondern der Prozeß der Preisbildung verschiebt die Resultate der Wertbildung. —

Diese Werttheorie Ricardos fand sehr bald Widerspruch und es entspann sich schon damals eine Wertkontroverse, an der auf der einen Seite vor allem Ricardo und de Quincey, auf der anderen vor allem Bailey, Malthus und Say teilnahmen. Hier also stießen die erwähnten zwei „Richtungen" zuerst zusammen. Dabei handelte es sich um zwei Dinge. Erstens um das Moment des Gebrauchswerts, das in Bailey und Say seine Kämpfer fand. Ricardo lehnte dasselbe mit der sehr alten Begründung ab [1]), daß die Wertlosigkeit sehr nützlicher Dinge seine Irrelevanz beweise. was u. a. auch die heute oft in Abrede gestellte Tatsache außer Zweifel setzt, daß Ricardo — und selbst noch Cairnes gegenüber Jevons — das Moment des Gebrauchswertes nicht wegen seiner „Selbstverständlichkeit" beiseite geschoben hat, sondern daß er nicht sah, wie man daraus den Tauschwert ableiten könne. Say vertrat seinen Standpunkt nicht glücklich und hat den entscheidenden Punkt nicht erfaßt, aber er erkannte doch die fundamentale Bedeutung des Gebrauchswerts und die Unmöglichkeit, die Produktionskosten als Ursache des Preises zu betrachten. Sodann aber handelte es sich — und besonders zwischen Ricardo und Malthus — um die Bedeutung von Angebot und Nachfrage. Und auch hier ist wiederum charakteristisch, daß für Ricardo — und ebenso dann für Marx — nicht etwa die Leere der Formel von Angebot und Nachfrage das Entscheidende war, sondern daß er sie zunächst für unvereinbar mit seiner Auffassung hielt (vgl. z. B. Briefe an Malthus S. 148). Trotzdem gewann die Formel immer mehr an Einfluß namentlich im Zusammenhang mit der Theorie der internationalen Werte, die überhaupt als ein Vorläufer späterer Tendenzen zu betrachten ist. Diese Theorie hat sich langsam aus der Freihandeldiskussion entwickelt. Lange Zeit hatte man sich mit den bekannten allgemeinen Argumenten für den Freihandel begnügt, ohne tiefer auf die Untersuchung seiner Wirkungen auf die Wert- und Preissysteme der beteiligten Nationen einzugehen. So finden wir noch bei Hume keine klare Erfassung des Satzes, daß sich Ein- und Ausfuhr gegenseitig bedingen und ins Gleichgewicht stellen müssen, noch bei Smith keinen Versuch, die unmittelbaren Vorteile des internationalen Handels für den Befriedigungszustand der Beteiligten exakt zu erfassen. Erst die Folgezeit bringt die entscheidenden Schritte: Fosters (Principle of Commercial Exchanges 1804) klare und definitive Unterscheidung zwischen Handels- und Zahlungsbilanz, Torrens' (The Economists refuted 1808) Formulierung des Prinzips der internationalen Arbeitsteilung und der Art, wie sich der Gesamtgewinn auf die beteiligten Nationen verteilt. Die Theorie der internationalen Werte ausgebildet, auf das Prinzip der vergleichsweisen Kosten basiert, damit ein- für allemal das theoretische Rüstzeug zur Behandlung dieser Frage geschaffen und namentlich gezeigt zu haben, daß auch bei allseitiger absoluter Ueberlegenheit des einen Landes über das andre, das letztre nicht ohne weiteres niederkonkurriert wird, sondern ebenfalls einen bestimmten Vorteil erzielt, ist das Verdienst Ricardos, der auch die korrespondierenden Geldbewegungen in für lange Zeit klassischer Weise beschrieb. Die unmittelbaren

[1]) Die Diskrepanz zwischen Höhe des Tauschwerts und Wohlfahrtsbedeutung eines Guts bildet die wesentliche „contradiction économique" Proudhons. Er meint, daß darin ein für die kapitalistische Wirtschaft notwendig tötlicher Widerspruch liege. Von B. Hildebrand wurde dieser „Widerspruch" sehr hübsch gelöst.

Nachfolger Ricardos haben nichts hinzugefügt und auch John St. Mill kam nicht wesentlich über Ricardo hinaus, ja sein hauptsächlichster Beitrag ist nicht sehr wertvoll und in manchen Einzelpunkten ist seine Darstellung weniger korrekt als die Ricardos. Auf gleichhoher Stufe steht Cherbuliez. Einen Fortschritt hat Hermann aufzuweisen, der gegen Nebenius zeigte, daß nur durch Kapitalwanderungen eine Gleichheit zwischen den Profitraten verschiedener Länder hergestellt werden kann, und der auch bezüglich der Geldbewegungen lange vor Goschen wesentliche Korrekturen an Ricardo anbrachte, und Hagen, der die immer gefühlte, aber vor ihm nie begriffene Tatsache erklärte, daß kleine Zölle auch unter den Voraussetzungen der Freihandelstheorie einem der beteiligten Länder Gewinn bringen können. Auch v. Mangoldts Darstellung mag erwähnt werden. Ein weiterer Fortschritt ist Cairnes zu verdanken, der die Betrachtungsweise der Theorie der internationalen Wertbildung auch auf die Theorie der nationalen Werte anwandte, nämlich auf jene Fälle, in denen auch innerhalb eines Landes von völlig freier „Beweglichkeit" von Kapital und Arbeit nicht gesprochen werden kann. Die neueste Darstellung der klassischen Theorie des Gegenstandes ist von Bastable (Theory of international Trade 1903) und eine Reihe neuer Resultate, die nicht aufgezählt werden können, verdanken wir, wie gleich hinzugefügt werden mag, A. Marshall (ein privat gedrucktes Memoir 1875, aus dem Resultate in Pantaleonis Teoria dell economia politica pura und in Cunynghames Geometrical method of Political Economy 1904 publiziert wurden), Auspitz und Lieben (Untersuchungen über die Theorie des Preises 1888) und vor allem Edgeworth (Econ. Journal IV.). Zwei originelle, aber nicht durchaus glückliche Versuche die Theorie zu verbessern unternahmen Cournot (Principes mathématiques de la Théorie des richesses 1836) und Sidgwick [1]).

Die Bedeutung dieser Theorie für die Wert- und Preislehre lag nun darin, daß bei der internationalen Wertbildung ein andrer Bestimmungsgrund als die Intensität der beiderseitigen Nachfrage schlechthin fehlt, obgleich sich trotzdem auch hier „natürliche" oder Gleichgewichtspreise herausstellen. Diese Theorie mußte schließlich, wenn man sie nur durchdachte und ihren Grundgedanken wirklich erfaßte, auf das Unbefriedigende der Ricardianischen Auffassung aufmerksam machen. Die entscheidenden Schritte in einer neuen Richtung machte John St. Mill. Er erkannte zunächst, daß die durch die Formel von Angebot und Nachfrage bezeichnete Art der Preisbildung allgemeingültig sei und das ursprüngliche Tauschgesetz als einen speziellen Fall umfasse. Dann aber beschränkte er dieses letztere — seinen eigentlichen Sinn ganz verändernd — auf eine Hervorhebung eines wichtigen Kostenelements und ließ dabei das Moment der Arbeitsmenge gegen das Moment der Lohnsumme zurücktreten. Und schließlich stellte er überhaupt den Gesichtspunkt des Unternehmers bei der Behandlung der Produktionskosten in den Vordergrund — so daß in seiner Hand die Arbeitstheorie des Werts und Preises in die Produktionskostentheorie einmündete, also im Wesen eine Auffassung, deren Unzulänglichkeit Ricardo zu seiner ganzen Analyse veranlaßt hatte. Natürlich war die erstere aber jetzt nicht haltbarer wie früher: Sie bedeutete nun lediglich ein Aufgeben des Grundgedankens Ricardos und war im übrigen eine Mittelstellung zwischen Tür und Angel, die sich auf die Dauer nicht verteidigen ließ. Ein Schritt weiter mußte zur Gebrauchswerttheorie des Preises führen und jene Autoren, die später vom Standpunkt dieser Produktionskostentheorie gegen die Gebrauchswerttheorie auftraten, mußten bald einsehen, daß sie auf einem verlorenen Posten standen. Die andere Alternative war,

[1]) Bastiat war einer der energischsten Kämpfer für den Freihandel. Der Theorie des Gegenstands aber hat er nichts hinzugefügt. Aber F. List hat mit seinem Argument vom „Erziehungszoll" zum mindesten ein populäres Schlagwort des Tages zur Anerkennung in der Wissenschaft verholfen. Wir finden es dann auch bei John St. Mill und Du Mesnil-Marigny (l'économie politique devenue science exacte, 1859). Bei letzterem treten auch die Listschen Gedanken von der Notwendigkeit einer nationalen Volkswirtschaft, die den physischen und sozialen Bedingungen der nationalen Existenz entspricht, hervor.

in der empirisch gegebenen Masse der Produktionskosten nach einem vom Gebrauchswert unabhängigen Moment zu suchen. Auch dieser Weg wurde betreten. Er führte zu der einzigen nach Mill noch von Autoren von Rang vertretenen Kostentheorie, nämlich jener, die das Kostenphänomen auf das Moment der Arbeitsunlust und der Genußenthaltung stützt [1]). Darauf kommen wir noch zurück.

11. Wie gesagt war die Verteilungstheorie für die Klassiker weitaus das wichtigste Problem und zwar die verhältnismäßige Verteilung eines im übrigen als gegeben betrachteten Sozialprodukts, dessen absolute Größe und absolute Veränderungen nur nebenbei — und fast niemals als abhängig auch von der Art der Verteilung — ins Auge gefaßt wurden. Um die Größe des erreichten Fortschrittes zu verstehen, muß man die Verteilungstheorie Smith mit all ihrer populären Flüchtigkeit zur Folie nehmen. Wir können das nur andeutungsweise tun und wenden uns, obgleich so manche Grundzüge verwischt werden, den Theorien der drei, bzw. vier, Einkommenszweige zu.

In der Rentenlehre finden wir zunächst noch Spuren der alten Popularauffassung, daß die Grundrente einfach daher komme, daß auf dem Boden etwas wächst, daß die Grundrente eine „Gabe der Natur" sei. So bei dem sonst auf ganz anderm Standpunkt stehenden Malthus (An Inquiry into the nature and progress of rent 1815) [2]). Schon A. Smith jedoch trug einen wirklichen Erklärungsversuch vor, nämlich den Gedanken, daß, weil der Boden kein Produkt sei, mithin keine Produktionskosten habe, sich der Umstand, daß Bodenleistungen ein Preis haben nur durch ein „Bodenmonopol" erklären lassen könne. Der beste Vertreter dieses Gedankens, der, obgleich er lediglich auf ungenügender Erfassung des Wesens des Monopols beruht, sich in der klassischen Literatur noch oft, so bei Senior, bemerkbar machte und auch heute noch eine ganze Anzahl von Vertretern hat, ist Th. P. Thompson (The true theory of rent 1826. Das Verdienst der Arbeit liegt in der Ricardokritik). Eine dritte Rentenerklärung gibt die allgemeine Theorie der „produktiven Dienste" und ist daher wesentlich an den Namen Says zu knüpfen. Hierher gehört auch Hermann, dessen Auffassung aller sachlicher Produktionsgüter als eines Fonds, dessen Nutzungen ohne Verbrauch seiner Substanz in die Produkte übergehen, so daß die Preise dieser Nutzungen Reineinkommen bilden, sich gerade bei der Grundrente bewährte und der mit seiner Zusammenfassung von Rente und Zins als wesensgleich und nur durch ihre Rechenform unterschieden, ein Vorläufer einer ganzen Reihe späterer ist, unter denen mehrere moderne Amerikaner (Clark, Fisher, Fetter) hervorgehoben sein mögen. Diese Theorie, die um so mehr an Einfluß gewann je mehr man auf eigentliche Erklärung des Wesens im Gegensatz zur bloßen Größe der Einkommenszweige und auf eine einheitliche Verteilungstheorie Wert legen lernte, erklärt also die Grundrente wie alle andern Einkommen aus der rein ökonomischen produktiven Rolle des Produktionsfaktors Boden. Anders eine vierte Theorie, die von Autoren vorgetragen wurde, die den Gedanken der produktiven Dienste ebenfalls zur Grundlage nahmen, aber im Falle der Grundrente dem „Dienste" des Bodens eine angebliche Kapital- und Arbeitsaufwendung des Grund-

[1]) Wir müßten eigentlich noch anderer Kostentheorien gedenken mit Rücksicht darauf, daß ein wesentlicher Teil des Bilds der ökonomischen Wirklichkeit von der Stellung seines Autors zum Kostenphänomen abhängt. Allein wir müssen uns beschränken. Die Reproduktionskostentheorie (Carey, Ferrara, Dühring) wäre u. a. zu nennen. An sich bedeutet sie wenig mehr als die Betonung eines allen Kostentheorien eigenen Moments: Sicher sind niemals die aufgewendeten Kosten, sondern die im Falle weiterer Erzeugung aufzuwendenden für den Tauschwert bestimmend. Aber immerhin führt die Reproduktionskostentheorie zu manchen besonderen Resultaten. Bastiat ferner ersetzte das Moment der aufgewendeten Kosten durch das Moment der dem Käufer ersparten eigenen Produktionskosten. Diese ersparten Kosten messen bei ihm den dem Käufer erwiesenen „Dienst".

[2]) Der auch noch einen anderen Erklärungsgrund anzuführen hat: Die landwirtschaftliche Produktion schaffe sich gleichsam selbst ihre Nachfrage, weil jede Ausdehnung eine Bevölkerungsvermehrung zur Folge habe — ein ganz verfehlter Gedanke, der denn auch zu Boden fiel.

herrn substituierten, so daß die Grundrente als Zins und Lohn erschien, wie Carey und in seinem Gefolge Ferrara [1]). Aber viel wichtiger ist jene Theorie, die zuerst von Anderson (1777) und dann von West (1815) und Malthus (1815) formuliert, aber in ihrer ganzen Bedeutung von Ricardo erkannt, dann von Thünen übernommen worden ist — die Differenzialtheorie der Rente. In ihrer tiefsten Bedeutung ist sie die Kehrseite der Ricardianischen Werttheorie. Sie soll die Frage beantworten: Wie kann die Arbeitsmenge ein Index der Tauschverhältnisse sein, wenn in den Gütern ungleiche „Mengen von Boden" enthalten sind? Und diese Frage wird beantwortet, indem man zunächst die Gültigkeit des Tauschgesetzes für die auf rentenlosem — also am schlechtesten, als freies Gut betrachteten — Boden erzeugten Produkte feststellt und nachweist, daß die zu ihrer Erzeugung nötige Arbeit allgemein preisbestimmend sein muß, da sie für einen geringern Preis nicht erzeugt würden, gleichzeitig aber gleiche Mengen derselben Ware nicht verschiedene Preise haben können. Deshalb müssen die Tauschwerte aller unter andern als den ungünstigsten Verhältnissen erzeugten Produktmengen einen Ueberschuß über die durch den Arbeitsindex gegebene Höhe enthalten und insoweit wohl vom ursprünglichen Tauschgesetz abweichen. Aber diese Abweichung hebt das letztere nicht auf, weil trotzdem der Tauschwert der Bodenprodukte der in einem Teile derselben enthaltenen Arbeitsmenge proportional bleibt. Diese Abweichung beeinflußt ferner Lohn und Profit nicht, weil die Konkurrenz unter Arbeitern und Kapitalisten jenen Ueberschuß dem Grundherrn zuschwemmt. Was daher wie eine leibhaftige Widerlegung des Tauschgesetzes aussah, läßt sich nicht nur unschädlich machen, sondern sogar noch zu einer besondern Spezialleistung verwenden, wenn auch nur mit Hilfe eines speziellen Moments, des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag. Man unterschied sofort drei „Rentenfälle": Die Rente des Bodens höherer Fruchtbarkeit, die Rente der intramarginalen — d. h. der letzten wirtschaftlich noch möglichen vorhergehenden — Arbeits- und Kapitalaufwendung („Dose") und, worin eine erste Verallgemeinerung des Gesetzes vom abnehmenden „Boden"ertrag lag, die von Thünen besonders hervorgehobene, wenngleich schon Ricardo bekannte, Rente der Lage, welche später auch für die Behandlung der städtischen Grundrente Verwendung fand. Bei der Beurteilung dieser Theorie sind vier Dinge auseinanderzuhalten: Ihr absoluter Erkenntniswert, ihre Bedeutung für das klassische System, ihre historische Bedeutung für die Entwicklung des ökonomischen Denkens und der Wert einzelner Erkenntnisse, die die Klassiker aus ihr gewannen oder doch in ihrem Gewande darstellten. Der absolute Erkenntniswert dieser Theorie ist gering. Nicht nur, daß mehrere begründete — und einige unbegründete (Carey) — Einwände sich sofort geltend machten und eine bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Diskussion schwere Mängel nachgewiesen hat — vor allem erklärt sie nichts: Sie ist eine rein formale Maschine zur Exstirpierung der Rente aus den Tauschvorgängen. Nichts andres sollte sie wohl für Ricardo sein. Allein in dieser Eigenschaft war sie für die Klassiker von fundamentaler Bedeutung. Mit Behagen heben J. Mill, Senior, Mc. Culloch u. a. bei der Behandlung des Verteilungsproblems immer wieder hervor, daß die Rente dabei ausscheide, „extraneous", „extrinsic" usw. sei, so daß der springende Punkt lediglich in der Aufteilung zwischen Lohn und Profit liege. Für die Entwicklung der Wissenschaft gab diese Rententheorie lange einen festen Halt und, soweit sie nachgab, ein Diskussionsthema ab, an dem sich sehr Vieles klarstellen ließ. Was den vierten Punkt betrifft, so haben die Klassiker im speziellen Fall der Rente zuerst mit prinzipieller Klarheit erkannt, daß die Einkommen im Prinzip nie Ursache, sondern stets nur Folge der Produktpreise [2]) sind, und daß ein völliges Wegfallen der erstern

---

[1]) B a s t i a t s Stellung zum Grundrentenproblem charakterisiert man wohl am besten durch den Satz, daß er das Bestehen einer r e i n e n Grundrente überhaupt leugnet.

[2]) Diese Erkenntnis wurde später verallgemeinert. Aber ehe man das konsequent tat, unterschieden viele Autoren zwischen „preisbestimmenden" und „vom Preise bestimmten" Einkommenselementen — eine wenig glänzende Mittelstellung.

die letztern nur in einer sekundären Weise beeinflussen würde. Auch sonst noch hing eine Menge praktischer Einsicht und richtiger Beobachtung an dem unvollkommenen Gerüst.

Es seien nun einige der wichtigsten Weiterbildungen der Ricardianischen — denn so verdient sie trotz aller Bedenken genannt zu werden — Grundrententheorie erwähnt. Vor allem verallgemeinerte man das Schema dieser Theorie, die Darstellungsweise von Erträgen als Ueberschüssen über einen Grenzertrag: Wie nach Ricardo auf einen gegebenen Boden fortschreitend immer weitere Dosen von Kapital und Arbeit aufgewendet wurden, so kann man sich ohne besondere Gezwungenheit auch vorstellen, daß auf eine gegebene Menge von Kapital fortschreitend gleichgroße Dosen von Arbeit und Boden aufgewendet und daß einer gegebenen Arbeiterzahl fortschreitend gleichgroße Dosen Kapital und Boden übergeben werden, so daß dann Kapitalzins wie Arbeitslohn in Rentenform erscheinen. Natürlich zeigt gerade die Möglichkeit dieser Verallgemeinerung den geringen Wert der ganzen Betrachtungsweise als Spezialtheorie der Grundrente, aber das ändert nichts daran, daß sie sich für manche Zwecke als fruchtbar erwies. Dogmenhistorisch interessant ist sie besonders als einer der Wege, die vom klassischen System notwendig zu andern Auffassungen hinüberleiten mußten [1]). Dann hat man sehr bald das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag zu einem Gesetz vom abnehmenden Produktionsertrag überhaupt erweitert und der Grundrente ganz analoge Erscheinungen auf dem Gebiet der Industrie entdeckt. Als Beispiel sei v. Mangoldts großzügige Auffassung der allgemeinen Rente als Konsequenz der Ungleichheit der Produktionsbedingungen erwähnt, Spuren dieser Auffassung gibt es zahllose. Weiter hat man im Rentenbegriff das Moment der Naturgabe herausgehoben und dann Rentenelemente auch im Lohn besonders tüchtiger geistiger oder körperlicher Arbeitskraft gefunden. Auch an das Moment der fehlenden Kosten hat man sich gehalten und ein Analogon desselben überall dort konstatiert, wo auf einmal große Aufwendungen für längere Zeit zu machen sind, die einmal gemacht nicht wieder zurückgezogen werden können. Daraus entsprang der Begriff der Quasirente (Marshall) und die Erkenntnis, daß je nach Länge der betrachteten Zeit sich der Kreis der sich als solche „Renten" verhaltenden Erträge verändert, so daß unter einem Gesichtspunkt so gut wie nichts, auch nicht das urbare Land, unter einem andern so gut wie alles Erträge von Rentencharakter abwirft.

Marx' und Rodbertus' Grundrententheorien unterscheiden sich erheblich von der Ricardos und voneinander. Trotzdem haben alle drei einen gemeinsamen Zug — die Konkurrenz unter den Arbeitern und unter den Kapitalisten schwemmt den Bodeneigentümern, zwischen denen sie wegen der Unvermehrbarkeit des Bodens weniger scharf wirkt, ein Einkommen zu. Bei Marx wie bei Rodbertus aber gibt es nicht bloß eine „Differenzial"-, sondern auch eine „absolute" Grundrente [2]), die Teil des prinzipiell einheitlichen Mehrwerts, resp. der prinzipiell einheitlichen Besitzrente ist. Marx' Gedanke läuft auf Folgendes hinaus: In der Landwirtschaft wird verhältnismäßig wenig stehendes Kapital verwendet, daher ist da das Verhältnis von Mehrwert und Kapitalwert groß. Während aber in der Industrie wegen der da herrschenden Konkurrenz und der durch diese herbeigeführten Geltung des Gesetzes der gleichen Profitrate kein Produzent einen Vorteil davon hat, daß er weniger konstantes Kapital verwendet als ein andrer, so hätte er einen solchen Vorteil in der Landwirtschaft, weil da die Konkurrenz durch die Bedingung des Bodenbesitzes beschränkt ist. Aber er muß diesen Vorteil offenbar an den Grundherrn abtreten

[1]) Diese Entwicklung nahm die amerikanische Literatur unter der Führung John B. Clarks.

[2]) Man hat versucht auch bei Ricardo eine absolute Grundrente zu finden. Aber die ganze Anlage seines Systems beruht auf der alleinigen Existenz einer Differenzialrente. Hat Ricardo auch gelegentlich Aeußerungen gemacht, die auf eine absolute Grundrente hindeuten, so hat er doch auf deren Existenz kein Gewicht gelegt und davon keinen theoretischen Gebrauch gemacht.

— daher die Grundrente. Rodbertus stützt sich in seinem sonst ähnlichen Gedankengang nicht auf die — angebliche oder wirkliche — Tatsache eines geringen stehenden Kapitals, sondern — ganz unglücklich — darauf, daß der landwirtschaftliche Produzent im Gegensatz zum industriellen kein Material (Rohstoff) zu bezahlen hat oder doch weniger — denn sein wichtigstes Material ist der naturgegebene Boden. Daher ein Uebergewinn, die Grundrente [1]).

Wie schon gesagt, läßt sich die vielen Oekonomen so wünschenswert scheinende Beschränkung des Verteilungsvorgangs auf eine Aufteilung zwischen bloß zwei Kategorien von Wirtschaftssubjekten auf zwei Arten erreichen, durch die Ausscheidung der Grundrente nach Ricardos Beispiel und durch Subsumierung derselben unter einen weitern Rentenbegriff, der sowohl Kapital-, wie auch Grundertrag umfaßt, wie das z. B., jeder in seiner Weise, Hermann, Marx und Rodbertus taten. Ist das geschehen, dann kann man wiederum entweder für Lohn und Profit pari passu — auf demselben Prinzip oder auf verschiedenen — beruhende Erklärungen aufstellen, aus denen sich die relative Größe beider ergibt oder den Standpunkt einnehmen, daß ihre Summe ja gegeben und daher alles getan ist, wenn man Größe und Bewegungsgesetze eines von beiden feststellen kann. Dieser letztre Standpunkt ist der Ricardos. Bei ihm tritt mit voller Klarheit der folgende Gedankengang aus einem Gewirre von Einschränkungen und widersprechenden Momenten hervor: Der Arbeiter ist der „producer" des Gesamtprodukts, von dem eventuell zunächst vorweg die Grundrente abgeht. Der Tauschwert jedes Produkts ist ungefähr und im großen und ganzen proportionell der darin enthaltenen Arbeitsmenge. Was davon dem „Kapitalisten" bleibt, mithin Profit wird, hängt davon ab, wieviel der Kapitalist dem „Produzenten" geben muß, welche Arbeitsmenge — der eben der Tauschwert auch der „Lohnwaren" proportionell gesetzt wird — in den Gütermengen enthalten ist, die dem „Produzenten" schließlich zufallen. Daraus ergibt sich auch die Profitrate, mithin auch für diese der Satz: Der Profit hat seinen wesentlichen Bestimmungsgrund im real value des Lohns — er steigt, wenn dieser fällt und umgekehrt. Zum Verständnis dieses berühmten Theorems sei noch hinzugefügt: Es bezieht sich nur auf Wertverhältnisse nach dem Arbeitswertindex; die Güterversorgung der Kapitalisten kann zugleich mit der der Arbeiter steigen und ebenso könnten Profit und Lohn nach einem andern Wertindex zusammen steigen und fallen. Den Einfluß der Produktivität der Arbeit und der Länge der Produktionsperiode auf den Profit übersieht weiters Ricardo keineswegs; nur erblickt er darin keine wesentlichen Bestimmungsgründe der großen historischen Bewegung des Profits. Endlich beruht das Theorem nicht auf der Voraussetzung konstanter Produktpreise, wie viele Kritiker angenommen haben.

Es folgt unmittelbar daraus, daß Lohnbewegungen nicht oder doch nur insoweit es die Gleichheit der Profitrate bei ungleicher organischer Zusammensetzung das Kapital notwendig macht, auf die Preise wirken und daß, selbst wenn sie das täten, ihre Wirkung auf die Profitrate dadurch nicht beeinflußt würde, ferner, daß Veränderungen in den Produktionsverhältnissen andrer Waren als jener, die von den Arbeitern konsumiert werden, auf die Profitrate nicht wirken, da sich Auslage und Erlös durch sie nur in gleicher Weise verändern, während Veränderungen in den Produktionsverhältnissen der „Lohnwaren" zum Anlaß von Lohnveränderungen werden und so auf die Profitrate wirken können. Ricardo meint nun, daß das letztere tatsächlich meist der Fall sei. Unter den Lohnwaren gibt es besonders eine, deren Produktion zwar gelegentlich durch Produktionsfortschritte und Einfuhr ohne Erhöhung der Einheitskosten oder selbst mit geringeren Einheitskosten, schließlich aber und im historischen Lauf der Dinge nur mit immer steigendem Arbeitsaufwand pro Produkteinheit ausgedehnt werden könne: das Getreide. Und weil dieses

[1]) Wir können auf dieses Thema nicht weiter eingehen. Vgl. die vorzügliche Arbeit von v. Bortkiewicz im Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung I. Bd. und die darin zit. Arbeiten von Adler, Lexis, Schippel und Zuns.

und überhaupt alle Nahrungsmittel also im Preise fortschreitend steigen werden, wenn sich die Bevölkerung und das Kapital vermehrt, so werde die Profitrate fortschreitend fallen — darin liege denn auch die Erklärung ihres historischen Sinkens. Gleichzeitig müsse die Grundrente fortschreitend steigen, aber während der Arbeiter vom Steigen seines Lohns keinen Vorteil habe, weil er eben für ihn nicht mehr Getreide kaufen könne als vorher, so sei der Fall des Grundherrn günstiger [1]), weil nun mehr Getreide auf ihn fällt und dieses Getreide auch noch einen höhern Wert habe. Das ist denn die berühmte Theorie Ricardos von den Entwicklungstendenzen der Verteilung [2]), die er in demselben Jahr (Essay on the influence of a low price of corn on the profits of stock 1815) publizierte, wie West, um sie dann in seinen Principles mit einer kleinen Abänderung auszuarbeiten. Man bewundere den genialen Wurf. Aber man beachte, daß im Laufe dieses Gedankengangs immer neue Voraussetzungen, immer neue Tatsachen und konkrete Zusammenhänge, die nur neben vielen andern in der Wirklichkeit wirken, eingeführt und zur Grundlage des weitern gemacht werden. Besonders die praktisch wichtigsten Endresultate, die das wirtschaftliche Geschehen weithin durch die Jahrhunderte zu beleuchten unternehmen, sind keineswegs die notwendigen Ergebnisse einer theoretischen Grundauffassung, sondern nur einer Grundauffassung, in die ganz bestimmte konkrete Daten eingesetzt worden sind — und diese fortwährende Konkretisierung der Daten und Beschränkung der Untersuchung auf einzelne von mehrern theoretisch möglichen Fällen, dieses Vertrauen auf große Durchschnitte und diese Vernachlässigung theoretischer Detailarbeit machen zugleich die Stärke und die Schwäche des Gedankengangs aus: Sie ermöglichen präzise wuchtige Resultate, aber sie legen die Gefahr nahe, daß man ohne jeden eigentlichen Fehler zu einem Zerrbild der Wirklichkeit gelangt und noch mehr die Gefahr, daß man verkennt, daß die Resultate zwar auf diese Weise praktisch sehr relevant aber auch sehr unsicher und „ungefähr" wurden. Ricardo berührte gleichsam die volle Wirklichkeit mit dem Finger, aber nur einige Punkte derselben. Wäre er weiter von ihr abgeblieben, so hätte er mehr von ihr übersehen. Besonders die starren Kausalketten, mit denen er Dinge verband, zwischen denen Wechselbeziehung besteht, sind vielfach unverläßlich. Und während manche Behauptungen sich auf die unmittelbare Gegenwart Ricardos beziehen, beziehen sich andre auf eine unendlich ferne Zukunft.

Es bedurfte daher gar nicht jener charakteristisch unfairen Kritik, die in unsrer Disziplin so oft zu beobachten ist, um Ricardo widerspruchsvoll und unverständlich zu finden. Schon seine unmittelbaren Schüler verstanden ihn auch hier nicht und schon James Mill und Mc. Culloch haben seine Profittheoreme verdorben und verflacht. Wir finden zwar noch lange Spuren seiner Auffassung in der wissenschaftlichen und gedankenlose Wiederholungen und „Widerlegungen" seiner scharfformulierten Resultate in der populären Literatur, aber selbst John St. Mills Beiträge (Essays on some unsettled questions of Political Economy 1844, Nr. 4 und Principles) betten gleichsam Ricardos Gedanken weich, um ihn sanft sterben zu lassen. Aber alle Autoren dieser Richtung hielten an der West-Ricardoschen Erklärung des Fallens der Profitrate fest und verwarfen die alte, von Smith formulierte, daß das Wachsen des Kapitals die Konkurrenz unter den Kapitalisten verschärfe und so den Profit herabdrücke, auf das entschiedenste, weil die Konkurrenz nur die Produktpreise beeinflusse und ein allgemeines Sinken aller Preise doch keinen Einfluß auf die Profitrate haben könne.

Die Auffassung hingegen, daß der Profit lediglich eine Restgröße und nur dadurch zu erklären sei, daß die das ganze Produkt einheitlich erzeugende Arbeit aus irgendeinem Grund nur einen Teil desselben erhalte, diese Auffassung, die zweifellos

---

[1]) Und ungünstiger im Falle von Produktionsfortschritten.

[2]) Ihr wurden von Carey und Bastiat andere Auffassungen gegenübergestellt, auf die wir nicht eingehen können. Auch Rodbertus' „Gesetz der sinkenden Lohnquote" kann nur erwähnt werden.

der Konstruktion Ricardos naheliegt, obgleich er selbst sie nicht ausspricht, sondern gelegentlich nach andrer Richtung deutende Aeußerungen macht, wurde von den Autoren dieser Schule nicht adoptiert, sondern sie suchten an diese andern Hinweise Ricardos anzuknüpfen. Aber sie haben diesen Gedankengang nicht etwa übersehen. So sagt der jüngere Mill (Principles, Bk. II., Ch. XV, § 5): The cause of profit is that labour produces more than is required for its support. In diesem Satz liegt ein Hinweis auf die „physische Produktivität" der Arbeit, entsprechend dem Hinweis auf die Tatsache der Produktivität des Bodens, der uns als erste und primitivste Grundrententheorie bereits begegnete, und dem Hinweis auf die Tatsache physischer Produktivität des Kapitals, der uns als Grundlage der primitivsten Zinstheorie noch begegnen wird. Aber Mill sah offenbar, daß dieses Moment nichts erklärt und so stützt er die Zinstheorie trotz des Wortes „cause", das hier ganz deplaziert ist und statt dessen „condition" stehen sollte — nicht darauf.

Hingegen hat Marx diesen Gedanken verwendet, dessen Mehrwert- und Ausbeutungstheorie zweifellos auf einer — ja wahrscheinlich nicht gewollten — Anregung Ricardos beruht, und in etwas andrer Weise auch Rodbertus. Auch andre Anregungen in dieser Richtung gab es. Aber nur Ricardo bot für Marx eine wissenschaftliche Grundlage dar, als deren logische Weiterbildung in einer Richtung seine Mehrwerttheorie erscheinen kann. Ricardo ist Marx in der Anwendung des ursprünglichen Tauschgesetzes auf die Arbeit — nach Marx „Ware Arbeitskraft" — vorausgegangen und hat, was entscheidend ist, die Differenz zwischen der im Lohn enthaltenen Arbeitsmenge und der im Gesamtprodukt enthaltenen Arbeitsmenge scharf hervorgehoben und in den Mittelpunkt seines Gedankengangs gerückt. Diese Differenz ist der Mehrwert und man könnte schon vom Ricardianischen Standpunkt sagen, daß er unbezahlter Arbeitskraft seine Entstehung verdanke. Marx hat diesen Gesichtspunkt noch reiner dargestellt und ausgearbeitet. Er hat Mehrwert und Profit zum mindesten deutlicher — m. E. aber überhaupt erst — geschieden. Er hat, wie Rodbertus, alle Erscheinungsformen der nach dieser Auffassung gewiß als wesensgleich aufzufassenden Ueberschüsse über den Lohn zusammengefaßt. Er ist endlich durch seine Kapitalanalyse zu dem Satz gelangt, daß sich nicht an das ganze Kapital, sondern nur an das variable die Entstehung von Mehrwert knüpft und dem konstanten nur durch das Spiel der Konkurrenz ein Anteil daran zufließt [1]). Daraus ergab sich ihm nun eine andre Erklärung des Sinkens der Profitrate. Die Produktion, die konstantes Kapital verwendet, unterscheidet sich von der Produktion, die das nicht tut, lediglich durch ihre Dauer und ihre Produktivität — denn würde die erstere keine längere Zeit in Anspruch nehmen und nicht mehr Produkte erzeugen als die letztere, so wäre es ganz irrelevant, ob die Produkte unmittelbar oder auf dem Umweg vorheriger Erzeugung von Werkzeugen usw. hervorgebracht würden. Die größere Produktivität ist für die Profitrate nur insofern relevant, als sie den Tauschwert der Lohnwaren drückt; davon können wir aber hier um so mehr absehen, als das Getreide eine Hauptrolle im Komplex der Lohnwaren spielt und für dasselbe nach den Anschauungen dieser ganzen Richtung eine Produktivitätssteigerung nur temporär in Frage kommt. Die Ausdehnung der Zeitperiode aber bringt es mit sich, daß nun die gleiche Menge Mehrwert auf eine längere Zeit verteilt werden muß — daher das Sinken der Profitrate. Doch läge darin nur ein weiterer Grund für dasselbe, denn der Ricardianische — das Sinken der Mehrwertrate im Falle des Steigens der zur Produktion der Lohnwaren nötigen Arbeitsmenge — wird dadurch an sich nicht berührt. Diese neue Behandlung des Zeitmoments führt Marx auch dazu den Antagonismus zwischen Profit und Lohn und die Nichtbeeinflussung des Profits durch Veränderungen in den Produktionsverhältnissen andrer als der Lohnwaren in Abrede zu stellen, doch liegt auch darin nur die Hinzufügung eines neuen Moments, welche der Bedeutung der Ricardiani-

[1]) In diesen Sätzen liegt die Marxsche Ausbeutungstheorie, auf die wir hier ebensowenig näher eingehen können, wie auf andere charakteristische Punkte seines Systems.

schen Auffassung für das Verständnis der Bewegungstendenzen der Mehrwertrate und selbst, bei Einführung entsprechender Voraussetzungen, der Profitrate keinen Eintrag tun würde.

Ueberblicken wir nun in der gebotenen Kürze die Lohn- und Zinstheorie der Epoche. Wie Cannan (S. 200) sehr richtig sagt, erschien es am Anfang derselben überhaupt nicht als ein Problem, warum der Arbeiter seinen Lohn erhalte. Er produzierte ja das ganze Produkt und das Problem war nur, warum es ihm nicht ganz zufalle. So stand denn gar nicht das Wesen, sondern nur die Größe des Lohns auf der Tagesordnung und nur schüchtern kündigt sich der Gedanke eines unterscheidbaren Anteils der Leistung des Arbeiters am Gesamtprodukt und damit der Versuch an, daraus den Lohn zu erklären und den Zusammenhang zwischen Produktpreis und Arbeitslohn zur Grundlage der Lohntheorie zu machen. So bei Say und seinen Nachfolgern, dann bei M. Longfield (Lectures on Political Economy 1834), auch bei Malthus in gewissem Sinne, vor allem aber bei Hermann und Thünen, der den Begriff des Produkts des Grenzarbeiters mit voller Klarheit erfaßte. Für die andern erübrigte nur, sich nach den konkreten äußern Umständen umzusehen, die verhindern, daß der Lohn das Gesamtprodukt absorbiere, wie er das in primitiven Zuständen getan habe. Uralt ist die Beobachtung, daß der gewöhnliche Handarbeiter ungefähr seinen Lebensunterhalt gewinne und die Ansicht, daß das einer Notwendigkeit entspreche. Wir finden dieselbe schon im 17. Jahrhundert, dann auch bei den Physiokraten, auch bei Turgot. A. Smith trägt sie ebenfalls vor, mit sorgfältigen Einschränkungen allerdings und seiner gewohnten Fülle von Einzelbeobachtungen und -bemerkungen, deren gesunder Sinn auch hier die geringe Tiefe der Grundlagen verdeckt und unter denen die Unterscheidung zwischen hohen Löhnen und teuerer Arbeit die wichtigste ist. Will man dennoch eine eigentliche Lohntheorie bei ihm finden, so könnte das nur eine „Residualtheorie" sein: Der Arbeiter, der Grundherrn und Kapitalisten gegenübersteht, muß beiden von seinem Produkt abgeben — und Lohn ist, was ihm bleibt. Nichts liegt ihm ferner als der Gedanke, daß der Arbeiter, wenn er selbst zugleich auch Grundherr und Kapitalist wäre, zwar das ganze Produkt aber nicht als Lohn erhalten würde. Auch der Gedanke, der den Ausgangspunkt der Erfassung des kapitalistischen Verteilungsprozesses bildet, nämlich daß der Lohn ein Preis ist, wird von ihm ohne rechte Energie verfolgt und erst in den spätern Kapiteln des Wealth treten als lohnbestimmend die Nachfrage nach Arbeit und der Preis der Nahrungsmittel hervor. An diese beiden Momente knüpfte nun die Folgezeit an. Die Nachfrage nach Arbeit wurde auf das Kapital gestützt und ihr wurde unter dem Einfluß des Malthusschen Essays ein Angebot gegenübergestellt, das sich auszudehnen tendiert, wobei wir schon bei Ricardo eine Neigung nach der Annahme, daß sich die Arbeiterbevölkerung schneller vermehre als das Kapital, und dann bei J. Mill und Mc. Culloch den Versuch eines Beweises finden, daß das so sein müsse, wenn eine nicht in einem neuen Lande lebende Nation der physischen Zeugungskraft freien Lauf ließe. Da sie aber nicht behaupten, daß das tatsächlich geschieht und da sie alle nach dem Vorgang Torrens' an die Stelle des physischen Existenzminimums einen gewohnheitsmäßigen, nach Ort und Zeit variierenden Standard der Lebenshaltung setzen, so kann von dem so berufenen „Pessimismus" der Ricardo und Malthus und ihrer Nachfolger ebensowenig die Rede sein, wie von irgendeiner — wissenschaftlich übrigens irrelevanten — Gefühlshärte. Wie jemand, der die Lohnkapitel Ricardos und Malthus gelesen hat, von beidem sprechen kann, ist unverständlich. Uebrigens ist der historische Geist beider Kapitel — nicht bloß desjenigen von Malthus — bemerkenswert. Keinen schlechtern Ausdruck, allerdings auch keinen dem Agitator dienlichern, als: „ehernes Lohngesetz" hätte man für die Ansichten Ricardos finden können. Namentlich wird auf die Möglichkeit des Erreichens und dauernden Festhaltens eines hohen — jeder festen Begrenzung unzugänglichen — Standards ausdrücklich hingewiesen. Wenn freilich die Bevölkerung sich schneller als das Kapital vermehre, dann allerdings müsse der Lohn sinken. Wenn jedoch dabei die Preise der Lohnwaren steigen, so

wird das dieser Tendenz dann entgegenwirken, wenn der gewohnte Standard dadurch herabgedrückt wird, weil dann die Bevölkerungsvermehrung aufhören würde.

Jenen Teil des jährlichen Sozialprodukts, der zu Lohnzahlungen für die in der Produktion tätigen Arbeiter verwendet wird, begann man etwas später Lohnfonds zu nennen und — als quantitativen Ausdruck der in jedem Zeitpunkt vorhandenen effektiven Nachfrage nach Arbeit — schärfer hervorzuheben. Die Bestimmungsgründe des Angebots von Arbeit glaubte man zu beherrschen. Wenn es noch gelang, feste Bestimmungsgründe für diesen Teil des Sozialprodukts zu finden, so hätte man den Lohn der gewöhnlichen Handarbeit gewonnen, ohne weiteres, wenn es keine verschiedenen Arten von Arbeit gäbe, und mit gewissen nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten, wenn Qualitätsunterschiede zu berücksichtigen wären. Die Rolle, die die physische Zeugungskraft für das Angebot an Arbeit spielte, wurde für die Nachfrage nach Arbeit dem Sparen zugedacht. Denn jener Lohnfonds besteht entweder aus Gütern, die an die Stelle von andern treten, die in frühern Wirtschaftsperioden zu Lohnzahlungen dienten, oder aus neuen Lohnwaren. Im ersten Fall ist er im Sinne der Klassiker früher durch Sparen entstanden, im letztern hat er sich soeben durch Sparen vermehrt. Nichts kann also zu Lohnzahlung verwendet werden, was nicht vorher vom Kapitalisten, durch dessen Hand es gehen mußte, erspart, d. h. statt zu seiner eignen zu einer „reproduktiven" Konsumtion bestimmt worden wäre [1]. Während also eine unmittelbare Beziehung zwischen dem einmal ersparten Teil des Sozialprodukts und dem Lohn besteht, so besteht nur eine indirekte zwischen dem ganzen Sozialprodukt und dem Lohn, nämlich soweit die Gesamtgröße des Sozialprodukts das Sparen beeinflußt. Unmittelbar nach Ricardo und bis J. St. Mill vernachlässigte man nun die letztere und legte das Hauptgewicht auf die erstere. Und das ist das Charakteristikon der so bekannten Lohnfondstheorie [2]. Es folgt daraus wiederum die auch sonst für die Klassiker charakteristische Zerreißung des Zusammenhangs zwischen Lohn und Arbeitserfolg und der Satz, daß die Arbeiter, was immer ihre Zahl sei, und was immer sie durch Streiks oder Organisationen versuchen mögen, sich immer in dieselbe Gesamtlohnsumme teilen müssen, daß aber auch die Unternehmer, wenn anders sie nicht weniger sparen, den Lohn nicht unter den durch jenen Quotienten gegebenen Satz hinabdrücken können. Dem ganzen Gedankengang liegt die Auffassung zugrunde, daß in jeder Produktionsperiode den Arbeitern der Lohn aus dem Kapital des Unternehmers vorgeschossen wird. Die Lohnfondstheorie leidet an dem Gebrechen, das wir bei den Klassikern auch sonst oft wahrnehmen können: Sie hebt ein Glied der Kette der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge heraus — hier das Kapital — und weist ihm eine kausale Rolle zu, die es in dieser Reinheit nicht besitzt, weil es seinerseits wieder von andern Gliedern bestimmt wird. Aber mit dieser Einschränkung ist die Theorie nicht einfach falsch. Auch hängt eine Fülle richtiger Erkenntnis in ihr. Namentlich ist es zwar nicht wahr, daß sich eine größere Zahl von Arbeitern in denselben Lohnfonds teilen muß wie eine geringere, aber es ist richtig, daß, wenn sich die Zahl der Arbeiter bei gleichbleibender Produktionsmethode vermehrt, die Lohnsumme nicht proportional, sondern nur weniger als das steigen kann. Sodann ist die Lohnfondstheorie ein zwar primitives und unvollkommenes, aber ganz brauchbares Instrument um einige wesentliche sachliche Bedingtheiten, denen die Lohnhöhe unterliegt, und manche von deren Beziehungen zu andern Quantitäten in der Volkswirtschaft aufzuzeigen: In allem ist sie ein gutes Beispiel für die ganze Art, sowie für die Vorzüge und Mängel der klassischen Gedankengänge. Die äußern Schicksale dieser Theorie gehören zu den dramatischesten Szenen, die die Geschichte unserer Disziplin aufzuweisen hat. Von den einen als große Entdeckung und tiefe Weisheit gefeiert, von den andern als bourgeoiser Trick und als völliger Unsinn verurteilt — von beiden Parteien mißverstanden und für politische Zwecke ausgebeutet — wurde

[1]) Die Definition Mills für das Sparen als ein produktives Ausgeben hat mit Unrecht Proteste hervorgerufen, so z. B. seitens Jevons.

[2]) Als typische Vertreter sind J. Mill, Mc Culloch, als mehr kritisch Senior zu nennen.

sie weithin berühmt und berüchtigt, wobei ihre Vorzüge immer mehr verwischt, alle ihre Mängel in groteske Dimensionen übertrieben wurden. Vom Standpunkt der zuerst erwähnten Lohntheorie, besonders von dem Says und Thünens, hätte sie ergänzt und korrigiert werden können. Allein daran lag niemand. Nur zwei Schriftsteller v. Hermann und Longe (A Refutation of the Wage-Fund Theory 1866) diskutierten sie ernstlich, aber in so feindseligem Geist, daß ihnen gar nicht der Gedanke kam, daß sie eigentlich ganz ähnliche Sätze an Stelle der ihnen so anstößig scheinenden der Lohnfondstheorie setzen müßten. Dieser Angriff blieb fast unbeachtet. Und die populären Angriffe, die meist die Auffassung der Nahrungsmittel der Arbeiter als „Kapital" zum Gegenstand hatten, worin eine Herabwürdigung des Arbeiters zur Maschine zu liegen schien, bedeuteten wenig, obgleich sie auch in der wissenschaftlichen Literatur eine Rolle spielten. Da erschien im Jahre 1869 ein höchst unbedeutendes Buch, das Longes Argumente breit und unvollkommen wiederholte: On Labour, von Thornton. Und John St. Mill gab in seiner Rezension (Fortnightly Rev. 1869) dem Autor vollkommen recht und erklärte die Lohnfondstheorie, nachdem er sie in der für sie denkbar ungünstigsten Weise zusammengefaßt hatte, für unhaltbar — ohne jeden zureichenden Grund [1]). Das Erstaunen war groß. Und so herrschend auch Mills Einfluß in der englischen Oekonomik war, so hielten noch viele Autoren an der Lohnfondstheorie fest — wie z. B. Cairnes, der sie besser zu formulieren suchte. Aber die Zahl der Getreuen, die dem Führer folgten ohne zu fragen warum, war groß genug, um die Lohnfondslehre zu vernichten. Sidgwick, Walker u. a. haben ihr dann den letzten Stoß versetzt. Das weitere Publikum, in dessen Angesicht Mill abgeschworen hatte, aber ging natürlich von nun an über sie zur Tagesordnung über und sah in der ganzen Sache eine tötliche Niederlage der „orthodoxen" Oekonomik in einem Zeitpunkt, wo dieselbe ohnehin schon den Boden unter den Füßen zu verlieren begann. Das alles — welcher Einblick in die bewegenden Kräfte unsrer Disziplin! — ohne daß auch nur ein einziges Argument das Wesen der Lehre wirklich vernichtend getroffen hätte. Wie nicht anders möglich tauchten auf der andern Seite des Wellentals wieder Elemente der Lohnfondstheorie auf und heute hat eine richtigere Auffassung sich Bahn zu brechen begonnen [2]).

In der Zinstheorie [3]) kam man zunächst nur langsam über die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts endlich herrschend gewordene Auffassung hinaus, daß die Erklärung des Zinses nicht am Geld, sondern an der Wertbildung von Gütern zu suchen sei, an der man in der Folgezeit festhielt. Im übrigen war die ganze Anlage des klassischen Bildes des Wirtschaftsprozesses und namentlich der physiokratische, von Smith in die englische Oekonomik eingeführte Gedanke vom Kapital als eines Teils des Sozialprodukts, das in verschiedener Weise Arbeit in Bewegung setzt und ihr Unterhalt und Arbeitsmittel „vorschießt", entscheidend. A. Smith hat keine eigentliche Zinstheorie. Seine Ausführungen haben zunächst jenen Zug nach der Ausbeutungstheorie hin, der stets die Konsequenz der Auffassung sein muß, daß der Arbeiter das ganze Produkt erzeuge und als armer Teufel beim Verkauf seiner Arbeitskraft schlecht wegkomme, so daß dem Arbeitgeber ein Ueberschuß bleibe. Aber das hat nichts mit der Ausbeutungstheorie im Marxschen Sinn zu tun. Auch andre Theorien liegen teils ausgesprochen — wie die Auffassung, daß der Profit ein Preiszuschlag sei —

---

[1]) Aber war jene Rezension auch keine große wissenschaftliche Leistung, so ist sie doch sehr bezeichnend für die Sympathien Mills: Mit einem Seufzer der Erleichterung wirft er die Lohnfondstheorie von sich, wie man sich einer widerwillig getragenen Last erledigt. Da sieht man klar, wie wenig es ein politischer Wunsch gewesen war, der ihn an ihr festgehalten hatte, man sieht, daß er sie nur deshalb vorgetragen hatte, weil er die Wahrheit höher achtete als sein politisches Wollen. Denn an keinen andern Satz der Klassiker hatte sich so sehr das politische Schlagwort geklammert, und hätte er mit diesem Schlagwort sympathisiert, so wäre das bei dieser Gelegenheit hervorgetreten. Aber es tritt das Gegenteil hervor.

[2]) Vgl. Taussig, The wages question, 1892: Spiethoff in: Die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre in Deutschland im XIX. Jahrhundert (Schmollers Festgabe).

[3]) Vgl. v. Böhm-Bawerk l. c.

teils unausgesprochen — wie die Elemente einer Produktivitätstheorie — in seinen Ausführungen. Wie schon gesagt, steht es mit Ricardo ähnlich, nur daß er die Grundlage für eine wirkliche — marxistische — Ausbeutungstheorie darbietet, die in ganz andrer Weise wie die von Smith dem Profit aus dem Arbeitsverhältnisse und der damit verbundenen Diskrepanz zwischen dem Arbeitswert der Arbeitskraft und dem Arbeitswert des Produkts des Arbeiters erklärt, und außerdem noch deutlich auf eine Abstinenztheorie — die Güter, deren Produktion längere Zeit in Anspruch nimmt, müssen mehr wert sein als solche die mit gleichviel Arbeit in kürzerer Zeit hergestellt werden können, weil der Kapitalist auf den Ertrag länger warten muß — und eine Produktivitätstheorie hinweist — die Profitrate werde bestimmt durch den Ertrag des letztangewandten Kapitalteils also des auf rentenlosem Land verwendeten Kapitals. Dieser letztre Gedanke wurde von v. Thünen aufgegriffen und ausgebildet. Aber so bedeutsam diese Auffassung auch war, der ihr zugrunde liegende materielle Gedanke liegt Ricardo ganz fern und ist schon vor Thünen entwickelt worden, nämlich von Lauderdale, Say und Malthus. Diese erklären den Zins aus der „produktiven Kraft" des Kapitals oder seinen „produktiven Diensten". Ihnen gebührt das Verdienst — und besonders Lauderdale — mit vollem Bewußtsein nach der Ursache und dem Wesen des Zinses gefragt oder besser, diese ja schon früher aufgeworfene Frage, die aber ganz in den Hintergrund zu treten drohte, festgehalten und in längerm Gedankengang ihre Beantwortung versucht zu haben. Freilich begnügten sie sich mit dem Nachweis, daß man mit Maschinen mehr Güter erzeugen könne — oder gleichviel mit weniger Kosten — als ohne sie. Und das ist aus dem doppelten Grund unzureichend, weil diese „physische Produktivität" nichts für „Wertproduktivität" beweist und weil, da die Maschinen Arbeitsprodukte sind, auf diese Weise die Arbeit in einer Verwendung höhere Tauschwerte hervorbringen würde als die gleichzeitig anders verwendete, ein Zustand, der nicht dauern kann oder dessen Dauer doch einer weitern Erklärung bedürfte. Das ändert nichts daran, daß in dieser Auffassung, historisch genommen, ein großer Fortschritt lag. Aehnlich steht es mit der an Hermanns Namen geknüpften und später vornehmlich von Menger und Knies vertretenen Nutzungstheorie, deren Grundgedanke, daß, obgleich die meisten Kapitalgüter — alle mit Ausnahme des Grundes und Bodens — ökonomisch in die Produkte übergehen, doch etwas am Kapital sich nicht vernützt, sondern immer wieder neue „Nutzungen" gewährt, gewiß allen von v. Böhm-Bawerk erhobenen Einwendungen ausgesetzt ist und doch ein Stück Erkenntnis enthält. Abgesehen davon haben alle „Nutzungstheoretiker" sehr viel zur Klärung der Frage im einzelnen beigetragen, besonders Hermann, dessen Ausführungen über den Gewinnsatz zu den besten Leistungen der Epoche gehören. Produktivitäts- wie Nutzungstheorie werden heute rein nicht mehr vertreten aber viele Gedanken der Gegenwart stammen von ihnen ab.

Aber auch die unmittelbaren Nachfolger Ricardos haben — ich spreche nicht mehr von der Ausbeutungstheorie — das Bedürfnis nach einer eigentlichen Zinstheorie gefühlt, die mehr bietet als den Hinweis auf eine Restgröße. Daß wir im Rechte sind, wenn wir sagen, daß Ricardo keine Zinserklärung hatte, geht daraus hervor, daß sich J. Mill und Mc. Culloch verzweifelt bemühten, eine solche zu schaffen: Hätte Ricardo eine bestimmte Ansicht gehabt, so hätte er sie diesen Schülern mitgeteilt und sie davor bewahrt, im Zins einfach den Lohn der in den Kapitalgütern steckenden Arbeit zu suchen — so J. Mill — oder gar den Lohn einer fiktiven Arbeit, die die Güter, z. B. eingekellerter Wein, von selbst über die in ihnen enthaltene Arbeit hinaus leisten sollen (Mc. Culloch). Dergleichen konnte sich nicht halten. Die κατ' ἐξοχὴν englische Zinstheorie — im Gegensatz zur vorwiegend kontinentalen Produktivitäts- und Nutzungstheorie — wurde von Senior geschaffen. Der Gedanke, daß der Zins das Entgelt für Sparen sei, muß jedermann naheliegen, der die Kapitalbildung durch Sparen erklärt. Die Andeutungen nach dieser Richtung sind zahllos. Auf eine besonders deutliche (Germain Garnier, Abrégé élémentaire des principes d'économie politique 1796) hat Hasbach hingewiesen (Schmollers Jahrb. 1905). Auch P. Scrope

(Principles of Political Economy 1833) kommt in Betracht. Aber Senior hat nicht etwa nur ein Schlagwort verbreitet, sondern er hat durch Einführung der „Abstinenz" — später in „Waiting", Genußaufschub verbessert — als dritten Produktionsfaktor diese Theorie tiefer begründet und in sehr wertvolle Untersuchungen über Zins und Lohn eingeflochten. Sie ist die Theorie J. St. Mills und Sidgwicks. Als später die Kostentheorie sich auf eine psychische Analyse des Kostenphänomens zurückzog, wurde dem Moment der Arbeitsunlust das Moment der temporären Genußenthaltung an die Seite gestellt, am reinsten und konsequentesten von Cairnes. Als ferner das Argument, das in dem Witzwort vom entbehrenden Millionär liegt, sich bemerkbar machte, wurde die Theorie dahin präzisiert, daß die Zinsrate eben von der „Entbehrung" desjenigen Sparers abhängt, der so arm ist, daß er fortfallen würde, wenn der Zins sänke. In dieser Form herrscht diese Theorie in England rein oder mit Beimengungen bis auf heute. Auf dem Kontinent hatte sie weniger Glück, am meisten in Italien. In Amerika hat sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenfalls Anhänger gewonnen.

Aus dem schon angeführten Grund konnte sich anfangs keine eigentliche Theorie des Unternehmergewinns entwickeln. Profit und Darlehenzins wurden zwar schon im 18. Jahrhundert unterschieden, aber nur in dem Sinn, daß der Darlehnszins dem sein Kapital ausleihenden Kapitalisten gezahlter Profit war. Wie gewöhnlich finden wir bei Smith schon so ziemlich alle Momente angedeutet, die später von Bedeutung wurden, aber einen Versuch, den Unternehmergewinn und seine Rolle in der Volkswirtschaft aus den Funktionen des Unternehmers zu erklären, machte erst Say. Die Ricardoschule leistete fast nichts in dieser Frage und erst bei J. St. Mill finden wir mehr, wohl unter französischem Einfluß. Das Beste leisteten aber v. Hermann und v. Mangoldt. Es bildeten sich um die Mitte des Jahrhunderts jene Auffassungen aus, die auch heute noch vorgetragen werden: Die Auffassung vom Unternehmergewinn als einem Lohn der Produktionsleitung (wages of management), als einer Risikoprämie (besonders in Frankreich kam diese Auffassung in Mode) und gewissermaßen als einer Rente des Talents (v. Mangoldt, dann in Amerika F. Walker) und als Zufallsgewinn. Außer bei den beiden genannten deutschen Autoren steht dieses Problem auf einem Nebengeleise und es kam nirgends zu tiefern Diskussionen. Wie schließlich ja auch noch heute, sah man im Kapital so sehr den Schöpfer oder doch den Aneigner alles Mehrwerts, daß nicht viel Raum für den Unternehmergewinn blieb — analysierte man doch die Funktion des Unternehmers so unvollkommen, daß man ihn vielfach nichts andres tun ließ als den Profit einzustecken.

12. Wir können im Rahmen dieser Darstellung auf Spezialthemen nicht eingehen. So sei denn nur erwähnt, daß in dieser Epoche eine besondere Theorie des Monopols nicht zur Ausbildung kam (am ehesten ist da noch Senior zu nennen), was sich bei manchen Problemen sehr rächte und zu ganz unqualifizierbarem Mißbrauch des Schlagworts Monopol führte. Die Geldtheorie, wie wir sie bei Smith vorfinden und wie sie in dieser Epoche herrschte, besteht außer in der Diskussion der Funktionen des Gelds und der Eigenschaften, die manche Güter zur Geldrolle prädestinieren, in dem Gedanken des Stoffwerts des Geldes: Der Wert des Geldes erklärt sich aus dem Werte des Stoffes aus dem es besteht, uneinlösliches Papiergeld oder unterwertiges Geld ist wenig mehr als ein Schwindel. Dazu kam die besonders von Ricardo geförderte Theorie der internationalen Metallbewegungen. Innerhalb jenes Grundgedankens, der konsequent in eine Produktionskostentheorie des Geldwerts ausmündete, spielte das Moment von Angebot und Nachfrage zunächst eine geringe Rolle. Später aber entwickelte sich daraus die Quantitätstheorie, die einen neuen Gedanken brachte: Wenn sich der Wert der Geldeinheit bei konstanter zu bewegender Warenmenge und Umlaufgeschwindigkeit einfach nach der Menge des vorhandenen Geldes richtet, so muß der Stoffwertgedanke zurücktreten und wir kommen sofort modernen Auffassungen näher. So bedeutete die Quantitätstheorie, die mit John St. Mill in der englischen Literatur herrschend wird, anderwärts aber nie große Erfolge hatte, und die

schon vorher in praktischen Diskussionen eine große Rolle spielte (in der allerdings für sie nicht wesentlichen Form der „currency-theory"), einen wesentlichen Fortschritt. Sie wurde stets bekämpft. Und aus dieser Bekämpfung erwuchsen auch positive Leistungen (Tooke, Fullarton). Aber sie würde in dieser Epoche nicht überwunden [1]). Alles Nähere muß der Spezialdarstellung des Themas in diesem Werk überlassen bleiben.

Die Klassiker haben zunächst dazu geneigt, in der Verbesserung der Produktionsmethoden, abgesehen von dem dadurch eventuell dem Grundherrn erwachsenden Schaden, einen Vorteil für alle Beteiligten zu sehen. Unter dem Einfluß der Diskussion des Tages vollzog jedoch Ricardo — zum Entsetzen Mc. Cullochs — bald eine Schwenkung, indem er den Nachweis versuchte, daß die Einführung von Maschinen dem Arbeiterinteresse schaden könne, in manchen Fällen schaden müsse. Dieser Nachweis ist in einem ganz außerhalb des übrigen Zusammenhangs der Principles stehenden Kapitel enthalten, das den jüngsten Bestandteil derselben bildet. Die darin enthaltenen Argumente waren verbesserte Formulierungen einer verbreiteten Popularauffassung, die in den Maschinen die Feinde der Arbeiter sah — mindestens innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsform. Wir finden sie so ziemlich in allen wirtschaftspolitischen Schriften antikapitalistischer Richtung. Am meisten hat Marx daraus gemacht. Doch gehören seine schlagwortreichen Ausführungen (industrielle Reservearmee, Verelendung usw.) über dieses Thema zu den schwächsten Teilen seines Werks. Im Wesen bestehen sie in der Bekämpfung einer andern Auffassung, die sich auf die den Arbeitern aus der Einführung der Maschinen erwachsenden Vorteile stützt — der Kompensationstheorie. Auch diese (ihre wichtigsten Vertreter sind Senior, Mc. Culloch und mehrere Franzosen) geht nicht sehr tief und übernimmt vielfach nur Argumente der Populardiskussion. Ich kann nur auf die Dogmengeschichte Ergangs verweisen und etwa noch auf Nicholson, On Machinery, M a n n s t ä d t, Kapitalistische Anwendung der Maschinerie (und dort angeführte Literatur).

In dieser Epoche trat zuerst das Krisenphänomen in den wissenschaftlichen Gesichtskreis und mit ihm zugleich gewisse Erklärungen, die sich der Praktiker dafür zurechtgemacht hatte. Die wichtigste Leistung auf diesem Gebiet war der Nachweis (Say, J. Mill) der Unhaltbarkeit einer einfachen Ueberproduktionstheorie, die Klarstellung der einfachen, aber so konsequent verkannten Tatsache, daß man nicht anbieten kann ohne gleichzeitig nachzufragen. Wenn auch in seiner Bedeutung überschätzt und nicht mit den nötigen Einschränkungen versehen, war dieser Nachweis ein großer Fortschritt. Aus ihm folgte unmittelbar eine positive Krisentheorie, Says Theorie der Absatzwege (debouchés), die weithin Annahme fand, besonders auch bei Ricardo: Weil es allgemeine Ueberproduktion nicht geben könne und von der Produktion niemals eine fundamentale Störung des ökonomischen Gleichgewichts ausgehe, so könne eine Krisenursache nur in unrichtigen Verhältnissen der Produktion, in verhältnismäßiger Ueberproduktion eines Gutes, liegen. Der wichtigste Fall, an dem sich eine solche zeigen kann, ist ein plötzlicher Wechsel in the channels of trade. Diese Theorie wurde namentlich von Malthus — auch von andern, wie Sismondi und Bernhardi, doch hat deren Gegnerschaft wenig Bedeutung — bekämpft vom Standpunkt einer andern Auffassung vom ökonomischen Gleichgewicht aus, die zu dem uns so merkwürdig anmutenden, damals aber sehr häufigen Satz, von der Notwendigkeit der unproduktiven — besonders Luxus- — Konsumtion führte, eine der wichtigsten Kontroversen dieser Epoche. Sonst sei nur die Unterkonsumtionstheorie genannt, die mit besonderem Nachdruck von Marx vertreten wurde: Die Theorie, die die Krisen auf eine Diskrepanz zwischen der Produktions- und der Kauffähigkeit der Gesellschaft zurückführt, welche sich daraus ergäbe, daß die Arbeiter infolge der „Verelendung" immer weniger imstande wären, den mit Hinblick

[1]) Wichtig ist auch der von Say und J. Mill besonders betonte Gedanke, daß letzten Endes alle Produkte nur wieder mit Produkten bezahlt werden. Er ist die Grundlage der Idee der Ersetzung des Geldes durch Arbeitsbescheinigungen (Proudhon, Owen).

auf ihre Nachfrage erzeugten Teil des Sozialprodukts zu übernehmen. Im übrigen sei auf die Dogmengeschichte Bergmanns und die Uebersicht Herkners (im H. d. St.), dann auf die Arbeiten A. Spiethoffs verwiesen.

So wären noch viele Themen zu berühren, doch mußte es hier genügen, die allgemeinen Grundzüge der Betrachtungsweise der wichtigsten Gruppen von Nationalökonomen und einige Beispiele für deren Anwendungen zu skizzieren.

IV. Die historische Schule und die Grenznutzentheorie.

1. Je näher wir der Gegenwart kommen, um so weniger ist es möglich, die Fülle der sich kreuzenden Strömungen mit kurzen Strichen zu charakterisieren und um so unwahrer, gezwungener und irreführender wird jede systematische Anordnung und Gruppierung. Die Schlagworte, mit denen einzelne hervorstechende Gruppen bezeichnet zu werden pflegen, sind viel einfacher als die tatsächlichen Verhältnisse, sie sind ferner zum Teil durch außerwissenschaftliche Momente gefärbt — in welchem Fall sich die verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen zusammengeworfen finden — und sie treten endlich mit einem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit auf, während tatsächlich auf jedem Teilgebiet der Sozialwissenschaften und oft bei verschiedenen Problemen desselben Teilgebiets die Dinge verschieden liegen. Es kommt hinzu, daß parallel mit der durch das Anwachsen des Materials und den Fortschritt der Analyse gegebenen fortschreitenden Spezialisierung, die aus vielen der besten Arbeiter völlige Laien auf allem außerhalb ihres Spezialgebiets liegenden Grunde macht, in der neuesten Zeit eine Tendenz zum Aufbrechen vieler Fachschranken sich durchringt, die zusammen mit den Notwendigkeiten des Lehrbetriebs Individualitäten von ganz verschiedener Anlage, ganz verschiedenartigem Wissen und ganz verschiedener Schulung an die gleichen großen Probleme heranbringt, wobei es naturgemäß nicht sofort zu einem ruhigen und fruchtbaren Austausch, sondern zunächst zu einem hoffnungslosen Kampf der von den einzelnen mitgebrachten „Aprioris“ um Alleinherrschaft kam. Noch weniger als bisher wird es uns möglich sein Einzelleistungen aufzuzählen, wenn diese Uebersicht nicht zu einem Bücherkatalog werden soll. Wir wollen lieber die beiden wichtigen, im Titel angedeuteten Punkte herausgreifen und in Kürze versuchen sie zu charakterisieren.

2. Vorher ist noch ein mit moderner sozialwissenschaftlicher Arbeit fast stets verbundenes, von ihr aber sachlich trennbares Moment zu berühren — das tiefe, ja leidenschaftliche Interesse an der Sozialpolitik, das namentlich in Deutschland die Fachkreise erfüllt. Die Bedeutung dieses Moments an sich und die politischen Leistungen dieser Geistesrichtung gehören nicht in diese Geschichte der Wissenschaft. Aber diese Bewegung hat mächtig auf die wissenschaftliche Arbeit gewirkt und dieser Einfluß muß wenigstens angedeutet werden. Erstens hat das Interesse an sozialpolitischen Fragen zu wissenschaftlichen Untersuchungen besonderer Art angeregt, zur Sammlung und Diskussion des Materials dieser Fragen. Wenn wir heute über die industrielle Organisation, die Lebensverhältnisse der Arbeiterklasse, die Wirksamkeit der sozialen Verwaltung usw. verhältnismäßig so gut orientiert sind, so danken wir das dieser Richtung und besonders ihrem Brennpunkt in Deutschland, dem Verein für Sozialpolitik. Zweitens hat diese Bewegung vielfach auf die wissenschaftliche Stellung weiter Kreise gewirkt, indem sie ihnen manche Resultate empfahl, andere unsympathisch machte, je nachdem einzelne Theorien mit sozialpolitischen Bestrebungen, andere mit antisozialpolitischen in äußerem Zusammenhang standen. Theorien, die mit „sozialen“ Begriffen arbeiten und vom Individuum nicht oder weniger sprechen, waren im ersteren, Theorien, in denen „individuelle“ Begriffe eine Rolle spielen, im letzteren Fall. Und drittens drängte die Beschäftigung mit praktischen Fragen jene tiefschürfende Art der Analyse zurück, die niemals unmittelbar praktische Problemlösungen trägt, aber für den Fortschritt der Erkenntnis so wichtig ist, und die in der heißen Temperatur politischen Interesses gar nicht gedeiht. Wer von

politischen Idealen erfüllt ist, vermag mitunter beim besten Willen keinen Geschmack an unpraktischen und oft wirklichkeitsfremden Untersuchungen zu finden und tritt ihrem inneren Wesen nicht nahe, wenn es nur durch Einsetzen der ganzen Persönlichkeit erreichbar ist. Auch der Arbeit des Historikers kann von diesem Standpunkt nicht immer Gerechtigkeit erwiesen werden. Ohne theoretisches oder historisches Rüstzeug gleicht aber die wissenschaftliche Arbeit an den unmittelbaren praktischen Zeitfragen der Augenblicksproduktion in der Nahrungssuche. Die Durchführung rein wissenschaftlicher Diskussionen wird unter solchen Umständen erschwert. Dagegen setzt nun in unsern Tagen in Deutschland eine Reaktion ein, die sich namentlich in der Kontroverse über die Zulässigkeit, bzw. Möglichkeit, eines wissenschaftlichen Werturteils über das soziale Geschehen und praktischer Ratschläge äußert, an der sich die meisten Nationalökonomen beteiligt haben. In anderen Ländern wird diese Frage weder so präzise gestellt, noch so lebhaft debattiert. Wie wir wissen, hat sie schon die Klassiker beschäftigt.

3. Mit dieser Richtung tatsächlich meist vereint, aber prinzipiell von ihr trennbar, ist eine andere von viel größerer rein wissenschaftlicher Bedeutung, die „historische Schule". Ihr Wesen liegt nicht in der bloßen Verwertung historischen Materials, die keiner Richtung ausschließlich eigen ist und an sich keinen bestimmten Standpunkt in wissenschaftlichen oder praktischen Fragen mit Notwendigkeit involviert — und ein Kriterium, das uns dazu zwingen würde, weitaus den größten Teil aller Nationalökonomen aller Länder und Zeiten zu einer tatsächlich engern und scharf umrissenen Gruppe zu zählen, ist für die Zwecke der Methoden- und Dogmengeschichte offenbar unbrauchbar [1]—, auch nicht in jenen großen Grundgedanken, mit denen die historische Schule charakterisiert zu werden pflegt und die wir ausnahmslos auch außerhalb ihres Kreises finden, sondern in der Voranstellung historischer und überhaupt deskriptiver Detailarbeit als wichtigster oder jedenfalls erster Aufgabe der Sozialwissenschaft. Freilich hat sich auch sonst die Nationalökonomie nicht einfach der hergebrachten Organisation des Wissenschaftsbetriebes gefügt und alle historischen Untersuchungen einfach der historischen Fachwissenschaft überlassen, aber es hat erst die historische Schule prinzipiell und systematisch historische Arbeit geleistet und den nur aus dieser zu verstehenden historischen Geist auf sozialwissenschaftlichem Gebiet herrschend zu machen gesucht. Den Geist, der in der historischen Einzelforschung weht, nicht das, was Roscher „historischen Geist" nannte, ein allgemeines Bewußtsein vom steten Fluß der Dinge: Das heißt jene Liebe zur Beschäftigung mit dem Material an sich, jenes Streben nach einem intimen Verständnis der konkreten und individuellen Erscheinungen, das keine Formulierung duldet, dem jede solche Formulierung, vollends jede Generalisation im Verhältnis zur Fülle des Erschauten und Gefühlten bestenfalls als klägliche Halbwahrheit, meist aber als Verzerrung erscheinen muß — jenes Verständnis, dessen höchster und feinster Reiz sich dem Nichthistoriker nicht schildern läßt, sondern sich nur eigener historischer Arbeit erschließt. Das kann niemand verstehen, der nicht in historischer Arbeit, wie niemand die Theorie verstehen kann, der nicht in theoretischer Arbeit lebt und webt [2]).

---

[1]) Wollte ich alle jene zur historischen Schule zählen, die die Notwendigkeit historischen Materials einsehen und der historischen Arbeit billigendes Verständnis entgegenbringen, so würde ich kein halbes Dutzend größerer Namen als außerhalb der historischen Schule stehend aufzählen können. Selbst das Kriterium gelegentlicher historischer Arbeitsleistung würde noch z. B. J. Mill zur historischen Schule weisen.

[2]) Ich drücke einen Gesichtspunkt scharf aus. Natürlich finden wir ihn aber nicht bei allen Anhängern der historischen Schule in gleicher Schärfe. Manche Oekonomen, die sich selbst, namentlich infolge der persönlichen Schülerbeziehung, zu ihr zählen, haben nichts von diesem spezifisch historischen Geist. Bei andern drängen ihn die Notwendigkeiten sozialwissenschaftlicher Arbeit mehr oder minder zurück. — Es ist interessant zu beobachten, wie sich die historische Fachwissenschaft zu dieser Richtung, die doch gleichsam ein vorgeschobener Posten von ihr ist, verhielt. Manche Historiker begannen sich als Soziologen zu fühlen (Breysig, Lamprecht), aber das Gros verhielt sich nicht durchaus freundlich. Man klammerte sich an

Mentalitäten verschiedener Anlage wenden sich beiden Forschungsweisen zu und die tägliche Arbeit am historischen Material oder am Theorem formt weiter ihre an sich schon entgegengesetzten Dispositionen, bis oft wohl noch logisches Begreifen der „andern Richtung" aber nicht mehr gefühlsmäßiges Teilnehmen an ihr möglich ist. Ueberschätzung des eigenen Gebiets ist dann unvermeidlich. Und das ist gut. Denn ich glaube kein zu großes Paradox zu riskieren, wenn ich sage, daß die Wissenschaft nie entstanden wäre, wenn nicht ein jeder seine Methode und sein Problem und das, was er für dieses leisten kann, überschätzen würde. Aber das führte zum „Methodenstreite".

Die historische Schule ist bekanntlich in Deutschland entstanden und vor allem hier zur Blüte gelangt. Ihr Wesen in der Pflege historischer Einzelforschung sehen, die alles, was eventuell noch weiter getan werden kann, zur Voraussetzung hat, heißt sie an den Namen G. v. Schmollers knüpfen. Dafür scheinen die folgenden Gründe methodenhistorischer Gerechtigkeit zu sprechen: Erstens hat sich erst unter seiner Führung eine „Schule" entwickelt, die zu einer Macht in der Wissenschaft wurde und in andern Ländern analoge Bewegungen hervorrufen oder beeinflussen konnte. Man tritt Roscher, Hildebrand und Knies [1]) nicht zu nahe, wenn man sagt, daß sie das nicht hätten bewirken können. Zweitens gehört die Grundtendenz der historischen Schule zu jenen Dingen, bei denen die Forderung nichts, die Ausführung alles ist, so daß, auch wenn die Schmollerschule nur ausgeführt hätte, was andere als notwendig bezeichnet hatten, noch immer sie allein die „historische" Schule κατ' ἐξοχήν wäre. Drittens aber ist es gar nicht richtig, daß sie als „jüngere" historische Schule nur die Gedanken der „älteren" — in Deutschland hauptsächlich jene drei Autoren umfassenden — ausgeführt habe. Im Gegenteil. Der „geschichtliche Standpunkt", von dem Roscher und Knies sprechen, ist etwas ganz anderes als der Schmollers und seiner Schüler. Er involviert vor allem geschichtsphilosophische Gedanken, die bei den letzteren fehlen. So die Idee Vicos und Comtes von dem Parallelismus der Entwicklung der einzelnen Völker und die Idee des einzelnen Volks als eines Organismus, der altern und sterben kann. Diese und andere Gedanken weisen auf nichthistorische Quellen zurück und der Standpunkt der „jüngeren" historischen Schule läßt sich dahin charakterisieren, daß sie dieselben im Interesse unvoreingenommener historischer Detailarbeit zu eliminieren wünscht in ganz demselben Sinn, wenn auch in milderer Form, wie die Sätze der klassischen „ökonomischen Soziologie". Wenn das im Namen wissenschaftlicher Exaktheit geschieht, so ist das berechtigt und man wird auch dann ein Verdienst in dieser Stellungnahme erblicken müssen, wenn man lebensfähige Elemente in jenen Gedanken zu erblicken glaubt. Läßt man aber diese Dinge aus dem geistigen Mobiliar Roschers weg, dann bleibt ein Theoretiker übrig, der eben besonderes Gewicht auf historische Beispiele legt und ebensoviel Gewicht wie Mill auf Einschränkungen der Tragweite theoretischer Sätze [2]). Bei Knies steht es ja nicht ganz so. Sein Widerstand gegen die Auflösung der Persönlichkeit in einzelne „Triebe" und deren isolierende Behandlung — obgleich betont werden muß, daß darin keineswegs, wie Knies meint, das Wesen der klassischen Oekonomie liegt — und seine Betonung der wesentlichen Rolle nichtwirtschaftlicher

---

technische Unvollkommenheiten der Arbeit der historischen Oekonomen und betrachtete von ihnen ausgehende Anregungen oft mit fachlicher Engherzigkeit.

[1]) Am meisten kommen von den Werken dieser Autoren für uns die folgenden in Betracht: Roscher, Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswissenschaft nach geschichtlicher Methode 1843; Hildebrand, Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft 1848 (Torso), und mehrere Artikel in seinen Jahrbüchern; Knies, Die politische Oekonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode (1853; zweite sehr vermehrte Auflage unter etwas anderem Titel 1881—3). Sein großes Werk „Geld und Kredit" steht außer aller Beziehung zum spezifisch historischen Gedankenkreis.

[2]) Und selbst mit einer Hinneigung zum Theoretisieren, wo dieselbe bedenklicher ist als innerhalb der reinen Oekonomie — in dieser Beziehung ist schon der Untertitel seiner Politik: Naturlehre der Monarchie usw., und noch mehr ihr Inhalt bezeichnend.

Momente auch auf dem Gebiet der Wirtschaft („Heteronomie der Wirtschaft"), stellt ihn der eigentlich historischen Schule näher. Aber trotzdem kann der Autor von „Geld und Kredit" nur als ein der Geschichte und ihrer Philosophie besonders nahestehender Theoretiker bezeichnet werden und, wenn er Schule gemacht hätte, was trotz der tiefen Wirkung seines Lehrbuchs nicht der Fall war, so würde das eine Schule vorwiegend analytischen Charakters geworden sein. Damit will ich natürlich nicht eine bestehende Geistesverwandtschaft leugnen. Ich wende mich nur gegen jene Tendenz der Wissenschaftsgeschichte, die jedem Anklang — besonders bei Gleichheit der gebrauchten Worte, hier des Worts „geschichtlich" — und jeder prinzipiellen, von dem Kern der Arbeit eines Autors losgelösten, Aeußerung eine Bedeutung beimißt, die die Einleitungen der Werke unserer Disziplin zu wichtigern Dingen macht, als diese Werke selbst. Hildebrand kann am ehesten als ein Vorläufer der historischen Schule betrachtet werden. Aber auch nur als Vorläufer. Denn dieser lebensvolle Geist, der — „stets verneinend" — soviele Anregungen ausstreute und auch eigentlich historische Arbeit leistete, ferner eine Reihe der Argumente der historischen Schule vorwegnahm, blieb doch außerhalb ihres Kreises — stand er doch noch unter dem Einfluß des Gedankens der „historischen Entwicklungsgesetze" — und hat die entscheidenden Schritte nicht getan. Auch als Vorläufer der sozialpolitischen Richtung und — wenn auch mit weniger Recht — der Grenznutzentheorie ist er ja zu nennen. Aber es wäre irreführend, ihn einem dieser Kreise einfach zuzuzählen. Dazu war dieser scharfe Kritiker überhaupt nicht positiv genug.

Neben dem Kreise Schmollers stehen andere Persönlichkeiten, wie K. Bücher, G. Knapp, L. Brentano, Inama-Sternegg, auf deren besondere Stellung hier nicht eingegangen werden kann. Aber wie für den zeitlichen Umfang der historischen Richtung, so ist auch für die Feststellung ihres Umfangs in der Gegenwart der Gesichtspunkt entscheidend, auf den man sich stellt. Unberührt von ihrem Einfluß sind nur wenige Leute. Handelt es sich also darum ihren Einflußkreis festzustellen, so müssen weitaus die meisten deutschen und sehr viele nicht deutsche Oekonomen zur historischen Schule gezählt werden. Aber jene, die den Typus der Richtung ganz rein darstellen und die eigentlichen Träger ihres Geistes sind, bilden hier, wie das ja bei allen Richtungen der Fall ist, eine kleine Minorität. Ihnen schließen sich Gruppen von Oekonomen an, die gar nicht oder nur gelegentlich einmal historisch arbeiten — und das macht jemand sowenig zum Wirtschaftshistoriker, als allgemeine Anerkennung der Theorie oder eine gelegentliche theoretische Arbeit jemand zum Theoretiker machen — und nur prinzipiell ihrer Zustimmung Ausdruck geben. Rechnete man alle „Empiriker" zur historischen Schule, so umfaßt dieselbe schlechthin die ganze Oekonomie. Ebenso fließend ist die Grenze nach der historischen Fachwissenschaft hin. Das stärkere oder schwächere Hervortreten ökonomischer oder soziologischer Gesichtspunkte und die Tendenz nach einer schließlichen Zusammenfassung der historischen Detailresultate zu einem Ganzen wird da entscheidend sein, gibt aber offenbar keine Handhabe zur Feststellung einer klaren Grenze ab.

4. Fragen wir nach den Ursachen des Entstehens und des Aufschwungs der historischen Schule, so ist vor allem wiederum daran zu erinnern, daß die Wissenschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern historische und theoretische Elemente enthielt und daß beide in Werken, die das Gesamtgebiet schildern sollen und nicht Spezialfragen herausgreifen, eine Rolle spielen. Nach Neigung und Bildungsgang wendet sich der eine theoretischen, der andere historischen und überhaupt deskriptiven Problemen — richtiger Problemen, deren Behandlung eine deskriptive Vorarbeit oder Deskription als Hauptarbeit involviert — zu, ohne daß darin an sich ein prinzipieller Gegensatz läge. Niemand hätte die Probleme, die Ricardo interessierten, anders als theoretisch, niemand hätte das Städteproblem ohne vorhergehende Tatsachensammlung behandeln können. Mit einer dem Kenner der Wissenschaftsgeschichte nicht fremden Notwendigkeit überwiegt erstens in den einzelnen Ländern und zweitens innerhalb der durch die relativ bleibenden Verhältnisse der einzelnen Länder gegebenen Grenzen

zu verschiedenen Zeiten in einem und demselben Land, die eine oder die andere Arbeitsweise. Was hier der Erklärung bedarf, ist das so starke Ueberwiegen der historischen Schule in Deutschland, begleitet von einem Ueberbordwerfen der Theorie, der Umstand, daß viele Nationalökonomen in der Tatsachensammlung einen — wenigstens unmittelbaren — Selbstzweck und ihren wissenschaftlichen „Lebenszweck" (Schmoller, Art. Volkswirtschaftslehre im H. d. St. S. 47) sehen.

Unter den Umständen, die diese Richtung überhaupt und namentlich in Deutschland förderten, steht die Erweiterung des Interessen- und Problemkreises der Nationalökonomie obenan. Die Soziologie begann sich anzukündigen, brennende Fragen der Zeit und unabweisbare Einflüsse von außen, wie die Deszendenzlehre, machten sich geltend. Einer neuen Generation eröffneten sich weite, glanzvolle Ausblicke weit über eine bloße Wirtschaftslehre hinaus. Auch innerhalb der wirtschaftlichen Problemgruppe sah man neue Aufgaben in ungeahnter Fülle, aber in theoretischem Sinn außerwirtschaftliche Fragen lockten vor allem. v. Schmoller hat das Gefühl, das in dieser Lage viele beherrschte, uns durch den Ausruf nahegebracht: „Oh Jahrhundert, es ist eine Lust in dir zu leben". Dem konnte sich der Lehrbetrieb und die offizielle Fachwissenschaft nicht entziehen, ohne der großen Rolle, die sie in Deutschland spielen, untreu zu werden und alle Fühlung mit den lebendigsten Kräften zu verlieren. Der „offizielle Betrieb" kannte aber keine andere Sozialwissenschaft als die politische Oekonomie — was Wunders, daß sich diese rasch zu verwandeln und ins Uferlose auszudehnen begann?

Daß sich die wissenschaftliche Untersuchung dieses weiteren Gebiets in historischen Bahnen bewegte, lag zum Teil in der Natur der Sache. Denn außerhalb eines kleinen Problemkreises — Schmoller spricht treffend von ihm als *einem* Raum in einem großen Haus — ist mitunter der historische Weg der einzig mögliche, und fast immer ist er da einer von mehreren möglichen. Daß man ihn aber so ausschließlich beschritt und jeden andern fast als dilettantisch und unwissenschaftlich verachtete und fast ganz aus der Fachwissenschaft ausschloß, ist damit nicht erklärt. Vielmehr erklärt sich das aus der hohen Blüte der deutschen Geschichtswissenschaft, die zu einer herrschenden Stellung derselben im deutschen Geistesleben führte. Die Göttinger kulturgeschichtliche Schule und eine Reihe großer Historiker von Niebuhr an führten eine Tradition fort, die schon vor und dann mit Herder zu großem Einfluß gekommen war und die in der Periode der Romantik, deren Gedankenwelt allerdings nicht ohne weiteres als spezifisch „historisch" bezeichnet werden kann, zur wissenschaftlichen Grundlage einer allgemeinen Strömung wurde [1]). Aber nicht nur absolut genommen stand die Geschichtsschreibung auf einer hohen Stufe, viel größer war noch ihre relative Bedeutung im Vergleich zu den andern Elementen deutschen sozialwissenschaftlichen Lebens. Unter diesen gab es nichts ihr Gleichwertiges. Die besten Geister, die kräftigsten Lehrerindividualitäten hatten sich ihr zugewendet. Niemand sonst hatte allen jenen, die es nach der Sozialwissenschaft zog, soviel zu bieten und gerade jene, die nach ernster sozialwissenschaftlicher Arbeit

---

[1]) Hingegen ist der Anschluß an Hegel, von dem v. Schmoller spricht, mit den von den Vertretern der historischen Schule so oft betonten Prinzipien empirisch-exakter Tatsachenforschung nicht recht vereinbar. Das philosophische Element im Mobiliar des deutschen Geistes ist freilich mächtig genug, um sogut wie alle seine Aeußerungen zu beeinflussen. Auch haben viele historische Oekonomen ein zweifelloses Penchant für die Philosophie überhaupt. Aber die konkreten Forschungen gerade v. Schmollers scheinen mir von hegelianischen Einflüssen, gerade im Gegensatz zur „älteren" historischen Schule in Deutschland, frei zu sein. Und in der Methode trennt doch Hegel und die Schmollerschule eine Welt. Dessen ungeachtet dürfte es kaum richtig sein, in der historischen Schule eine „Reaktion des Empirismus" gegen die Philosophie und die theoretischen Wissenschaften zu sehen. Denn erstens fallen theoretische und philosophische Interessen nicht zusammen und zweitens ist das einzige reale Phänomen in der geistigen Geschichte des 19. Jahrhunderts, das mit jenem Ausdruck bezeichnet werden kann, eine philosophische Richtung positivistischer Natur, mit der die Historiker nichts zu tun haben.

verlangten, griffen vor allem nach der Geschichte — konnten nach nichts anderem greifen.

Denn — und darin liegt ein weiterer Grund für den Erfolg der historischen Schule — die außerhistorische deutsche Nationalökonomie bot um die Mitte des 19. Jahrhunderts recht wenig. Hätte auch die Theorie noch so sehr alles geboten, was Theorie bieten kann, so wäre sie noch immer dem geweiteten Interessenkreis ungenügend geschienen. Eine alte gefestigte Disziplin kann das Auftreten neuer, ihr unerreichbarer Probleme und den Ansturm neuer „Aktualitäten", die das Interesse von ihr abziehen, vertragen, eine erst in den Anfängen stehende wird dabei zur Seite geworfen. Je ernster und exakter sie ist, um so mehr muß sie da mißverstanden und dem Vorwurf ausgesetzt werden, Steine statt Brot zu bieten. Aber so stand es nicht einmal. Die theoretische Oekonomie hatte in Deutschland nie festen Fuß gefaßt, war nie weiteren Kreisen in Fleisch und Blut übergegangen. Sie war ein fremdes, außerdem von keineswegs besonders geschickten Händen verpflanztes Gewächs. Ihre Vertreter konnten nicht anziehen, ihre Lehren unmöglich intellektuelle Befriedigung gewähren. So wandte man sich von ihr ab und den historisch geformten neuen Männern zu. Man machte im historischen Kreis kaum einen Versuch, in sie einzudringen oder sie zu reformieren, sondern legte sie ad acta mit einem allgemein gehaltenen Todesurteil. Für die nächste Generation gehörte gründliche theoretische Bildung gar nicht mehr zu den Voraussetzungen selbständiger Teilnahme an der Arbeit unserer Disziplin und theoretische Werke erfuhren kaum Beachtung mehr. Um so fester standen die einmal angenommenen Urteile über die Theorie.

So lagen die Dinge außerhalb Deutschlands nicht. Nicht nur widerstand da die Theorie mit mehr Glück, es hatte vor allem die Geschichtswissenschaft niemals ein solches Uebergewicht und, soweit man mehr haben wollte, als eine bloße Wirtschaftslehre, griff man zu theoretischem Rüstzeug auch außerhalb derselben. Aber trotzdem machte sich auch außerhalb Deutschlands eine Reaktion und, teils selbständig teils im Anschluß an die deutsche, eine historische Richtung geltend, nur daß die ganze Bewegung weniger Wellen schlug und weder zu so großen Leistungen noch zu solcher Ausschließlichkeit führte wie in Deutschland. In England gab es, wie gesagt, schon zurzeit der Blüte der Klassiker Gegenströmungen. Einen wirklichen Versuch, die theoretische Behandlung wirtschaftlicher Fragen durch die geschichtliche Detailforschung zu ersetzen, machte das nicht einflußlose Essay on the distribution of Wealth von R. Jones, von dem nur ein erster Teil über die Grundrente erschien und das die spezifisch historische Gegnerschaft gegen die Theorie zeigt. Im sechsten Jahrzehnt trat die Wirtschaftsgeschichte, die bisher um ihrer selbst willen von Nationalökonomen nur wenig gepflegt worden war — die bekannteste Leistung war Tooke und Newmarch: History of prices, 1838—1857 — mehr hervor: Th. Rogers (History of Agriculture and Prices in England, 1866—88) machte den Anfang, ihm folgten W. Cunningham (Growth of English Industry and Commerce 1882, 2. Aufl. 1892) und Agrar- und Rechtshistoriker (Seebohm, Maitland u. a.). Auf weitere Kreise wirkte A. Toynbee (Industrial Revolution of the 18 th Century, Vorlesungen, 1884 publiziert), der energisch gegen die „wirklichkeitsfremde" Theorie Front machte. Die eigentlichen Schüler der deutschen historischen Schule aber waren Cliffe Leslie, J. K. Ingram und später W. J. Ashley. Die beiden erstern und besonders Leslie eröffneten den prinzipiellen Angriff auf die Theorie (besonders wichtig ist Leslies Essay in der Fortnightly Review 1879 [1]), die einzige orthodoxe Darlegung des Standpunkts der deutschen historischen Schule in englischer Sprache). Ohne selbst historisch zu arbeiten legten sie die historischen

[1]) Ingram, The present position and prospects of political economy, 1878, ist comtistisch gefärbt. Nun pflegt man allerdings in historischen Kreisen Comte als einen „Vorläufer" zu betrachten. Wiederum — wie bei Hegel, nur in anderer Richtung — liegt darin ein Versehen: Was hat Comtes Gedankenwelt — wenn anders man sie nicht aller ihrer Charakteristika beraubt — mit der historischen Schule zu tun?

Argumente weitern Kreisen dar. Allein obgleich sie nicht ohne Beifall gehört wurden, so blieb doch infolge der beiden Tatsachen, daß diese Argumente nicht alle die positiven Leistungen der Deutschen und die deutsche Vorliebe für Geschichte hinter sich hatten und daß sie einer viel schärfern Kritik gegenüberstanden, die negative Seite ihrer Ausführungen ohne dauernden Erfolg. Was in Deutschland zum Sturme wurde, vermochte hier kaum die Wellen zu kräuseln. Schon Ashleys Stellung war eine sehr viel gemäßigtere und soweit es überhaupt in Fachkreisen zu einer prinzipiellen Gegnerschaft gegen die Theorie kam, flaute sie sehr schnell ab. Aber die positive Seite der Lehre dieser englischen historischen Schule trug Früchte. Die Detailforschung im historischen und sonstigen deskriptiven Material gedieh (S. und B. Webb, Booth u. a.) und auch im Lehrgang erhielt die Wirtschaftsgeschichte ihren bestimmten Platz, allerdings nicht an Stelle sondern neben der Theorie, mehr in der Stellung einer — auch durch besondre Lehrer vertretenen — Hilfswissenschaft [1]).

In Frankreich hatte man, unbekümmert um Comte, bis auf die neueste Zeit an der im vorhergehenden Abschnitt geschilderten Richtung festgehalten. Aber diese Richtung ließ der historischen und sonstigen deskriptiven Detailforschung volle Entwicklungsmöglichkeit. Nirgends sehen wir so deutlich, wie wenig ein Gegensatz zwischen Theorie und Wirtschaftsgeschichte im Wesen der Sache liegt und wie wenig unvoreingenommene Leute daran zweifeln, daß beide Arbeitsweisen gleich notwendig sind. Zu jener herrschenden Richtung gehörte eine Reihe von Wirtschaftshistorikern, unter denen Levasseur und d'Avenel hervorragen [2]). Forschungen im Tatsachenmaterial der Gegenwart unternahmen geradezu die meisten. Als Beispiel sei P. Leroy-Beaulieu genannt, bei dem auch die Theorie unter dem Gesichtspunkt der Zusammenfassung zeitgeschichtlicher Einzelbeobachtungen erscheint. Am besten brachte A. Liesse den Standpunkt dieser Gruppe zum Ausdruck mit seiner Verbindung von historischem Material und den „Gesetzen der menschlichen Natur", von allgemeinen Lehrsätzen und einer den Umständen angepaßten Interpretation derselben. Dennoch kam es auch hier zu einer Wendung gegen diese Richtung im Anschluß an die deutsche historische Schule. Ihre Träger waren vor allem jene Professoren, mit denen im Jahre 1878 die neugegründeten Kanzeln der französischen Juristenfakultäten besetzt wurden und von denen manche ihrem neuen Fach mit einer durch keine fachliche Vorarbeit getrübten Unvoreingenommenheit gegenübertraten. Aus diesem Kreis ragt vor allem Cauwès hervor, der sich gegenüber der Theorie ähnlich verhielt wie etwa C. Leslie. Aber diese Bewegung leistete wenig Positives und erstarb bald. Als Repräsentant jener französischen Nationalökonomen, die immerhin von ihr beeinflußt sind und in ihr ein Mittel suchen, die französische Wissenschaft aus ihrem allzu ruhigen Gang hinauszulenken, sei Ch. Gide genannt, der in gleicher Weise sozialpolitische, historische und neue theoretische Gedanken aufgenommen hat.

Doch ist noch zweier „autochthoneren" Richtungen zu gedenken. Die französische Oekonomie hat mehr an ihren Grenzen festgehalten wie die deutsche und darauf verzichtet, ihr Arbeitsgebiet mit dem der Soziologie zusammenfallen zu lassen, so daß sich viel schneller wie in Deutschland eine selbständige Soziologie entwickelte. Ein Teil derselben deckt sich nun natürlich mit „ökonomischen" Untersuchungen in Deutschland und so ist ihre Methode auch für uns von Bedeutung. Es würde zu weit führen, die einzelnen Gruppen und führenden Persönlichkeiten zu charakterisieren, aber es muß hervorgehoben werden, daß mehrere dieser Gruppen sich der Methode nach mit der historischen Schule berühren. Hierher gehört z. B. Ch. Letourneau und der Schülerkreis von Worms und Dürkheim: Archivalische Arbeit

---

[1]) Th. Buckles Gedankenkreis kann hier nicht zu Worte kommen. Sein Buch hat auch nicht auf die Politische Oekonomik gewirkt.

[2]) Vgl. übrigens eine methodische Arbeit Levasseurs, De la méthode dans la science économique 1898. Vgl. auch des Historikers Seignobos' Arbeit: La méthode historique appliquée aux sciences sociales, 1901.

oder andre „Originaltatsachenforschung" wird von ihnen zwar nicht oder doch nicht als Selbstzweck geleistet, aber alle Untersuchungen beruhen auf historischer, ethnologischer, statistischer Materialbasis. Dabei wirkt das Material aber nicht schon durch sich selbst, es appelliert nicht direkt an den Leser, sondern es gibt die Bausteine zu Generalisationen ab. Darin liegt kein prinzipieller, aber tatsächlich doch großer Unterschied gegenüber der historischen Schule. Die historische Facharbeit tritt zurück. Die zeitlichen, örtlichen und sachlichen Grenzen, an die die historische Originaluntersuchung gebunden ist, entfallen. Und es wird die Untersuchung einzelner sozialer Institutionen und Phänomene (Eigentum, Ehe, Klassen usw.) zum unmittelbaren und alleinigen Zweck. Auch die historische Schule arbeitete natürlich mitunter so, aber bisher nur gelegentlich und nebenbei. Auch methodologische Werke hat diese Richtung in Menge hervorgebracht. (Vor allem: D ü r k h e i m: Règles de la méthode sociologique 1895, C l é m e n t: Essai sur la science sociale 1867; F o u i l l é e: Le mouvement positiviste et la conception sociologique; und neuestens das Werk von Simiand, das den Standpunkt dieser Gruppen und die ihnen allen eigene Abneigung gegen die Theorie am klarsten zum Ausdruck bringt.)

Zweitens haben wir der Le Play-Schule zu gedenken (L e P l a y s Hauptwerke sind: Les Ouvriers Européens 1. ed. 1855 2. ed. 1877—79, La réforme social 1. ed. 1864, L'organisation du travail 1870, L'organisation de la famille 1872, Constitution essentielle de l'humanité 1880; von ihm begründet: die Monographienserie Les ouvriers des deux mondes und die Zeitschrift La Reforme sociale. Als Nachfolger seien du Maroussem und die vielfach selbständigern Cheysson und C. Jannet genannt). Ihre sozialpolitischen Ideen, die für Le Play die Hauptsache waren, interessieren uns hier nicht. Desto wichtiger ist seine Methode, die der Detailuntersuchung der Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft an der einzelnen Arbeiterfamilie und unter besonderer Berücksichtigung ihres Budgets. Es ist klar, daß diese Methode, die seither auch in Deutschland, Amerika und England eingeschlagen wurde, nicht nur für manche Probleme schlechthin nötig ist, sondern auch einen Beitrag zu unserm allgemeinen Verständnis des sozialen Geschehens bieten kann. Daß sie bisher zu keinen in Kürze zu formulierenden Resultaten führte, liegt in ihrer Natur und bildet keine Einwendung. Nur sind die allgemeineren Ausführungen Le Plays wissenschaftlich nicht sehr wertvoll, teils weil sie seinem Talent nicht „lagen", teils wegen des völligen Fehlens jeder selbst elementaren ökonomischen Schulung. Das nimmt namentlich seinen Ausfällen gegen die Klassiker, die er kaum gelesen haben kann, jede Bedeutung [1]).

In Amerika, Italien, Holland und Nordeuropa kam es zu keiner eigentlichen historischen Bewegung. Wir finden auch da einen Aufschwung der „Wirtschaftsbeschreibung", in Amerika mit einem bemerkenswerten Ansatz zu einem großzügigen planmäßigen Zusammenarbeiten vieler Gelehrter am Werk der Deskription (innerhalb des Carnegie Instituts, der Smithsonian Institution und außerdem an der Documentary History of American Industrial Society). Aber er geht nur parallel mit einem Aufschwung der Theorie und Hand in Hand mit diesem. Jener spezifisch historische Geist, der allein die für jede Richtung nötige Pflege der Tatsachensammlung zu etwas methodisch Eigenartigem macht, entwickelte sich nicht. Gelegentlich fanden die kritischen Gesichtspunkte der historischen Schule Widerhall, aber nur einen schwachen, vornehmlich außerhalb der führenden Kreise der Nationalökonomie, und sie wirkten nur wenig auf die positive Arbeit. Es ist schwer, die den historischen oder theoretischen Parteimann in Deutschland so sehr interessierende Frage, welche Richtung „überwiegt", mit gutem Gewissen zu beantworten. Nach der Bändezahl natürlich wie immer und überall die „Tatsachenforschung". Nach dem Kriterium,

---

[1]) Die liebenswürdige, aber nicht sehr starke Persönlichkeit E. d e L a v e l e y e s (Hauptwerk: Ureigentum) verdiente ebenfalls Erwähnung: Ein Mann voll hoher sozialpolitischer Ideale und von vorwiegend historischen Neigungen, war er einer der besten Repräsentanten eines ziemlich häufigen Typus der Epoche.

wo die Leistungen der Nationalökonomen von Namen liegen, die Theorie. Einen halbwegs verläßlichen Ueberblick verschafft man sich, wenn man etwa den Inhalt der Publikationen der American Economic Association, deren Stellung in Amerika mit der des Vereins für Sozialpolitik in Deutschland wenigstens Aehnlichkeit hat, mit dem Inhalt der Publikationen des letztern vergleicht, oder durch ein Studium der amerikanischen und italienischen Lehrbücher — aber ihres innern Gehalts und nicht bloß ihrer prinzipiellen Ausführungen.

5. Diese Uebersicht zeigt, wie wenig ein prinzipieller Methodenstreit in der Natur der Sache lag. Wenn dem aber so ist, woher kam er dann? Worum stritt man? Und war der ganze Kampf denn nötig, der soviel Kraft kostete, die positive Arbeit hätte leisten können, und Männer entzweite, die ihrer gegenseitigen Achtung so würdig waren und in ruhigem Zusammenarbeiten einander soviel geboten hätten? Ueber die letzere Frage zu philosophieren und mit sentimentalem Bedauern auszuführen, wie schön es gewesen wäre, wenn sich die Dinge anders gestaltet hätten, hieße in eine veraltete Art von Geschichtsschreibung verfallen. Die Erklärung des Kampfes aber haben wir bereits angedeutet: Es war ein Kampf zweier Arbeitsweisen, ein Kampf zwischen Leuten verschiedenen geistigen Habitus, die um Luftraum oder Herrschaft stritten. Und das erklärt auch die Art, wie dieser Kampf geführt wurde und seine Resultate: Wie im politischen Kampf wirkte vor allem der Schlachtruf, der an empfindliche Saiten rührte und bestimmte Vorstellungen und Gefühle wachrief, viel weniger der ausgearbeitete Gedankengang. Und jedes Argument wirkte für sich, d. h. unabhängig von seinen Mit- und Gegenargumenten, ohne daß es in einem und demselben Bewußtsein mit seinen Mitargumenten zusammengehalten und gegenüber dem Gegenargument abgewogen wurde. Daher die endlosen Wiederholungen von Argumenten, die schon mit aller wünschenswerten Gründlichkeit widerlegt waren. Stets klingt bei allem, was die Parteien zu sagen haben, die unüberwindliche, keinem bloß logischen Argument zugängliche Abneigung gegen das theoretische „Nebelbild" oder die historische „Kärrnerarbeit" durch. Immer wieder finden wir die Tendenz der Parteien, einander Unwissenschaftlichkeit vorzuwerfen und sich selbst mit für auszeichnend gehaltenen Prädikaten zu schmücken („realistisch", „exakt", „modern" usw.), oft dicht neben dem Zugeständnis, daß etwas Berechtigtes an dem gegnerischen Standpunkt sei. Die Einzelargumente selbst — und noch mehr ihre Betonung und Formulierung — wechselten auf beiden Seiten mitunter sehr unvermittelt. Das macht es fast unmöglich, einem Autor eine bestimmte Behauptung zuzuschreiben ohne daß ihr andere, widersprechende, entgegengestellt werden können. Deshalb, dann weil es oft schwer ist, den präzisen Sinn einzelner Aeußerungen heute festzustellen und weil es endlich kaum fair ist, mit jeder in der Hitze des Gefechts gefallenen Aeußerung vollen Ernst zu machen, wollen wir uns mit wenigen Bemerkungen begnügen.

In ihren Anfängen eröffnete die historische Schule vor allem einen Angriff auf die politischen und sozialphilosophischen Thesen der alten Oekonomik, auf Manchestertum, Individualismus, Rationalismus usw. und zwar mit so gut wie vollständigem Erfolg. Dabei wurde wohl auch die eigentliche Theorie mit abgelehnt, z. B. als scholastisch, spekulativ, naturalistisch usw. bezeichnet, auch bestand eine Neigung, die Anwendbarkeit des Gesetzesbegriffs auf die Sozialwissenschaft für bedenklich zu halten, aber das stand nicht im Vordergrund: Wenn Schmoller z. B. jeden „Smithianer" als ungeeignet bezeichnete, die Wissenschaft als Lehrer zu vertreten, so meinte er offenbar das sozialphilosophische und politische Element im Smithianismus. Von dieser Phase ist nicht so sehr zeitlich als inhaltlich eine andere zu unterscheiden, in der die Methodenfrage näher diskutiert wird. Da werden die Vorzüge von Induktion und Deduktion erörtert, die Berechtigung, resp. Möglichkeit des Isolierens usw. Diese Phase war nicht sehr fruchtbar. Dem Streit um Induktion und Deduktion lag nicht etwa eine logische Frage, sondern einfach der Gegensatz zwischen Sammlung und Analyse von Tatsachen zugrunde. Trotzdem wurde eine

Zeitlang der Kampf in jenem für ihn gar nicht passenden Gewand geführt, natürlich ohne besondere Resultate. Schlagworte wie „Oekonomie im luftleeren Raum“, „Atomismus“ usw. gehören ebenfalls hierher. Eine dritte Phase steht unter dem Einfluß der Fortschritte der Erkenntnistheorie und der fachhistorischen Methodendiskussionen und brachte zwar eine neue Komplikation, weil nun erkenntnistheoretische Differenzen, die an sich mit der ökonomischen Arbeitsweise nichts zu tun haben, hereingezogen wurden, aber dafür eine zweifellose Klärung der Anschauungen.

Im Zentrum der Diskussion steht die große methodologische Leistung C. Mengers: „Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Oekonomie insbesondere.“ Sie führte aus dem Stadium der Aperçus und Einzelargumente hinaus und machte den Versuch, durch gründliche prinzipielle Auseinandersetzungen Klarheit in den Methodenstreit zu bringen und dabei die Theorie gegen die Mißverständnisse zu verteidigen, denen sie ausgesetzt war [1]). Da gab es in der Tat vieles zu tun. Dem spezifisch historischen Ideenkreis liegt die Auffassung nahe, daß die ökonomische Theorie überhaupt nicht auf Tatsachenbeobachtung, sondern auf Obersätzen zweifelhaften Charakters beruhe und im Grunde vorwissenschaftlich sei, bestimmt, durch ernste Tatsachenforschung verdrängt zu werden. Die Aufgabe der Wissenschaft läge dann ihr gegenüber überhaupt nicht in Fortbildung, sondern nur in der Darstellung und historischen Erklärung ihrer wechselnden Systeme. Höchstens die Bereitstellung und logische Durchbildung eines Begriffssystems für die Sozialwissenschaft könnte als eine — aber verhältnismäßig untergeordnete — Aufgabe theoretischen Charakters anerkannt werden. Von „Gesetzen“ könnte auf sozialwissenschaftlichem Gebiet kaum mehr die Rede sein, höchstens von Regelmäßigkeiten, wie sie die historische und statistische Detailforschung aufdecken kann und die man eventuell „empirische Gesetze“ nennen könnte. Das Wort „Theorie“ wurde so verfehmt, daß man es heute mitunter durch „gedankliche Nachbildung“ oder „Lehre“ ersetzt, um nicht a limine eine ganze Menge von Vorurteilen wachzurufen. Und wenn „Theorie“ im Sinne allgemeingiltiger Erkenntnisse nicht für schlechthin unmöglich gehalten wurde, so hielt man doch die vorhandene Theorie für prinzipiell verfehlt. Aber wenn Menger diesen Anschauungen entgegentrat, so erkannte er doch ohne weiteres die Notwendigkeit einer historischen Grundlage für die Arbeit an einer Reihe von ökonomischen Problemen und sodann für die Untersuchung von individuellen Fällen an. Schmoller entgegnete darauf (Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften, Jahrbuch für Gesetzgebung 1883; vgl. auch: Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaft 1888 und: Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten . . . 1897. Frühere Aeußerungen Schmollers über Methodenfragen in der Sammelausgabe: Grundfragen der Sozialpolitik und Volkswirtschaftslehre 1898), zwar in einer durch den Anlaß gegebenen polemischen Form, sachlich aber durchaus nicht einfach ablehnend. Er erkannte schon damals — abgesehen von der Berechtigung mancher kritischen Bemerkungen Mengers — die prinzipielle Wesensgleichheit der sozial-

---

[1]) Auf prinzipiell demselben Boden stehen: v. Böhm-Bawerk, Method in Political Economy, Ann. Amer. Ac. I; v. Philippovich, Ueber Aufgabe und Methode der Politischen Oekonomie, 1886; Sax, Wesen und Aufgaben der Nationalökonomie, 1884; Dietzel, Beiträge zur Methodik der Wirtschaftswissenschaften, Conrads Jahrb. 1884 u. a. Arbeiten; Lifschitz, Untersuchungen über die Methodologie der Wirtschaftswissenschaft, 1909. Im ganzen auch die englischen Methodologen: Jevons, The future of Political Economy, Fortnightly Rev. 1876, und Principles of Science, 1874; Cairnes, The Character and logical method of Political Economy, 1875; Keynes, Scope and method of political economy, 1. Aufl., 1891, und Artikel „Method“ in Palgraves Dictionary.

Bagehots Stellung (Economic Studies, ed 1880) ist ähnlich der K. Büchers: Die Theorie erscheint bei ihnen als unentbehrlich zum Verständnis der Vorgänge der modernen Verkehrswirtschaft, darüber hinaus aber ohne Wert.

Methodologische Erörterungen ähnlichen Grundzugs findet man ferner in den meisten systematischen Werken, so bei A. Wagner, v. Philippovich, G. Cohn, J. Conrad, Seligman, Marshall usw.

und der naturwissenschaftlichen Kausalnotwendigkeit an und bezeichnete kausale und gesetzmäßige Erklärung — für ihn fiel damals Beides zusammen — der sozialen Phänomene als das Ziel sozialwissenschaftlicher Arbeit. Ja wir finden sogar den weitgehenden Satz, daß alle vollendete Wissenschaft „deduktiv" sei, d. h., daß der Zustand idealer Vollkommenheit erst erreicht wäre, wenn man auf Grund theoretischer Sätze konkrete Phänomene restlos erklären könne. In diesem Satz liegt die Anerkennung der prinzipiellen Möglichkeit eines solchen Stands der Wissenschaft — wenn er uns auch tatsächlich unerreichbar sein sollte — und eine völlige Absage an jenen spezifisch historischen Glauben an die „Unberechenbarkeit" und prinzipielle „Irrationalität" des sozialen Geschehens, — Schmoller geht hier weiter, als die meisten Theoretiker zu gehen bereit wären. Und noch schärfer hebt er die kausal-theoretische Aufgabe der Sozialwissenschaft in seinen Arbeiten über die Methode im H. d. St. hervor. Das verträgt sich durchaus mit der Ansicht, daß die Theorie der Sozialwissenschaft zu einem großen Teil eines historischen „Unterbaus" bedürfe. Alle diese Sätze weisen gar keinen prinzipiellen Gegensatz zur Theorie als solcher auf, wenngleich natürlich ein Gegensatz zur vorhandenen Theorie mit ihnen kompatibel ist. Aber dieser letztere Gegensatz könnte nur ein „innertheoretischer" sein, denn sowie der Historiker daran ginge auf Grund seiner historischen Detailforschungen generelle Erkenntnisse — wie immer man sie nun nennen mag. Es ist, wie v. Schmoller treffend bemerkt, ganz gleichgiltig ob man von „Gesetzen" spricht oder einen andern Terminus für eine Sache verwendet, deren Wesen sich ja doch gleichbleibt, mag man sie auch nennen, wie man will — zu gewinnen, so müßte er isolieren und abstrahieren, d. h. sich in einen Theoretiker verwandeln. Allerdings wären „empirische Gesetze", d. h. Konstatierung von Regelmäßigkeiten in unanalysierten Tatsachen, auch ohne Abstraktionen möglich. Aber sie wären erstens wenig zahlreich und zweitens würden sie uns sehr wenig sagen, sie wären „unverständlich".

Es ist interessant zu beobachten, wie nahe Vertreter von Richtungen, die man als prinzipiell feindlich zu betrachten pflegt, einander kamen, wenn sie die Sache grundsätzlich diskutierten. Auch manche Anhänger Schmollers, wie z. B. Hasbach[1]), nahmen den Standpunkt ein, der durch die Anerkennung allgemeingiltiger Gesetze charakterisiert ist. Und nach und nach begann sich derselbe durchzuringen, bis schließlich in der neuesten Zeit jede argumentative Theoriefeindlichkeit erstarb und die schon von Menger betonte Unterscheidung zwischen der Erkenntnis des Generellen und des Individuellen, gefördert durch philosophische Unterstützung (Windelband: „nomothetische" und „ideographische" Denkweise, Rickert: „naturwissenschaftliche" und „historische" Betrachtung) anerkannt wurde. Aber an dem Gegensatz zweier Arbeitsweisen änderte das wenig und es war mehr Müdigkeit als Einigung, die dem Streit nach und nach seine Heftigkeit nahm. Eine neue Generation — auch von Anhängern der historischen Schule — wollte nicht mehr bei bloßer Tatsachensammlung verweilen und die ökonomische Theorie hatte unterdessen neues Leben gewonnen. Von einer Ueberwindung der letzteren konnte keine Rede mehr sein. Damit verlor die Methodendiskussion ihre polemische Spitze und es vollzog sich ein Wechsel des Themas: Man ging an die Untersuchung der Erkenntnistheorie der Geschichte[2]), man fing an, in den Gedanken, mit denen der Historiker

---

[1]) Ein Beitrag zur Methodologie der Nationalökonomie, Schmollers Jahrb. 1885. Und: Mit welcher Methode werden die Gesetze der theoretischen Oekonomie gefunden, Conrads Jahrb. 1894. Aber nicht alle taten das. Außer früher genannten methodologischen Arbeiten historischen Standpunkts seien hervorgehoben: Grabski, Zur Erkenntnislehre der volkswirtschaftlichen Erscheinungen; Gerstner, Die Nationalökonomik als Gesellschaftswissenschaft, Tübinger Zeitschrift 1861; Held, Ueber den gegenwärtigen Prinzipienstreit in der Nationalökonomie, Preuß. Jahrb. 1872; Rümelin, Ueber den Begriff des sozialen Gesetzes (Reden und Aufsätze I, 1875). Die Standpunkte dieser Autoren unterscheiden sich jedoch wesentlich voneinander.

[2]) Vgl. bes. die Arbeiten von M. Weber, Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie, Schmollers Jahrb. 1903—05. Die Objektivität sozial-

arbeitet, soziologische Probleme zu sehen. Doch können wir auf diese so zukunftsreiche Bewegung nicht eingehen. Bei all dem erhielten sich vielfach Reste der alten populären Auffassung über das Wesen der Theorie und namentlich die alten polemischen Redewendungen. Ja sie sind gerade erst in neuerer Zeit, nachdem die Wissenschaft schon über sie hinausgekommen war, in weitere Kreise eingedrungen, wie überhaupt die Anschauungen des „Publikums" gegenüber den wissenschaftlichen stets um ein Tempo zurück sind.

Die beginnende Uebereinstimmung in der Methodenfrage in ihrem ursprünglichen Sinn wird heute erschwert durch eine Reaktion gegen die historische Schule, die aus verschiedenen Quellen kommt. Die historische Schule hatte sich in ähnlicher Weise mit politischen Bestrebungen liiert, wie seinerzeit die Klassiker. Und wie diese, so muß auch sie nun dafür büßen. Aber die wichtigste wissenschaftliche Ursache jener Reaktion ist der Zug unserer Zeit nach der Theorie hin. Wie die historische Schule der Nationalökonomie in ihrem Aufschwung ein Element einer allgemeinen geisteswissenschaftlichen Richtung war und wie es sich damals um eine „einheitliche Fundierung aller Geisteswissenschaften auf die geschichtlich-gesellschaftlichen Tatsächlichkeiten" (v. Schmoller) handelte, so stehen wir heute mitten in einer entgegengesetzten Strömung. Und wir haben alle Aussicht, das wenig erfreuliche Schauspiel zu erleben, daß die historische Schule die gleichen Ungerechtigkeiten erfährt, die sie seinerzeit der Theorie zugefügt hat. In dieser Beziehung ist das Schicksal der Nationalökonomie analog dem der Rechtswissenschaft. Die scharfe Reaktion gegen das Naturrecht am Beginn des 19. Jahrhunderts, die sich an die Namen Savignys und Eichhorns knüpft, führte zur Herrschaft einer historischen Richtung, auf die die ökonomischen Historiker stets als Vorbild hingewiesen haben. Die vorhandenen Vertreter des Naturrechts wurden immer mehr zurückgedrängt und immer geringschätziger betrachtet und man erwartete ein völliges Verschwinden ihres Gedankenkreises. Bezeichnenderweise wurde er mehr und mehr in eine „Geschichte der Rechtsphilosophie" relegiert, ganz ähnlich, wie man mit der theoretischen Oekonomie zu verfahren wünschte. Aber das Naturrecht verschwand nicht. Es erhielt sich und gegen Ende des 19. Jahrhunderts traten Symptome einer neuen Bewegung innerhalb desselben auf. Und diese Bewegung gewann schnell Oberwasser. Es handelte sich nicht etwa um eine Auffrischung der von der historischen Schule mit Recht wenig geschätzten „Begriffsjurisprudenz", die praktisch zwar unentbehrlich, aber wissenschaftlich von sehr geringem Interesse ist. Im Gegenteil, die neue Bewegung trat ihr ebenso energisch entgegen wie die historische Richtung. Es handelte sich vielmehr um ein theoretisches Erfassen des Rechtsphänomens und der Logik des Rechts, also um ein Herauslenken aus den speziell historischen Bahnen. Im einzelnen liegen ja die Dinge auf beiden Gebieten ganz verschieden. Schon die Verschiedenheit der Natur und der Funktion beider bringt das mit sich. Menger hatte ferner durchaus Recht, wenn er eine fundamentale Verschiedenheit zwischen der juristischen und der ökonomischen historischen Schule den Grundtendenzen nach konstatierte. Aber die Art des Arbeitens und der Grundzug des Geistes beider Tendenzen ist doch wesentlich gleichartig. Und der Parallelismus ihres Schicksals ist nicht zu verkennen.

6. Wir wollen hier einige Bemerkungen über ein Thema einschieben, das in Zusammenhang mit Methodendiskussionen erwähnt zu werden pflegt, über die sog. mathematische Methode. Schon früh finden wir bei manchen Autoren (Hutcheson z. B., mitunter auch noch früher) den Gebrauch algebraischer Symbole in sozialwissenschaftlichen Gedankengängen. Darin liegt nichts prinzipiell Besonderes. Ob man allgemeine Sätze mit Worten oder, der größern Präzision halber, algebraisch ausdrückt, ändert nichts an ihrem Wesen. Ob man sich in komplizierteren Fällen

wissenschaftlicher Erkenntnis, Archiv f. Sozialw. XIX. und: Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik, ebenda XXII. Es ist nicht möglich, hier auf die große historische und erkenntnistheoretische Literatur der neuesten Zeit einzugehen.

hypothetischer Zahlenbeispiele bedient oder statt dessen algebraischer Formen, ist vollends prinzipiell gleichgültig, nur daß die Klarheit und Schärfe der algebraischen Form alle Voraussetzungen deutlicher hervortreten läßt und den Gedankengang von den Zufälligkeiten konkreter gewählter Zahlen befreit. So hat Whewell (Cambr. Phil. Trans. Bd. III) einige Theoreme Ricardos in den vollkommeneren Formen der Algebra ausgedrückt. Das geschah später oft. Wie sehr es für eine eindringende Analyse zweckmäßig ist, kann man an den schönen Arbeiten v. Bortkiewicz' über die Grundlagen des Marxschen Systems sehen, die im vorhergehenden Abschnitt zitiert wurden. Cournot (l. c.) hat eine andere Art der „mathematischen Oekonomie" begründet, die auf der Tatsache beruht, daß die Denkformen der höhern Analysis sich auf eine Reihe ökonomischer Sätze sehr gut anwenden lassen und die Untersuchung an solchen Punkten weiter fortzuführen gestatten, wo die wissenschaftliche Sprache wegen ihrer Schwerfälligkeit versagt. Der Funktionsbegriff ist unmittelbar oder latent in den meisten reinökonomischen Gedankengängen vorhanden und soweit es sich darum handelt, die allgemeinen Beziehungen zwischen variablen Größen zu erfassen und aus denselben soviel wie möglich für deren Veränderungen zu schließen, ist die mathematische Analyse schlechthin das geeignete Instrument, abgesehen davon, daß schon die Darstellung ökonomischer Zusammenhänge in Systemen simultaner Gleichungen an sich einen Ueberblick über dieselben gewährt, wie er nicht anders so klar erlangt werden kann. Cournot fand einen Nachfolger in Walras, dem wir noch begegnen werden und dieser in Pareto (Manuel 1908), der in wesentlichen Punkten alle Frühern überholte (Schule von Lausanne). In England hatte Jevons diesen Weg betreten, dann taten das mit mehr Erfolg Marshall und Edgeworth, in Amerika J. Fisher. Das weitaus wichtigste Werk dieser Richtung in deutscher Sprache ist das von R. Auspitz und R. Lieben: „Untersuchungen über die Theorie der Preise (1888). Launhardt (Mathematische Begründung der Volkswirtschaftslehre 1886) folgte lediglich Walras und Jevons. In ihren Anfängen hatte diese Richtung mit manchen Vorurteilen zu kämpfen, die in der Abneigung gegen die Verwendung einer weitern Kreisen unverständlichen Sprache wurzelten und in der „mathematischen Oekonomie" etwas prinzipiell Eigenartiges und namentlich eine unerlaubte Anlehnung an die Naturwissenschaften sehen ließen. Nach und nach begann man einzusehen, daß sie sich nicht wesentlich von der Theorie überhaupt unterscheidet und nur von Argumenten getroffen werden kann, die auch für diese gelten, ferner, daß sie nichts den Naturwissenschaften entlehnt als eine besondere Technik, die ganz so allgemein „gilt" wie die „Grundgesetze" der Logik. Heute ist sie außerhalb Deutschlands so ziemlich überall anerkannt und vertreten, auch in Frankreich, wo man sich besonders heftig gegen sie gewehrt hatte. Ihr Anwendungsgebiet ist jedoch ein beschränktes und ihre Leistungen gehen nur in einzelnen Punkten über eine korrektere und schärfere Darstellung — was allerdings in praxi sehr viel bedeutet — hinaus, so daß man wohl die Zweckmäßigkeitsfrage diskutieren kann, die schließlich auch den Kern der prinzipiellen Argumentationen der der Methode ja völlig fernestehenden Gegner derselben bildete, ob sich gegenwärtig für einen Nationalökonomen, dem es sich vor allem um die Kenntnisnahme der Resultate der Theorie handelt, die Erlernung eines besondern Apparats lohnt [1]).

7. In aller Kürze seien einige von den wesentlichen Gesichtspunkten angedeutet, die sich aus der historischen Detailarbeit ergaben und denen die historische Schule zur Geltung verhalf. I. Der Gesichtspunkt der Relativität. Hier ist nicht die erkenntnistheoretische These gemeint, daß alle Erkenntnis einem bestimmten Betrachtungszweck angepaßt sei und außerhalb desselben keine Gültigkeit habe, sondern eine besondere nur unserem Gebiet eigene Art von Relativität. Zunächst lehrt die historische Detailforschung klarer als irgend eine andere Arbeitsweise die Unhaltbar-

---

[1]) Ueber die mathematische Methode informiert man sich am besten aus dem Artikel Paretos in der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften und aus dem Artikel Edgeworth' in Palgraves Dictionary.

keit der Vorstellung, daß es allgemeingültige praktische Regeln der Volkswirtschaftspolitik gäbe. Aber auch innerhalb der Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnisse betonte die historische Schule stets diesen Gesichtspunkt, den wir zwar auch bei Theoretikern — selbst bei Ricardo und Marx — finden, aber nicht in solcher systematischer Konsequenz. Soweit allerdings eine Neigung vorhanden war, mit dem Moment der „historischen Bedingtheit" des sozialen Geschehens die Möglichkeit allgemeingültiger Erkenntnis — allgemeiner „Gesetze" — bekämpfen zu wollen, wurde sie bald unterdrückt. II. Der Gesichtspunkt der Einheit des sozialen Lebens und des in einer Beziehung untrennbaren Zusammenhangs seiner Elemente. Auch dazu führt nicht allein, wohl aber besonders sicher, die Arbeit am historischen Material: Die konkreten Tatsachen, die dieses bietet, lassen sich nicht ohne Verlust zergliedern und der Historiker wehrt sich gegen das Entblättern der Blume, die er gepflückt hat. Daher sein Wunsch, an die Stelle der Schemen der Theorie die Erfassung der vollen Wirklichkeit zu setzen, ein Wunsch, dessen logische Form das Argument von der Heteronomie der Wirtschaft ist. Dieses Ideal — es ist ja leider ein Phantom — ließ sich nicht festhalten und v. Schmollers Formulierung gibt es auf. Aber es bleibt noch immer der Zug über die Grenzen einer bloßen Wirtschaftslehre hinaus [1]) und eine Geringschätzung gegen die „Fachleute, die nie einen Hasen in das nächste Feld verfolgen". Die neuere Erkenntnistheorie mit ihrer scharfen Scheidung von Realobjekt und Erkenntnisobjekt und die Einsicht, daß ja in dieser Beziehung die Dinge nicht anders liegen wie in den Naturwissenschaften — auch in der Natur besteht unlösbarer Zusammenhang aller Erscheinungen —, haben den Raum zu Differenzen in diesem Punkt sehr eingeschränkt. III. Der antirationalistische Gesichtspunkt. Verhältnismäßig spät — und vollständig erst unter dem Einfluß außerhistorischer Einflüsse — zog man aus der Geschichte eine ihrer deutlichsten und wertvollsten Lehren: Die von der Vielheit der Motive und die von der geringen Bedeutung bloß logischer Einsicht für das menschliche Handeln. Der Historiker, der, wie immer das nun möglich oder unmöglich sein mag, sich die Motive Handelnder klarzumachen sucht, sieht nur selten einfache, fast niemals klare und klarbewußte. Er sieht die Menschen nach unräsonnierten, ihnen vielfach als undiskutierbare Gebote erscheinenden Regeln handeln oder unter dem Einfluß von offenbar illogischen Impulsen. Nicht bloß der Historiker sieht das, aber von der historischen Schule vor allem ist dieser Gesichtspunkt in der Nationalökonomie geltend gemacht worden. Und zwar zunächst in der Form des ethischen Arguments — daher der Name „ethische Schule" — und sodann in der Form des Verlangens nach einer vollkommeneren Individual- vor allem aber Massenpsychologie. Darin lag ein wesentliches Verdienst ungeachtet des Umstandes, daß man mit Unrecht glaubte, daß dieser Gesichtspunkt eine Einwendung gegen die reine Theorie — dieselbe ist erstens von einer Motivationslehre unabhängig und nichts weniger wie eine „Naturlehre des Egoismus", zweitens aber spielte, w e n n es nötig wäre, das klarbewußte wirtschaftliche Motiv, immer innerhalb des gegebenen Gesichtskreises des Wirtschaftssubjekts natürlich in wirtschaftlichen Dingen eine so große Rolle, daß seine isolierende Behandlung wohl der Mühe wert wäre — involviere und daß dieselbe gewinnen würde, wenn man ihre psychologischen Grundlagen verbessere. Freilich ist es mit der bloßen Hervorhebung ethischer Motive nicht getan. Aber wenn man überhaupt Sozialpsychologie treiben will, so kann es nur auf neuen Grundlagen geschehen, nicht auf den alten

---

[1]) Um nicht zu sagen ins Uferlose. Je weiter die Entwicklung der einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen fortschreitet, in um so nebelhaftere Ferne rückt der Gedanke der sozialen Universalwissenschaft und um so unvollkommener muß jede Zusammenfassung ausfallen. Ein Aufgeben der Spezialdisziplin der Wirtschaftslehre, das die Oekonomen ihrer Aufgabe entfremdet, bedeutet fast das Aufgeben der Möglichkeit des Fortschritts. Und doch ist es in Deutschland fast vollzogen. In dieser Beziehung ist die Bemerkung im Vorwort der Schmollerfestgabe sehr bezeichnend, daß es zweifelhaft sei, ob man von einer einheitlichen Volkswirtschaftslehre sprechen könne. In der Tat, kaum gibt es ein Thema, für das man manchen Oekonomen eine Erklärung des Desinteressements abringen kann.

rationalistischen. Es ist begreiflich, daß um ein gutes Wort G. Wallas (Human Nature in Politics 1906) zu wiederholen, die ausschließliche Berücksichtigung einiger weniger klarbewußter Motive auf manchen denselben Eindruck machte, den es uns machen würde, wenn ein Anatom erklärte, von der Existenz der Leber im menschlichen Körper „absehen“ zu wollen. Allerdings liegen die Dinge in der Oekonomik und der Anatomie sehr verschieden, aber darum kümmert man sich wenig. IV. Der Gesichtspunkt der Entwicklung. Obgleich der Theorie nicht fremd — vgl. z. B. Marx; aber so gut wie alle theoretischen Lehrsysteme haben die Triebkräfte der Entwicklung anzugeben versucht, ein Abschnitt „on progress“ war ein Bestandteil jedes Lehrbuchs — und obgleich auch von andern Betrachtungsweisen aus erreichbar, vgl. z. B. Spencer, überhaupt die Soziologie, — drängt er sich vor allem dem Historiker auf, da er fast nur mit Veränderungen der Dinge zu tun hat. Man konnte um so mehr glauben, daß im Umkreis des Entwicklungsproblems die Geschichte alles biete, was geboten werden kann, weil dabei Isolierung viel schwerer und auch weniger fruchtbar schien als bei der gedanklichen Nachbildung von Zuständen. Und sicher müssen Entwicklungstheorien viel mehr von historischem Material Gebrauch machen. V. Der Gesichtspunkt des Interesses an individuellen Zusammenhängen. Man hat wiederholt ausgesprochen und viel häufiger noch instinktiv angenommen, daß es uns auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften viel weniger um die Erforschung des generellen Wesens der Vorgänge, als um die Untersuchung konkreter, individueller Zusammenhänge zu tun sei: Wie konkrete Ereignisse und Zustände sich durchringen und wie es mit ihrer konkreten Verursachung steht, darauf kommt es uns an, nicht auf die sei es nun uninteressanten oder selbstverständlichen allgemeinen Ursachen der sozialen Vorgänge überhaupt. In der Tat ist die individuelle Schlacht und ihre individuelle Ursachenkombination für uns viel wichtiger als die individuelle Ursachenkombination, die aus einem Baum ein unterscheidbares Individuum macht. Es wird stets eine Aufgabe der Sozialwissenschaften sein, solche konkrete Kausationen von uns interessierenden Phänomenen anzugeben und diese Aufgabe wird stets der Sozialgeschichte und -deskription zufallen außer ihrer andern, Material für die Lösung einer großen Zahl genereller Probleme zu liefern. Nur vergaß man dabei, erstens, daß dieser Umstand nur einen graduellen Unterschied gegenüber der Naturwissenschaft begründet, denn auch innerhalb dieser handelt es sich sehr oft um die individuelle Besonderheit einer bestimmten Verursachung (so in allen „angewandten“ Disziplinen), zweitens, daß, wenn auch gewiß nicht ausschließlich, die Untersuchung des generellen Wesens der Dinge an sich interessant ist, drittens, daß ohne solche Untersuchung auch die Aufgabe der konkreten Kausalforschung nicht oder doch nicht in wissenschaftlich befriedigender Weise gelöst werden kann. Das Verdienst, das in diesem „Gesichtspunkt“ liegt, ist also kein Beitrag zur Erkenntnis des Wesens unserer Wissenschaft. Das Verdienst liegt darin, daß man danach handelte und so in vierzigjähriger Arbeit für jene Teilaufgabe Großes leistete. Ob man in dieser Praxis zuweit ging, wie heute vielfach behauptet wird, das kann nur jeder für sich beurteilen. Mir ist keine Fragengruppe bekannt, für die soviel individuelle Tatsachen und Zusammenhänge gesammelt worden wären, daß man sagen könnte, wir hätten nun genug davon und brauchten uns weiter nicht darum zu bemühen. Daß dabei die Theorie unersetzlichen Schaden litt, ist eine andere Sache, zum Teil übrigens unvermeidlich. VI. Der organische Gesichtspunkt. Etwas, das dem Historiker immer über alle Maßen unsympathisch ist, ist die mechanistische Auffassung sozialer Dinge. Allerdings wurde das zum Schlagwort, bei dessen konkreter Anwendung man sich nie fragte, welche von den vielen möglichen Bedeutungen mechanistischer Redewendungen ein bestimmter bekämpfter Satz habe. Näher stand der historischen Schule die organische Auffassung, die Analogie des sozialen mit einem organischen Körper. Doch hat sie niemals an den Uebertreibungen dieses Standpunkts, wie wir sie etwa bei v. Schäffle finden, teilgenommen. Wohl aber hat sie stets betont, daß sich die Volkswirtschaft

nicht in ein Konglomerat selbständiger Wirtschaftssubjekte auflösen lasse und daß die volkswirtschaftlichen Erscheinungen keine bloßen Resultanten individueller Komponenten seien. Für die methodische Berechtigung, die diese Auffassung trotzdem für die reine Theorie haben könnte, hat sie kein Verständnis gezeigt. Dieser Gesichtspunkt wurde nun ursprünglich in der Form vorgetragen — im Anschluß an A. Müller —, daß die Volkswirtschaft etwas außer und über den Einzelwirtschaften Existierendes sei. Aber heute ist diese Auffassung so ziemlich überwunden und es ist an ihre Stelle (vgl. v. Schmoller, Art. Volkswirtschaft im H. d. St.) die Betonung der Tatsache getreten, daß die Einzelwirtschaften, die eine Volkswirtschaft ausmachen, in engen Wechselbeziehungen stehen, deren Bedeutung weit über die von der ökonomischen Theorie beschriebenen Beziehungen hinausgeht, die das einzelne Wirtschaftssubjekt formen und die ein anders geartetes und anders zu erklärendes Verhalten der Wirtschaftssubjekte erzwingen als das, von dem die Theorie spricht. Eine Theorie dieses Verhaltens gibt aber nicht die Geschichte an sich sondern die allerdings auch mit historischem Material arbeitende, von historischer Seite sympathisch begrüßte Massenpsychologie. Und da die Gesamtheit jener Wechselbeziehungen auch die „reinwirtschaftlichen" umfaßt, so kommt jene Formulierung des Wesens der Volkswirtschaft nur darauf hinaus, daß die Theorie nur einen Teil der Erklärungsmomente sozialen Geschehens behandelt, was von ihren überzeugtesten Vertretern ja stets hervorgehoben wird. Wenngleich das aber jener Formulierung ihre kritische Spitze nimmt, so ändert es doch nichts an ihrer positiven Bedeutung. — Die Natur der Methode der Detailforschung bringt es mit sich, daß man nicht in Kürze über ihre Resultate referieren kann. Wir wollen uns denn auch den Vorgängen auf dem Gebiet der Theorie zuwenden.

8. Der neue Aufschwung der theoretischen Analyse, der in den 70er Jahren begann und in den 90er Jahren den weitesten Kreisen ersichtlich hervortrat, änderte nichts daran, daß die Theorie gegenüber dem Interesse an den Untersuchungen individueller Tatsachen und die wirtschaftliche Theorie im Besonderen, gegenüber der Fülle andersgearteter sozialwissenschaftlicher Problemgruppen nicht mehr jene Rolle einnimmt wie in der klassischen Zeit, wo die Oekonomik die einzige ausgebildete Sozialwissenschaft war und außerdem so schöne, kurze und peremptorische Antworten auf Fragen gab, deren Schwierigkeit man unterschätzte. Der Nationalökonom, der etwas über Zeitfragen oder über die Fragen des sozialen Geschehens sagen wollte, muß nun andere sozialwissenschaftliche Gebiete betreten und erwirbt leicht eine Art von Geringschätzung für das rein ökonomische Gebiet, dessen relativ geringer Umfang nun klar ist. Das verhinderte nicht, daß sich die Oekonomik auch weiter als eine Spezialdisziplin entwickelte, aber es erschwerte ihren Weg und ihr Verständnis seitens weiterer Kreise und entzog ihr Arbeitskräfte. Das tritt schon äußerlich hervor, aber tatsächlich ist es noch mehr der Fall: Nationalökonomen, die der theoretischen Oekonomik erklärtermaßen ganz ferne stehen, sind selten, aber jene, deren Beziehung zu ihr nur eine lose ist und nur in der Kenntnisnahme und Beurteilung gewisser Grundzüge besteht, sind die Mehrheit, jene, die sich mit ganzer Energie mit ihr beschäftigen, eine kleine Minorität. Das ist wesentlich zum Verständnis des Gangs der theoretischen Oekonomik in dieser Epoche.

Das neue Ferment, das die Theorie von heute in ihrem inneren Räderwerk zu etwas anderem macht als die der Klassiker war und das die Seele jenes Aufschwungs bildet, ist die sog. Grenznutzenlehre. Anklänge an die von ihr ausgestalteten Gedanken finden wir sehr weit zurück, schon bei den Scholastikern (z. B. Biel) und dann im Naturrecht (z. B. bei Pufendorf). Das ist ganz verständlich, da wie fast alle wissenschaftlichen „Grundgedanken" auch der der Grenznutzenlehre an sich und ohne das, was sich an ihn anschließt, überaus einfach ist. Mehr finden wir bei Genovesi und Galiani, aber vor allem bei C o n d i l l a c [1]). Im 19. Jahrhundert

[1]) Le commerce et le gouvernement considerés relativement l'un à l'autre 1776, eines der originellsten Werke des 18. Jahrhunderts. Als Nationalökonom steht Condillac auf den

standen viele deutsche Nationalökonomen, vor allem v. Hermann, auf halbem Weg zur Grenznutzentheorie und hier finden wir in dem phantastischen aber großzügigen Buch von H. H. Gossen (Gesetze des menschlichen Verkehrs 1836) die erste mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung vorgetragene Formulierung der Grenznutzentheorie, die völlig unbeachtet blieb. Kaum weniger Bedeutung kommt Dupuit zu (zwei Artikel in den Annales des Ponts et Chaussées 1844 und 1849) und A. Walras. Hierher gehört auch R. Jennings (Natural Elements of Political Economy 1855), bei dem sich ebenfalls das Gesetz der Bedürfnissättigung — inmitten einer Masse von wenig wertvollen Phrasen und Vorschlägen, worin der Autor Gossen merkwürdig gleicht — ausgesprochen findet und H. D. Mcleod. Im sechsten Jahrzehnt wurden dann jene Werke ausgearbeitet, die das System der Grenznutzenlehre begründeten: Karl Menger's Grundsätze der Volkswirtschaftslehre erschienen 1871, W. St. Jevons' Theory of Political Economy wurde 1871 (nachdem er schon im Jahre 1862 seine Grundgedanken in einem im Journal der R. Stat. Soc. publizierten Vortrag dargelegt hatte), Léon Walras' Eléments d'économie politique pure 1874 (Die entscheidenden Punkte schon in einem Memoir 1873) veröffentlicht. Es folgten im achten Jahrzehnt v. Böhm-Bawerk (Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwerts, Conrads Jahrb. 1886; Kapital und Kapitalzins 2 Bde. in erster Auflage 1884 und 1888, I. Bd. zweite Auflage 1902, II. Bd. dritte Auflage 1912 und v. Wieser (Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes 1884; Der natürliche Wert 1889).

Diese Richtung traf in ihren Anfängen etwa folgende Verhältnisse im Kreise der Theoretiker an: In Frankreich herrschte eine Richtung, die geradenwegs von Say abstammte und daher von vornherein der Grenznutzentheorie nicht schroff gegenüberstand. Die meisten Autoren wie z. B. Block (Progrès de la science écon. depuis A. Smith 1891), Molinari, Y. Guyot, Leroy Beaulieu usw. nahmen deren Grundprinzip anstandslos auf, allerdings mit einer gewissen Apathie, die es zunächst zu keiner Weiterentwicklung kommen ließ und mit ausdrücklichen Verwahrungen gegen Walras' mit Mißtrauen betrachtete Mathematik, welches Mißtrauen diesen letzteren für lange ganz einflußlos machte. In Deutschland hätte man ähnliches erwarten können, aber jene Richtung, deren Höhepunkt Hermann und Thünen waren, hatte um jene Zeit ihre Stellung eingebüßt unter dem Eindruck der Werke von Rodbertus und Marx, der auch eine Renaissance Ricardos zur Folge hatte: Es entwickelte sich schnell eine orthodoxe Marxschule unter der Führung von Engels und Kautsky und auch die ihr nicht angehörigen, sich für Theorie interessierenden Geister wandten sich wesentlich an Rodbertus und die englischen Klassiker, vor allem an Ricardo. Sie erblickten in der Grenznutzentheorie eine Neuerung zweifelhaften Wertes und nahmen einen prinzipiellen Kampf gegen sie auf. Dabei gehörten ihnen die Sympathien der nicht primär an der theoretischen Arbeit teilnehmenden Fachgenossen, die einem neuen theoretischen Gebäude nicht günstig gegenüberstanden, während sie bei aller prinzipiellen Gegnerschaft das alte doch in seiner historischen Rolle würdigten. In England hatte der Angriff Jevons' auf Ricardo und Mill die Theoretiker zunächst nur verstimmt und gerade bewirkt, daß sich die wenigen — und wenig angesehenen — Vertreter der klassischen Theorie nur um so fester um jene beiden Namen rallierten, wenn er auch in weiteren Kreisen Beifall fand, freilich fast nur für die Tatsache des Angriffs an sich. Nur die italienische Nationalökonomie, der ja von früher die Gedanken der Grenznutzentheorie nahelagen und bei der keine starke „eingeborene" Richtung zu überwinden war, und die amerikanische, in der gerade Careys Einfluß abflaute und so ein Raum geschaffen war, akzeptierten die neue Lehre nach einiger Zeit im großen und ganzen ohne weiteres und begannen bald mit einer in vielen Beziehungen originellen Ausarbeitung. Dasselbe taten die Niederländer.

Schultern der Physiokraten, deren Lehre er gerade in ihrem schwächsten Punkt, der Werttheorie glücklich ergänzt. Doch hatte das Buch nur geringen äußern Erfolg, ebenso wie Isnard's traité des richesses 1781, der auf gleicher Stufe steht.

Schon dieser Empfang und dann die weitere Entwicklung der Dinge erklären sich daraus, daß die Grenznutzenlehre nicht durch eine breite Bewegung auf wohlvorbereitetem Boden sondern durch die Tat einiger hervorragender Männer entstanden war, die sich nur schwer durchsetzen und nur langsam daran gehen konnten einen Schülerkreis heranzuziehen. Sie hatten vereinzelt und durch die bloße Kraft des geschriebenen Arguments die Gleichgültigkeit oder Gegnerschaft großer festgeschlossener und einheitlich geführter Kreise zu überwinden. Der „intellektualistische Irrtum", der bei der Betrachtung der Geschichte einer Wissenschaft so nahe liegt, täuscht uns leicht darüber, daß ohne äußere Mittel sich eine neue Richtung nur sehr schwer durchsetzen kann, weil ihre Gedanken ohne solche keinem hinlänglich großen Kreis potentieller Schüler in der kurzen Periode ihrer Bildsamkeit bekannt werden und der tägliche literarische Kleinkrieg aus Mangel an einer entsprechenden „zweiten Linie" nicht geführt werden kann [1]). Besonders in Deutschland und Frankreich kam mit Rücksicht auf die Bedeutung, die die akademische Lehrtätigkeit im wissenschaftlichen Leben dieser Länder spielt, auch das Moment in Betracht, daß die Anhänger Walras' von französischen und die Mengers von deutschen Lehrkanzeln ziemlich ausgeschlossen waren [2]). So wird es verständlich, daß einer langen Periode der Nichtbeachtung eine solche einer Bekämpfung der Grenznutzentheorie folgte, die auf einem nicht völlig ausreichenden Eingehen in dieselbe und zum Teil gerade auf Mißverständnissen beruhte. Während der letzteren setzten sich gewisse Schlagworte fest, die nicht nur weiteren Kreisen, soweit sie überhaupt von der Existenz der Grenznutzenlehre erfuhren, sondern auch den der Theorie ferner stehenden Fachgenossen abschließend zu sein schienen und es fast unmöglich machten, einen unvoreingenommenen Hörer- oder Leserkreis zu finden. Dazu gehörte z. B. der Vorwurf des „Manchestertums", an dessen Erfolg die Tatsache nichts zu ändern vermochte, daß die Grenznutzenlehre inhaltlich mit jener wirtschaftspolitischen Richtung nichts zu tun hat und von ihren Begründern zwei recht weitgehende sozialpolitische Anschauungen vortrugen, während der dritte, Walras, ein Sozialist, wenn auch kein orthodoxer, war. Auch erschwerte der begonnene Kampf die Annahme der Grenznutzenlehre auch dann, als nähere Bekanntschaft mit ihr vielen ein günstigeres Urteil nahegelegt hatte, und er führte weiter zur Aufrechthaltung formaler Proteste, auch wenn nichts mehr die Streitenden trennte, und zur übertreibenden Betonung nebensächlicher Differenzpunkte. Diese Diskussion der prinzipiellen Richtigkeit der Grenznutzenlehre, von der hier nur die Kontroverse zwischen v. Böhm-Bawerk und Dietzel [3]) genannt werden kann, dauert noch heute fort. Doch seit längerer Zeit steht nicht mehr sie, sondern die Diskussion der

[1]) Es ist lehrreich, die Art wie sich solche Umwälzungen sonst vollzogen, zum Vergleich heranzuziehen. Auf unserem Gebiet sind die Physiokraten das beste Beispiel. Sie hatten zunächst nur einen ganz kleinen Pariser Kreis zu erobern, wozu sie sehr günstig postiert waren und das allgemeine Prestige französischer Literatur half dann nach außen von selbst weiter. Ein großes Beispiel aus einem andern Gebiet ist die Art der Durchsetzung des Evolutionsgedankens: Der Stratege der Bewegung war Lyall. Er wartete nicht nur ab, bis alle entscheidenden Waffen wohl ausgearbeitet waren, sondern es wurde auch beschlossen, als ersten Sturmbock die Geologie zu wählen, wegen ihrer verhältnismäßigen Unschuld. Persönlich wandte er sich an die leitenden englischen — ob auch an fremde, weiß ich nicht — Geologen des Tages und überzeugte oder „neutralisierte" die meisten, was speziell auf englischem Boden besonders gut möglich ist. Und dann feuerte er los — sofort mit durchschlagendem Erfolg. — Den drei Begründern der Grenznutzentheorie lag solche Strategie fern. Und selbst wenn Lust, so hätten sie nicht die Möglichkeit dazu gehabt. Ihre Zeitgenossen hielten denn auch ruhig an dem Hergebrachten fest.

[2]) Die Vertreter der Grenznutzentheorie pflegt man auch mit dem Namen der „österreichischen Schule" zu bezeichnen. Allein zunächst bildeten sie auch in Oesterreich eine kleine Minorität, die energischem Widerstand begegnete.

[3]) Dietzel eröffnete den Angriff in seiner Arbeit: Die klassische Werttheorie und die Theorie vom Grenznutzen, Conrads Jahrb. N. F. 20, darauf entgegnete zunächst Zuckerkandl unter dem gleichen Titel im folgenden Band ders. Zeitschrift. Dann erschien, ebenda, v. Böhm-Bawerks, Ein Zwischenwort zur Werttheorie, darauf Dietzels, Zur

Bedeutung und des Anwendungsgebiets derselben im Vordergrund. Und auch ihre Höhe ist überschritten und die stillschweigende Hinnahme der Grenznutzenlehre wird immer häufiger. Zunächst trat dieser Umschwung in England ein, und zwar hat vor allem A. Marshall, der, allerdings nur auf dem engeren Gebiet der Oekonomie, Mill in der Führerstellung folgte, die englische Theorie schonungsvoll und langsam aber um so wirksamer in die neue Bahn gelenkt. Er hat den Klassikern stets Sympathie und Achtung gezeigt und Jevons und die Oesterreicher kühl und kritisch betrachtet, Walras nur selten genannt. Allein tatsächlich hat er deren und besonders Walras' ganze Lehre übernommen, sodaß man jene Punkte, in denen er von ihnen abweicht, weglassen könnte, ohne daß auch ein aufmerksamer Leser eine Veränderung merkte. Nur die Form, nicht das Wesen der klassischen Betrachtungsweise und der charakteristischen klassischen Sätze finden wir bei ihm. Und die Fühlung mit den Klassikern wird nur dadurch so eng erhalten, daß er ihre Lehren uminterpretiert. Um so vollständiger und mit um so geringerem Widerstand vollzog sich der Wechsel des Standpunkts, wenngleich ein ausdrücklicher Anschluß an die Grenznutzenlehre mit ausdrücklicher Absage an die Klassiker nur von Seiten P. H. Wicksteeds erfolgte [1]). Dann wandten sich der Grenznutzenlehre die Mehrheit der holländischen [2]), und mehrere dänische und schwedische Theoretiker zu, und endlich kam sie auch zu lebendiger Wirksamkeit in Frankreich [3]) und führte dort zu einer Erneuerung der theoretischen Arbeit. Besonders in Amerika [4]) und in Italien [5]) entwickelte sich endlich eine reiche Lehrbuchliteratur der Grenznutzenlehre.

Für die Gestaltung der Dinge in Deutschland bedeutete es sehr viel, daß v. Philippovich die Grenznutzenlehre in seinem Grundriß vertrat, in dessen Rahmen sie auch der Theorie fernerstehenden Oekonomen bekannt wurde. Auch der Erfolg in außerdeutschen Ländern wirkte zu ihren Gunsten, wenn er auch dem Nichttheoretiker, der auf die prinzipiellen Erklärungen der einzelnen Autoren angewiesen ist, geringer erscheinen mußte als er war. Dennoch beschränkt sich der Kreis ihrer unbedingten Vertreter in Deutschland so ziemlich auf die österreichische Schule (ich nenne noch R. Zuckerkandl, R. Meyer, V. Mataja, E. Sax, R. Schüller). Aber die prinzipielle Gegnerschaft flaute ab, wenngleich sie bis heute nicht aufhörte und es bildete sich im kleinen Kreis deutscher Theoretiker jener Standpunkt heraus, den man nicht unzutreffend als „eklektisch" bezeichnete und der sich etwa dahin charakterisieren läßt, daß man das Grundmoment der Grenznutzenlehre in die Wert- und zum Teile auch in die Preistheorie aufnahm, im übrigen aber an älteren Auffassungen festhielt. Hierher gehört A. Wagner (Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre 1876, 79, 92 fg.), der Rodbertus und v. Schäffle als jene Autoren bezeichnet, die ihm am nächsten stehen und der der Grenznutzenlehre ein beschränktes Gebiet zuweist. Wir hatten bisher wenig Gelegenheit von Schäffle zu sprechen. In der Tat ist es

---

klassischen Wert- und Preistheorie, ebenda, dritte Folge, I. Bd. und als Entgegnung darauf v. Böhm-Bawerks, Wert, Kosten und Grenznutzen, ebenda III. Bd., die wichtigste polemische Leistung der österreichischen Schule.

[1]) The Alphabet of economic science, essay on the coordination of the laws of distribution, Common sense of political economy. Ganz ähnlich, wie die Marshalls, ist die Stellung Edgeworth' zu charakterisieren, immerhin steht dieser den Klassikern um eine Nuance näher. Die meisten englischen Theoretiker wären hier zu nennen, so besonders A. C. Pigou.

[2]) Als führender Nationalökonom ist N. G. Pierson zu bezeichnen (Leerboek der staathuishoudkunde 1884—90, engl. Uebers. u. d. T. Manual of Political Economy). Ihm folgten Heymans, d'Aulnis, Beaujon, Harte, Falkenburg, Verijn Stuart u. a.

[3]) Gide, Landry, Ch. Rist.

[4]) Unter den amerikanischen Nationalökonomen stehen manche, wie Fetter, Patten, Fisher sans phrase auf dem Boden der Grenznutzentheorie, mit unwesentlichen Einschränkungen auch Clark, Seligman, Commons, Davenport, Seager, tatsächlich auch Taussig. Weiter ab stehen Ely u. a., als Gegner sind Veblen u. a. zu nennen.

[5]) Die leitenden Nationalökonomen, vor allem Pareto und Pantaleoni, sind „Grenznutzentheoretiker". Zu dieser Gruppe gehören auch Graziani, Ricca-Salerno, Cossa, Mazzola, Conigliani, Barone; Gegner: Loria, Supino u. a. Vgl. v. Schullern-Schrattenhofen: Die theoretische Nationalökonomie Italiens in neuester Zeit, 1891.

schwer, diese kraftvolle Gestalt in eine Dogmengeschichte einzureihen. Er hat die meisten Strömungen der Zeit, die sozialpolitische, die historische, die soziologische in sich aufgenommen und er war auch ein ökonomischer Theoretiker. Ueberall hat er sehr glücklich dargestellt, originell formuliert und systematisiert, aber er war kein eigentlicher tiefgrabender Forscher (vgl. Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften, Fabian-Sagal, Albert Schäffle und seine theoretisch-ökonomischen Lehren). Seine Hauptwerke (Nationalökonomie 1861; Gesellschaftliches System der menschlichen Wirtschaft 1867 und 1873; Kapitalismus und Sozialismus 1870 und 1878; Bau und Leben des sozialen Körpers 1875/8, 1896/7) haben überaus anregend gewirkt, aber es wäre schwer, auch nur ein einziges bleibendes Resultat, auch nur eine einzige zugleich originelle und fruchtbare Auffassungsweise daraus anzugeben. Eklektisch ist auch der Standpunkt Lexis' (zuletzt: Allgemeine Volkswirtschaftslehre 1910), der der Theorie überhaupt dieselbe Skepsis entgegenbringt, die sich gegenüber der Wirtschaftsgeschichte in seinem Werke über die französischen Ausfuhrprämien bemerkbar macht, und über die theoretischen Grundprobleme so schnell wie möglich zu praktischen Fragen hineilt. In seiner Volkswirtschaftslehre finden wir die Grenznutzenlehre einem wesentlich auf klassischem Material beruhenden Gebäude oder doch einem Gebäude angefügt, das aus einem durch Kritik der Klassiker gewonnenem Material besteht. Auch Diehl, dessen wichtigste Arbeiten schon genannt wurden, gehört hierher (vgl. auch seine Arbeit in der Schmollerfestgabe), ebenso v. Bortkiewicz. Diese Beispiele mögen genügen. Alles in allem entrollt sich das Bild einer unbehaglichen Uebergangsperiode mit vorwiegend kritischen Dispositionen. Was an positiv gestimmtem Elan vorhanden war, das verbrauchte sich meist in Versuchen, neue Grundlagen für die Theorie zu finden. Doch kann hier nicht näher auf die neueste Phase der Entwicklung eingegangen werden.

9. Das Lehrsystem der modernen Theorie wird in diesem Werk an anderer Stelle dargelegt. Hier kann es sich nur um eine Vervollständigung unserer dogmenhistorischen Uebersicht handeln. Das allgemeine Bild des Wirtschaftsprozesses der Grenznutzenlehre, also namentlich die unterschiedenen Typen von Wirtschaftssubjekten und deren Rollen, ist nicht wesentlich vom klassischen verschieden, aber die Grenznutzenlehre legt das Hauptgewicht auf eine Problemgruppe, über die die Klassiker allzu leicht hinwegglitten, nämlich auf die Grundlagen der Wert- und Preisbildung. Die Klassiker, und besonders die Ricardogruppe, begnügten sich damit, auf die Wirkung der freien Konkurrenz hinzuweisen und als deren Resultat ein bestimmtes Gesetz der Wert- und Preis größe aufzustellen. Damit bewaffnet griffen sie direkt nach großen objektiven Tatsachen und Tendenzen, wie die durch das Bevölkerungsgesetz oder das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag gegebenen, Weizenpreis, Arbeiterzahl usw., die sie zu einem Bild von den konkreten Bewegungsgesetzen der Preise und Einkommen zusammenzuschweißen suchten. Die Grenznutzenlehre suchte vor allem die aus den Grundtatsachen des Wirtschaftens sich ergebenden Kategorien von Vorgängen im Detail zu untersuchen, ohne zunächst weitere konkrete Daten einzuführen. Sie stellte die Erklärung des Wesens der Preisbildung und der Einkommenszweige in den Vordergrund und war so von allem Anfang an anders orientiert als die klassische Theorie. So entstand eine andere, viel „reinere", Oekonomik, die viel weniger konkretes Tatsachenmaterial enthält und daher auch viel weniger kurzgefaßte praktische Resultate bietet, aber ungleich fester begründet ist. Auch zeigte sich von dem neuen Standpunkt viel deutlicher der gegenseitige Zusammenhang der einzelnen Größen der Oekonomie und die Unhaltbarkeit vieler starrer Kausalketten der Klassiker und der naiven Auffassung, daß es nur auf die großen objektiven Tatsachen ankomme, in dem Vorgang der Preisbildung aber nichts sehr Relevantes enthalten sei. Weiter verzichtete die Grenznutzenlehre ganz auf die Durchschnitte und Annäherungen, die der klassischen Lehre so viel Schein von Präzision gegeben hatten. Alles das ist nicht bloß eine Ergänzung, sondern schon

eine Korrektur des klassischen Bildes der Wirtschaft. Allein diese Korrektur machte manche klassischen Resultate bedeutungslos und erwies andere als falsch, ohne daß ähnliche kurze Sätze an ihre Stelle treten konnten. Viel klarer als die Klassiker sahen die Vertreter der Grenznutzenlehre von ihrem Standpunkt, daß „praktische" Resultate von den konkreten Daten abhängen, die von Fall zu Fall dem Tatsachenmaterial des Orts und der Zeit zu entnehmen und nicht ein für allemal in bestimmter Weise festzulegen sind. Und diese Erkenntnis, die ja sicher Selbstbescheidung gebietet, wurde im Munde der Gegner zum Vorwurf der „Unfruchtbarkeit" der Grenznutzenlehre.

Der zweite wesentliche Unterschied zwischen der neuen und der alten Theorie ist der Verzicht auf das Moment der Arbeitsmenge als Regulators und Maßstabs des Güterwerts — von anderen „Kostentheorien" nicht zu reden — und das Voranstellen und Durchführen des Gesichtspunkts des Gebrauchswerts. Diese Basierung der Oekonomik auf die „subjektive Wertlehre" hat vier Vorteile. Sie ist richtiger, weil die verschiedenen Kostentheorien bestenfalls nur angenähert gelten und das Kostenphänomen niemals in seinem tatsächlichen Erklärungsgrund verankern. Sie ist einfacher, weil namentlich die Arbeitswerttheorie eine Reihe von Hilfskonstruktionen nötig macht, die nun einfach wegfallen. Sie ist allgemeiner, weil alle Kostentheorien sich zunächst nur auf unter der Herrschaft freier Konkurrenz erzeugte und zum Teil auch nur auf „beliebig vermehrbare" Güter beziehen, auch nur für Perioden einer gewissen Länge gelten, während die subjektive Wertlehre in gleicher Weise monopolisierte und nicht monopolisierte, vermehrbare und nicht vermehrbare Güter, lange wie kurze Perioden umfaßt. Sie macht endlich die Resultate der Oekonomik relevanter, denn für die meisten Fragen ist der Stand der Bedürfnisbefriedigung und seine Veränderungen viel wichtiger als die in den Gütern, deren Konsumtion diese Befriedigung auslöst, enthaltene Arbeitsmenge und deren Veränderungen.

Der Gebrauchswert wird von der Grenznutzenlehre als individualpsychische Tatsache hingenommen und es wird über ihn an sich nichts anderes ausgesagt, als das von Bernoulli, Gossen, Jennings und andern „Vorläufern" formulierte Gesetz der Bedürfnissättigung [1]). Dieses Ausgehen von einer individualpsychischen Tatsache führte zu zwei Gruppen von Einwendungen. Erstens zur Erhebung der allgemeinen Einwände gegen Individualismus und Atomismus speziell gegen diese Richtung. Dabei wurde zwischen politischem Individualismus, der Ansicht, daß die Individuen unabhängige Ursachen der nur eine Resultante darstellenden sozialen Erscheinungen seien und dem bloßen Ausgehen vom Individuum für die Zwecke der reinen Oekonomik nicht hinlänglich unterschieden. Die Vertreter der Grenznutzentheorie verhielten sich dieser Einwendung gegenüber nicht in gleicher Weise. Manche ignorierten sie, andere suchten ihre Richtigkeit oder Bedeutung im Prinzip zu bestreiten, noch andere suchten sie durch tunlichste Betonung des sozialen Moments zu berücksichtigen. Unter den letzteren ist besonders jene Gruppe hervorzuheben, welche vom sozialen Gebrauchswert spricht und die Wertungen der sozialen Gruppe gegenüber denjenigen des Individuums hervorhebt (v. Wieser, ähnlich die Clarkschule). Wir können auf den Inhalt dieser Diskussionen nicht eingehen. Es sei nur noch erwähnt, daß eine besondere Spielart dieser Einwendung der besonders von marxistischer Seite erhobene Vorwurf ist, die Grenznutzentheorie sei nichts anderes als eine Beschreibung der Denkweise des Unternehmers und versperre sich durch ihren individuellen Ausgangspunkt den Ausblick auf die großen objektiven Bedingungen und Resultate des Wirtschaftsprozesses [2]). Zweitens wurde der Ausgangs-

[1]) Dieses Gesetz wurde — mit Recht oder Unrecht — mit dem „psychophysischen" Grundgesetz in Zusammenhang gebracht. Darüber M. Weber, Die Grenznutzlehre und das psychophysische Grundgesetz, Archiv f. Sozialwissenschaft 1908.

[2]) Aber, so hat v. Bortkiewicz in seiner zit. Arbeit über Marx mit Recht gesagt, die kapitalistische Rechnungsweise mag noch so „abgeschmackt" sein, ihre Bedeutung für die

punkt der Grenznutzenlehre zum Anlaß, sie mit psychologischem und philosophischem Hedonismus in Zusammenhang zu bringen. Ihre Vertreter werden vielfach „Hedonisten" genannt. Darin liegt zunächst der Vorwurf, psychologische Betrachtungsweisen in die Oekonomik hineingezogen zu haben. Sodann der Vorwurf, eine veraltete und verfehlte Psychologie zu treiben. Die meisten Grenznutzentheoretiker versuchten demgegenüber geltend zu machen, daß das bloße Ausgehen von einer psychischen Erfahrungstatsache noch nicht „Psychologie treiben" heißt, andere suchten sich von jeder Behauptung über psychisches Geschehen freizumachen und streng von äußerlich zu beobachtenden wirtschaftlichen Grundtatsachen auszugehen [1]). Nur wenige zeigen eine Beziehung zum Utilitarismus, darunter vor allem Jevons. Aber man könnte an die Stelle seines utilitarischen Glaubensbekenntnisses einen Protest gegen den Utilitarismus setzen ohne deshalb eines seiner ökonomischen Resultate aufgeben zu müssen. Der Vorwurf gegen die Art von „Psychologie", die man in den Arbeiten der Grenznutzentheoretiker findet, bezieht sich ferner auf deren rationalistischen Charakter. Ihr geht eine Richtung in der Fachpsychologie neuestens parallel (Meinong, Ehrenfels u. a.).

Innerhalb der Grenznutzentheorie macht sich eine Spaltung bemerkbar, die auf einen klassischen Einfluß, der bei Senior und Cairnes ankert, zurückgeht. Während nämlich die österreichische Schule lediglich das Moment des Gebrauchswerts der Produkte zur Basis der Erklärung macht, hat schon Jevons neben dasselbe das Moment des „Arbeitsleids" (disutility) als zweiten Hebel der Bildung des Güterwerts gestellt im Anschluß an seine Grundauffassung von der Oekonomie als „calculus of pleasure and pain". Und manche Spätern, besonders Marshall, haben noch das Moment des „Warten müssens" hinzugefügt, Seniors Abstinenz. Diese Auffassung herrscht in England und Amerika (vgl. außer Marshall noch Edgeworth: Prof. Böhm-Bawerk on the ultimate standard of value, Econ. Journal 1897, und Clark: The ultimate standard of value, Yale review 1892), aber sie steht, wenn auch zweifellos in ihr ein Ueberrest der Kostentheorie zu sehen ist, bei diesen Autoren auf dem gleichen prinzipiellen Boden, wie die reine Gebrauchswerttheorie und begründet höchstens für das Zinsproblem eine erheblichere Differenz [2]).

In Zusammenhang mit den Erörterungen über die Zulässigkeit resp. Möglichkeit der Einführung psychischer Größen in die Oekonomik stand die Frage eines Wertmaßes, die in dem Moment wesentlich wurde, in dem die Theorie das schöne objektive Arbeitsmaß sich entgleiten sah. Schon vor Smith war die Frage eines Maßes des Tauschwerts erörtert und es war erkannt worden, daß es einen in sich unveränderlichen Maßstab nicht geben könne. Diese Erkenntnis trugen dann alle Klassiker vor, während die alten Gebrauchswerttheoretiker, wie z. B. Say, daran festhielten, den Tauschwert eines Guts einfach der Warenmenge gleichzusetzen, die man auf dem Markt dafür erhalten kann. Aber die Messung des Gebrauchswerts wurde einfach für unmöglich gehalten, obgleich doch sicher in der Wirklichkeit ein Jeder Werte von Gütern miteinander vergleicht. Die psychische Werttheorie schien nun einen solchen Gebrauchswertmaßstab auch in der Wissenschaft notwendig

---

kapitalistische Wirklichkeit ist darum nicht geringer. Es ist ferner schon wiederholt hervorgehoben worden, daß auch Marx' Gedankengang von bestimmten Annahmen über individuelles Verhalten abhängig ist, die sich am natürlichsten in individualpsychologischer Sprache ausdrücken lassen.

[1]) So Pareto, Barone, Auspitz und Lieben u. a. Schon Dietzel hat gegenüber v. Wieser die Grenznutzentheorie als „Psychologie" für nicht in die Oekonomik gehörig erklärt. Vgl. über diesen Punkt v. Wieser, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Schmollers Jahrb. 1911; von Böhm-Bawerk in der dritten Auflage seiner Positiven Theorie, 1912, S. 310 f.: „Hedonismus und Werttheorie" und „Wertgrößen und Gefühlsgrößen". Die meisten Einwendungen gegen die Psychologie der Grenznutzentheorie finden sich zusammengefaßt in Lifschitz' Arbeit: Zur Kritik der Böhm-Bawerkschen Werttheorie, 1908; vgl. darüber meine Rezension in der Zeitschr. f. Volksw., Sozialpol. und Verw. 1910.

[2]) Vgl. v. Böhm-Bawerk, Exkurs IX in der 3. Aufl. der Positiven Theorie.

zu machen. Dagegen erhoben sich nun Bedenken gegen die prinzipielle Meßbarkeit von „Intensitätsgrößen" und besonders gegen die Vergleichung von Wertungen verschiedener Personen. Allein die letztere ist überhaupt nicht nötig und bei der Messung der Wertungen ein und derselben Person kann man auf dem Boden beobachtbarer Tatsachen bleiben, wenn man von der Formulierung ausgeht: Der Wert einer Menge eines Guts für jemand ist gemessen durch jene Menge eines andern Guts, welche dem Wirtschaftssubjekt die Wahl zwischen beiden gleichgültig macht (Fisher, Mathematical investigations into the theory of prices 1892). Diese Basierung der Wertmessung auf Wahlakte der Individuen gewinnt immer mehr Anhänger (Pareto, Boninsegni u. a.). Aber man kann die Schwierigkeiten des Problems auch anders überkommen [1]).

Das erste, worum es sich der Grenznutzentheorie handeln mußte, und das, worin ihre fundamentale Leistung besteht, auf der alles andere beruht, ist der Nachweis, daß trotz des gegenteiligen Anscheins die Tatsache des Bedürfnisses und die auf ihr beruhende Nutzwirkung der Güter alle einzelnen Vorgänge der Wirtschaft beherrscht. Da war zunächst die alte Wertantinomie, der Gegensatz zwischen Nutzen und Wert zu behandeln. Das war schon geschehen. Die Unterscheidungen zwischen Bedürfniskategorie und Bedürfnisregung und zwischen dem Gesamtwert eines Vorrats und Werten der den Vorrat eines Wirtschaftssubjekts bildenden Teilmengen hilft darüber hinweg. Hier liegt die Bedeutung des Begriffs des „Grenznutzens" [2]). Dann waren alle Tatsachen der Preisbildung durch das Grundprinzip zu erklären. Zwar daß jene, auf denen die „Nachfrageseite" des Preisproblems beruht, durch dasselbe zu erklären seien, war nie zweifelhaft gewesen und meist als selbstverständlich betrachtet worden. Aber erst die Grenznutzentheorie hat die „Angebotsseite" des Problems auf dasselbe gestützt und die Kosten als Werterscheinungen begriffen. Dabei lag die entscheidende — von der Kritik meist übersehene — Leistung in dem Nachweis, daß die im Wirtschaftsleben so beherrschend hervortretende Schätzung der Güter nach ihren Kosten nur eine vom praktischen Leben vorgenommene Kürzung des tatsächlichen Zusammenhangs ist, daß dieser Zusammenhang sich durch das Moment des Gebrauchswerts erklärt, daß die Berechnungen des Unternehmers nur der Widerschein von Wertungen der Konsumenten sind und daß dort, wo ein Gut von jemand nach dem Gebrauchswert der Güter, die sich der Betreffende dafür auf dem Markt verschaffen kann — subjektiver Tauschwert —, geschätzt wird, diese „Tauschfähigkeit" und damit der subjektive Tauschwert auf alternativen Gebrauchswertschätzungen beruht. Das führte zu einer einheitlichen Erklärung aller Vorgänge der Verkehrswirtschaft durch ein einziges Prinzip und namentlich auch zur Klarstellung des Verhältnisses zwischen Kosten und Preisen [3]). Das klassische Kostengesetz — der Satz von der Tendenz nach Gleichstellung von Kosten und Erlös

---

[1]) Vgl. Čuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen, 1907; darüber Exkurs X in von Böhm-Bawerks zit. Werk.

[2]) Engl. marginal oder final utility, franz. rareté, utilité limite. Pareto hat den Ausdruck: ophelimité élementaire geprägt, um die Nebenbedeutungen der Worte „Wert" und „Nutzen" auszuschließen.

[3]) Es wurde wiederholt gesagt, daß die Grenznutzenlehre, weil sie von der Wertung gegebener Gütermengen ausgehe, von dem Produktionsvorgang absehe und das Zustandekommen dieser Mengen nicht erklären könne. Allein die Annahme gegebener Gütermengen dient nur der einleitenden Demonstrierung des Grenznutzengesetzes. Auf einer weitern Stufe werden diese Gütermengen zu Unbekannten und die Untersuchung ihrer Bestimmungsgründe zum Hauptproblem, wie besonders klar in Walras' System hervortritt. Es wurde ferner gesagt, daß die Grenznutzenlehre die Werte der einzelnen Güter nur von deren Menge abhängig sein lasse und den Einfluß des Vorhandenseins anderer Güter auf sie vernachlässige. Auch das trifft nur für einleitende Erörterungen zu. Auf einer weiteren Stufe wird jeder Güterwert als Element der gesamten wirtschaftlichen Lage jedes Individuums behandelt, vgl. besonders Marshall und Pareto. Auch die Tatsache, daß Angebot, Nachfrage und Preis einander gegenseitig beeinflussen, bildet keine Einwendung gegen die Grenznutzenlehre, wenngleich sie im Tone einer Einwendung vorgetragen zu werden pflegt.

bei freier Konkurrenz — erhielt erst jetzt eine zwingende Begründung und seinen tiefern Sinn. — Wenn man daher das Ineinandergreifen von Angebot und Nachfrage mit dem Zusammenwirken der beiden Schneiden einer Schere verglich (Marshall), so lag darin solange kein Gegensatz zur Grenznutzenlehre, als beide auf dasselbe Moment begründet, d. h. die Kosten jeder Produktion dem Nutzeffekt jener Produktionen gleichgesetzt wurden, die mit denselben Produktionsmitteln sonst noch möglich gewesen wären. (Opportunity cost, displacement cost) [1]. Aber da die meisten englischen Autoren die „Angebotsseite" des Problems auf das selbständige Moment von Arbeitsunlust und Genußaufschub stützen, so pflegt jene Formulierung meist im Tone einer Einwendung vorgebracht zu werden. Der durch diese Auffassung bewirkte materielle Unterschied gegenüber der reinen Gebrauchswerttheorie ist jedoch, wie gesagt, minimal.

Auf dieser Grundlage entstand vor allem, was dem System der Klassiker fehlte, eine gründliche Preistheorie. Besonders von v. Böhm-Bawerk und Walras wurde sie geschaffen und seither ist sie sorgfältig ausgearbeitet worden. Wir können ihren Inhalt hier nicht darstellen und wollen nur hervorheben, daß sie abgesehen von zahlreichen Einzelleistungen (Monopoltheorie, Theorie der Steuerüberwälzung, der internationalen Werte, der Transporttarife) eine Gesamtauffassung des Wirtschaftsprozesses vermittelt, der gegenüber die klassische Theorie nur die Bedeutung einer einseitigen Hervorhebung spezieller Fälle hat. Das Ineinandergreifen der Individuen und Funktionen im Organismus der Volkswirtschaft wurde durch sie zum erstenmal mit prinzipieller Klarheit und auf Grund eines einheitlichen Erklärungsprinzips dargestellt. Freilich ist sie viel weniger „konkret" als die Theorie der Klassiker und nur, namentlich statistische, Tatsachensammlung kann ihr jene Bestimmtheit der Daten geben, die nötig ist, um mehr als ein allgemeines Verständnis des Wesens des Wirtschaftsprozesses zu gewinnen. Dazu gibt es vorerst nur Ansätze. Aber das theoretische Gerüst ist ziemlich fertig. Wirklich bedeutende Gegensätze gibt es innerhalb dieser Preistheorie nicht mehr.

Der Grundgedanke der Grenznutzentheorie zwingt seinen Vertretern keine bestimmte Stellung im Geldproblem auf und kann im Rahmen einer jeden verwertet werden: Die Eigenart des Geldproblems bringt es mit sich, daß auf demselben prinzipiellen Boden verschiedene Lösungen desselben erwachsen können. Nach einer Richtung — charakterisieren wir sie, eine üblich gewordene Ausdrucksweise benützend als „metallistisch" — wurde die Geldtheorie von C. Menger (Art. Geld im H. d. St.) ausgearbeitet, auch Jevons und Pareto und viele andere stehen auf diesem Boden. Aber außerdem (Walras, Wieser) hat sich eine andere Geldtheorie entwickelt, in der der „Stoffwert" des Geldes eine ganz untergeordnete Rolle spielt und die die Wertbildung des Geldes aus seiner Stellung im Organismus der Volkswirtschaft erklärt. Das hat in ihrer Art schon die Quantitätstheorie versucht, aber sie hat nur eine starre Näherungsformel von sehr geringem Erklärungswert aufgestellt, während die erwähnte neue Theorie der Sache in ähnlicher Weise auf den Grund zu gehen sucht wie die moderne Werttheorie, die in einem ganz analogen Verhältnis zum klassischen Preisgesetz steht. Diese neue Theorie berührt sich mit einer allgemeinen Bewegung auf diesem Gebiet. Allmählich und geräuschlos — in England z. B. fast nur durch schrittweise Veränderungen der mündlichen Lehre — haben sich neue Auffassungen durchgerungen, die zu einer reichen Ernte geführt haben. Von ihnen sei Knapps „Staatliche Theorie des Geldes" 1905 genannt, die weithin Aufmerksamkeit erregt hat. Während die systematische Literatur des Gegenstands noch vorwiegend auf dem alten Standpunkt steht, wie die Werke von Helfferich, Martello, Laughlin, Foville u. a. zeigen, hat die Diskussion von Währungsfragen — Lexis, Lotz u. a. — nach und nach die Mehrzahl der Oekonomen dem neuen nähergebracht.

---

[1]) Vgl. Davenport, Value and Distribution, 1908.

Wie in der alten, so ist in der neuen Oekonomie die Verteilung das wichtigste Problem. Auch hier hat die Grenznutzentheorie ihren Grundgedanken gegenüber den klassischen Spezialerklärungen jedes Einkommenszweigs einheitlich zur Geltung gebracht. Damit trat sie das Erbe der „Theorie der produktiven Dienste" an. Aber während diese an den Einwänden scheiterte, daß die „Anteile" der einzelnen Produktionsfaktoren im Produkt ununterscheidbar vermischt seien oder daß von solchen „Anteilen" überhaupt nicht gesprochen werden könne, weil ja alle Produktionsmittel zur Erzeugung des Produkts in gleicher Weise nötig seien und eines ohne die andern eben nichts produzieren könne, und daß die produktiven Leistungen mit der Entlohnung der Besitzer der Produktionsfaktoren nichts zu tun haben, so gelang es nun mit Hilfe der Grenzanalyse nachzuweisen, daß mit dem Ausdruck „Produkt eines Produktionsfaktors" ein präziser ökonomischer Sinn verbunden werden kann und daß die wirtschaftliche Praxis tatsächlich solche Anteile der einzelnen Produktionsfaktoren unterscheidet. Das übrige, nämlich den Nachweis, daß der Wert der produktiven Beiträge der einzelnen Produktionsfaktoren wirklich die Grundlage der Einkommensbildung abgibt, leistete dann die Preistheorie. Zwar ist der Einwand von der Ununterscheidbarkeit von besonderen Beiträgen der Produktionsfaktoren mitunter bis heute aufrecht gehalten worden. Im großen und ganzen aber kann man sagen, daß die Erklärung der Einkommenszweige und ihrer Größe durch das „Grenzprodukt" der Produktionsfaktoren, besonders in der amerikanischen, englischen und italienischen, aber auch in der französischen Literatur zum der Diskussion entrückten Gemeinplatz geworden ist. Anders steht es mit der für die österreichische Gruppe der Grenznutzentheoretiker charakteristischen Zurechnungstheorie (Menger, v. Wieser, v. Böhm-Bawerk), die die Brücke zwischen den Werten und Preisen der Produkte und denen der Produktionsmittel herstellen und die Regeln zeigen soll, nach denen der Produktwert auf den Produktionsmittelwert gleichsam zurückstrahlt. Aber obgleich wir darüber bei den andern Gruppen keine weitern Untersuchungen finden und der Ausdruck „Zurechnung" nur nebenbei oder ablehnend erwähnt wird, finden wir doch überall das Wesen der Sache, so bei Marshall in dessen „Substitutionsprinzip", bei Clark in dessen „Variationsgesetz".

In diesen Grundprinzipien gibt es kaum ernstere Differenzen, so wenig auch die fundamentale Einigkeit äußerlich hervortritt [1]). Wohl aber gibt es solche in einem für unsern ganzen Einblick in den sozialen Wirtschaftsprozeß und die ökonomische Struktur der Gesellschaft geradezu entscheidenden Punkt, dem Problem des Kapitalzinses. Im Jahre 1884 erschien das kritische Werk v. Böhm-Bawerks, das nicht nur die Unhaltbarkeit, sondern auch die Oberflächlichkeit der vorhandenen Zinserklärungen dartat und eine neue Aera für die Zinstheorie begründete. An ihm und der ihm vier Jahre später folgenden „Positiven Theorie" haben sich zahllose Zinstheoretiker gebildet und kaum einer ist davon unberührt geblieben. Von allen Werken der Grenznutzenlehre haben diese beiden Bände am tiefsten und weitesten gewirkt. Wir finden die Spuren ihres Einflusses in der Fragestellung und im Vorgehen fast

1) In der Lohn- und Rententheorie herrscht prinzipielle Uebereinstimmung. Der Lohn ist gleich dem Grenzprodukt der Arbeit. Die Grundrententheorie hat sich von der Ricardianischen Form gewiß nicht vollständig emanzipiert, aber der charakteristische Satz vom Nichteintreten der Rente in den Preis hat seine Bedeutung verloren, so daß selbst bei Autoren, die an Ricardo formell festhalten wie Marshall, tatsächlich der Zusammenhang zwischen Bodenproduktivität und Rente hergestellt ist. In der neueren Theorie spielt der Rentenbegriff eine große Rolle. Da ja bei der Grundrente die Klassiker schon die Grenzanalyse anwandten, so erscheint mitunter die moderne Verteilungstheorie unter dem Gesichtspunkt einer Verallgemeinerung der klassischen Grundrententheorie, nur daß das Gesetz des abnehmenden Grenznutzens an Stelle oder an die Seite des Gesetzes vom abnehmenden Ertrag tritt. Das gilt besonders für die amerikanische Theorie. Vgl. Johnson, Rent in modern Economic Theory (Am. Econ. Assoc. Publ. 1902); Fetter, The passing of the old rent concept (Quarterly Journal of Economics 1901); Clark, Distribution as determined by a law of rent (ebenda Bd. 5). Noch sei die Anwendung des Rentenbegriffs auf den subjektiven Nutzgewinn bei Tausch und Produktion erwähnt (Marshalls consumers surplus).

aller modernen Zinstheoretiker, auch jener, die der konkreten Lösung des Zinsproblems, die v. Böhm-Bawerk geboten hat, ablehnend gegenüberstehen. Diese Lösung beruht auf dem Grundgedanken, daß sich das Zinsphänomen aus einer Diskrepanz zwischen den Werten gegenwärtiger und künftiger Genußgüter erkläre, die sich auf drei Tatsachen stützt: Auf Differenzen zwischen dem gegenwärtigen und zukünftigen Versorgungszustand der Wirtschaftssubjekte, auf den Umstand, daß zukünftige Bedürfnisbefriedigungen dem Menschen weniger lebhaft vor Augen stehen als gleichartige aber gegenwärtige, weshalb das wirtschaftliche Handeln auf erstere weniger lebhaft reagiert und die Wirtschaftssubjekte eventuell bereit sind, gegenwärtige Genüsse mit an sich größern künftigen zu erkaufen, und endlich auf die Tatsache, daß der Besitz genußbereiter Güter die Wirtschaftssubjekte der Notwendigkeit überhebt, durch Augenblicksproduktion, etwa primitive Nahrungssuche, für ihren Unterhalt zu sorgen und es ihnen ermöglicht, ergiebigere aber zeitraubende Produktionsmethoden einzuschlagen, so daß gewissermaßen der Besitz genußbereiter Güter in der Gegenwart den Besitz von m e h r solchen Gütern in der Zukunft verbürgt. In diesem „dritten Grunde" der Zinserscheinung liegen zwei Elemente: Einmal die Konstatierung einer bisher der Theorie noch nicht bekannten technischen Tatsache, nämlich der Tatsache, daß die Verlängerung der Produktionsperiode, das Einschlagen von „Produktionsumwegen", die Erzielung eines überproportional zur Zeit größern Ertrags ermöglicht, und die These, daß diese technische Tatsache auch eine selbständige Ursache einer Wertschwellung der jeweils gegenwärtigen Genußgüter sei. Der Zins als Einkommenszweig entsteht dann im Preiskampf zwischen den Kapitalisten, in denen gleichsam Händler mit genußreifen Gütern zu sehen sind, einer- und den Grundeigentümern und Arbeitern andererseits. Infolge der Höherschätzung der Gegenwartsgüter durch die letztern und infolge des Umstands, daß die Verwendbarkeit gegenwärtiger Vorräte von Genußgütern für ergiebigere Ausdehnungen der Produktionsperiode praktisch unbegrenzt ist, entscheidet der Preiskampf stets zu gunsten der Kapitalisten, so daß Grundeigentümer und Arbeiter ihr künftiges Produkt nur mit einem Abzug, gleichsam diskontiert auf die Gegenwart, erhalten. Diese Leistung hat Epoche gemacht und ihrer Diskussion und Kritik gilt ein großer Teil der theoretischen Arbeit der letzten zwanzig Jahre. An jene, die diese Theorie in vollem Umfang angenommen haben (z. B. P i e r s o n, G i d e, T a u s s i g (zuletzt: Principles of Economics 1912) schließen sich die verschiedenen Gruppen aller der, die an ihr gelernt und Gedanken aus ihr entnommen haben. So haben F i s h e r (Capital and Interest 1906, Rate of Interest 1908) und F e t t e r (Principles of Economics 1904) das „psychische Geringersehen" künftiger Bedürfnisbefriedigungen zur Basis ihrer Zinserklärungen gemacht und sich damit dem Standpunkt Jevons' genähert. Sie haben aber weiter die Zinstheorie zu einer allgemeinen Vermögensertragstheorie ausgearbeitet, wozu ebenfalls die Grundlagen im Werke v. Böhm-Bawerks enthalten sind. Andere, wie John B. C l a r k (Distribution of Wealth 1899) und v. Wieser haben an der Produktivitätstheorie festzuhalten aber ihr ein neues Fundament zu geben versucht — beide in verschiedener Weise. Noch andere haben die Grundelemente verschiedener Zinserklärungen zu einem neuen Bild des Phänomens vereinigt (so M a r s h a l l die Abstinenz- und Produktivitätstheorie, etwas anders C a r v e r, Distribution of Wealth 1904). Daneben gibt es aber auch noch eine ganze Anzahl von an ältern Formen der Zinserklärung festhaltenden Autoren. Doch kann von einer einigermaßen vollständigen Uebersicht auch nur der wichtigsten Gedankenströmungen hier keine Rede sein.

Auf dem Gebiet der Theorie des Unternehmergewinns geschah weniger. Die Diskussion bewegte sich meist innerhalb der schon im vorhergehenden Abschnitt angegebenen Gedanken. Die übrige theoretische Gedankenarbeit galt Spezialfragen und stand nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wege, den die theoretischen Grundprobleme nahmen. Unter ihnen ragt an Wichtigkeit die Frage

der Krisen hervor. Nachdem C. Juglar (Des crises commerciales 1889) die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens als das wesentliche Phänomen erkannt und in der Aufschwungsperiode, die jeder ökonomischen Krise vorhergeht, die unmittelbare Ursache der Krisen entdeckt hatte, wurde dieser Gedanke zur Grundlage der Arbeit am Krisenproblem — die Erklärung jener gleichsam rhythmischen Bewegung wurde ihr eigentliches Ziel. Auf diesem Boden stehen die meisten modernen Leistungen, namentlich die Spiethoffs. Doch muß die Darstellung des auf solchen Einzelgebieten Geschaffenen den sedes materiarum in diesem Werk überlassen bleiben.

10. Die Heftigkeit der Methoden- und Doktrinengegensätze auf unserem Gebiet, die sich teils aus seiner Natur und dem wirklich oder vermeintlich ökonomischen Thesen zukommenden politischen Interesse und teils aus der relativen Jugend energischer wissenschaftlicher Arbeit auf demselben erklärt, scheint oft die Kontinuität der Entwicklung zu unterbrechen. Allein es ist erstaunlich, wie wenig verhältnismäßig der jeweilige Streit des Tages den Gang der ruhigen Arbeit beeinflußt. Blickt man durch die Hülle der Kampfargumente hindurch, so sieht man viel weniger von den Gegensätzen, die mit solcher prinzipieller Schärfe formuliert zu werden pflegen. Man sieht, daß diese Gegensätze sachlich nicht immer unversöhnlich sind und daß die verschiedenen Richtungen einander nicht leicht bis zur Vernichtung überwinden. Im letzten Grunde wollten schon die Physiokraten, was wir heute wollen und wenn man sich an die Sache und nicht an die ihr gegebene Form hält, so ist es oft schwer, für einen heftig geführten Kampf die dazu gehörige entsprechend schroffe Formulierung der sachlichen Parteistandpunkte zu finden. So entbehrt auch unsere Wissenschaft nicht der organischen Entwicklung. Aus der instinktiven Kenntnis der Grundtatsachen des Wirtschaftslebens erwachsen, hat sie sich im Anschluß an die durch die praktischen Erfahrungen geformten Ideen im 18. Jahrhundert konsolidiert. Und das Errungene wurde langsam und stetig ausgebaut, allen „Neubegründungen“ der Wissenschaft zum Trotz. Dieses Ausbauen ging nicht besonders schnell und jedesmal noch hat sich ein gegenteiliger Anschein als trügerisch erwiesen — wie überall, so waren auch hier die großen Leistungen selten. Aber es ruhte auch niemals. Viel Kraft ging im Suchen und Versuchen verloren, auch deshalb, weil fast niemals ein Nationalökonom ganz gleichgestimmte andere Nationalökonomen zum Publikum hatte und weil daher fast jeder kämpfen und seinen Beitrag mit einer langen Einleitung versehen mußte. Das war in der Werdezeit aller Wissenschaften so und wird bei uns noch lange so bleiben. Entwicklungsphasen lassen sich nicht überspringen, nicht die eines organischen Körpers, nicht politische und soziale und auch nicht wissenschaftliche. Aber das wird sich mit der Zeit von selbst geben, und dann wird es leichter fallen, die Einheitlichkeit der Grundlinien der sozialwissenschaftlichen Arbeit der letzten 150 Jahre zu überblicken.
